coll. 7
Sect. 3366
Ht. sing. 409 f
(1

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

Xerokopieren
rischen Grü
Nur im Le

<36611433810012

<36611433810012

Bayer. Staatsbibliothek

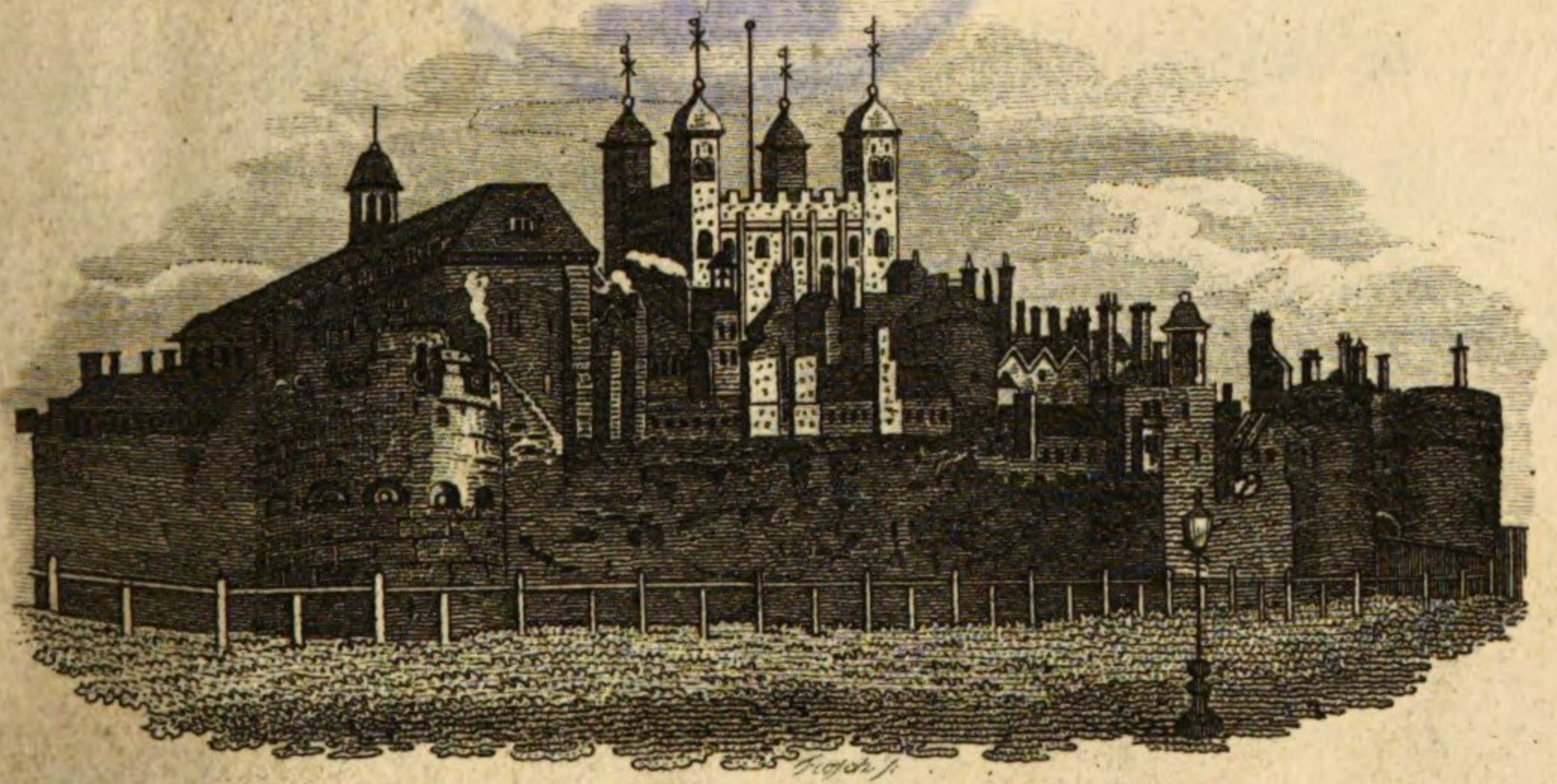
J. F. Schröter sc. Lipsiae.

# DENKMAL
## der Königin Maria Stuart
### in der Westminster-Abtey.

# Beobachtungen
# auf Reisen
## in und außer Deutschland.

Nebst
Erinnerungen
an,
denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen
in den letzten funfzig Jahren.

Von
D. August Hermann Niemeyer.



Der Tower in London.

Erster Band.

Halle und Berlin,
in der Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses.
1820.

WB43/1225

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenn dem früheren Alter — hat ein weiser Mann gesagt — Thun und Wirken gebührt, so ziemt dem späteren die Betrachtung und die Mittheilung.

Das Thun und Wirken, so weit meine Kräfte reichten, nicht zu versäumen, machte ich mir früh zur Aufgabe meines Lebens. Der Betrachtung hat sich, in einer langen Reihe von Jahren, und in den mannichfaltigsten äußeren Verhältnissen, ein reicher Stoff dargeboten. Wenn ich itzt den Anfang mache, auch einem größeren Kreise als dem engeren der Freunde, was ich daheim und auf Reisen erfahren und beobachtet habe, mitzutheilen, so erfülle ich zugleich, wozu man mich oft, neuerlich selbst häufiger und dringender, aufgefordert hat, und darf um so mehr auf eine freundliche Aufnahme rechnen.

Der Titel verspricht zunächst Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland. Auch den kleineren wird es nicht ganz an Anlaß dazu fehlen. Das Merkwürdigste und Lehrreichste haben wir oft näher als wir meinen. Unter den größeren werden, außer der letzten nach England im J. 1819, die Reisen durch einen Theil von Deutschland nach dem Rhein 1794, nach Dännemark 1798, nach Schlesien 1800, nach Holland 1806, meine Deportation nach Frankreich 1807, der Besuch von Bayern, Tyrol, Oberitalien, Wien und Prag 1811, die reichsten Materialien liefern. In welchem Umfange ich diese aus dem Archiv meines Gedächtnisses und meines Schreibpults noch hervorzuziehn und zu bearbeiten hoffen dürfe, dieß wird eben sowohl von der Aufnahme dieser ersten Probe, als von dem Maaß der Zeit, die mir noch zu leben vergönnt seyn möchte, abhängen.

*Vitae Summa brevis*
*Spem me vetat inchoare longam.*

Neben den Beobachtungen auf eigentlichen Reisen, möchte ich aber auch mich selbst und Andre noch einmal an denkwürdige Ereignisse und Zeitgenossen, die mir auf der langen Reise durch das Leben, besonders in den letzten funfzig Jahren, begegnet sind, erinnern. Wenn auch der Anfang des Weges noch in dem Nebellande des Knaben- und Jünglingsalters liegt, so entdecke ich doch selbst noch in jener Ferne einzelne sehr lichte Puncte, wie ja ohnehin, nach einer sehr allgemeinen Erfahrung, das Gedächtniß die Eindrücke der ersten Jugend weit treuer als viele spätere aufbewahrt. Meine letzte Erinnerung aus alter Zeit verliert sich in dem Kanonendonner von Roßbach, der bis zu uns herüberscholl. Späterhin, von einer sehr welt- und geschichtkundigen Erzieherin gebildet (s. S. 45.), ward ich früh der Vorleser von Tagesblättern. Daher ruft mir mein Gedächtniß die erste Kunde vieler höchst wichtiger Begebenheiten der nächstfolgenden Jahre, z. B. das Ende des siebenjährigen Krieges und das Friedens-

fest (1763), die Revolution in Dännemark nach dem Sturz des Grafen v. Struensee, eines Hallensers, und so viele andre noch eben so lebhaft zurück, als lägen die Stücke des Hamburger Correspondenten, die sie zuerst verkündigten, noch vor mir.

Welche Zeit ist nicht überhaupt, schon in welthistorischer Hinsicht, vor einem jeden vorübergegangen, der fünf, ja auch nur vier Decennien zurückdenken kann! Wie hat ihn, wenn er aufmerksam vor dem großen Schauplatz stand, jedes Jahr, oft jeder Monat, von der Betrachtung einer großen Begebenheit zu einer größeren fortgerissen! Liegt nicht in den Gränzen dieser vierzig Jahre — einem Zeitraum, der in andern Perioden der Geschichte oft so leer erscheint — eine ganze Weltgeschichte voll lauter ungeahndeter Ereignisse? — Der Freyheitskampf in Amerika — der letzte Act in dem Leben Friedrichs — die ganze glückliche und unglückliche fast mehr zerstörende als bauende Thätigkeit Josephs — das große Drama der französischen Revolution —

die höchste Glorie und der tiefste Fall des glücklichsten Eroberers seit Alexander und Timurbeg — Frankreichs, Deutschlands, Hollands, Italiens Unterjochung — eine Reihe von Kaisern, Königen und Königinnen, Päbsten und Fürsten, heute im Purpur, morgen vor Gericht, in der Gefangenschaft, in der Verbannung, im Wahnsinn, gefallen durch Meuchelmord, endend auf dem Blutgerüst — die alte Kraft unsres die Fesseln brechenden Volks erwacht, in einer Völkerschlacht, wie sie kaum ein Zeitalter sah, mit Sieg gekrönt — nach fünf und zwanzig blutigen Jahren allgemeiner Friede — mitten im Frieden alte Staatenformen zerbrochen, und neue aufgebaut — Regenten, drey verschiedenen Kirchen angehörend, zu einem heiligen Bunde vereint! Doch — wo soll man anfangen, wo enden?

Und wenn man von diesen, in ihren Folgen nicht zu berechnenden Erscheinungen der Außenwelt, sich zu dem hinwendet, was sich auf dem Gebiet des Wissens und der Religion ereignet hat — welche geistige Lebenskräfte sind auch da zu

That und Kampf erwacht! Hat sich nicht fast alles neu gestaltet? Auf manchem Felde der Wissenschaften kennt man kaum die alten Gränzen noch. Wer ein halbes Menschenalter zurückdenken kann, hat fast in allen System auf System emporkommen und untergehen, und so manchen Bau, der eine geistige Universalmonarchie zu bezwecken schien, gleich so manchem politischen Königreich schnell verschwinden, unzählige auch berühmte Namen, bey dem unendlichen Drängen und Treiben literarischer Productionen, in die große Fluth der Allvergessenheit versinken sehn. Aber er ist doch auch der Zeitgenosse sehr großer Geister gewesen, deren Genius, mit seinem gewaltigen Einwirken auf Gelehrsamkeit, Kunst und das ganze unvergängliche Reich der Ideen, jeden Wechsel der Zeit überleben, und ihre Namen der Unsterblichkeit überliefern wird. Wollte ich in jeder Sphäre geistiger Thätigkeit auch nur die Gefeyertesten nennen, man würde über die Menge erstaunen, deren sich gerade dieß Zeitalter rühmen durfte.

Doch eben dieser fast unübersehbare Reichthum von Ereignissen und Bestrebungen, bringt so leicht selbst das Wichtigere in Vergessenheit. Unsre Jugend kennt höchstens ihre Mitwelt, und sucht selbst classische Schriftsteller, wenn sie nicht mehr leben und an der Ordnung des Tages sind, kaum noch in den Bibliotheken auf. Eben daher scheint es mir recht eigentlich Pflicht für die Veteranen, welche sie überlebt haben, ganz besonders aber für solche, die ihr Verhältniß mit dem was geschehen, und denen durch die es geschehen ist, näher verband, dazu mitzuwirken, daß nicht zu früh vergessen werde, was billig nie vergessen werden sollte. Ich rechne es zu den vielen Vorzügen, welche mein Leben der göttlichen Vorsehung verdankt, mich zu diesen Ueberlebenden zählen zu dürfen. Eine sehr große Anzahl der merkwürdigsten Menschen unsrer Zeit, natürlich am meisten auf vaterländischem Boden, habe ich persönlich, und wie sie durch That und Wort gewirkt, genauer kennen gelernt. Ich sah, vornehmlich in der schönen Literatur, der Philosophie, der Theologie

viele Schulen entstehen und untergehen, und manches, was sich als das einzige, höchste, letzte ankündigte, und von unserm leider! nur allzu modesüchtigen Vaterlande als solches bewundert und gepflegt ward, nach kurzer Zeit in gänzliche Vergessenheit versinken. Ich war Zeuge von der — nur oft eben so unweisen als unduldsamen — Reformationssucht in der Theologie, die gerade weil sie keine Gränzen kannte, einen Rückschritt in alles, was nur den Stempel des Alterthums trägt, fürchten läßt. Ich war Zuschauer jenes unruhigen, von speculativen Theorieen ausgehenden Experimentirens auf dem Gebiet der Pädagogik, statt daß man sich an Erfahrung und gesunden Menschenverstand, als die sichersten Führer hätte halten sollen. Auch die äußeren Wechsel der Zeit ließen mich in dem mir angewiesenen Wirkungskreise nicht unberührt, und wenn dieß nicht immer ohne schmerzliche Erfahrungen blieb, so konnte ich doch auch da den stillen Gang der Vorsehung, die so oft aus Dunkel Licht und aus Unglück Segen bringt, nicht übersehen.

Gespräche, Privat- und öffentliche Verhandlungen, Briefwechsel, Anschauung auf Reisen von verschiedner Art und zu sehr verschiednem Zweck, ließen mich manches genauer kennen, als es vielen andern vergönnt war. An vielseitiger Menschenkenntniß mußte ich wohl dadurch gewinnen; ich darf hoffen daß ich auch an Sicherheit und Unparteylichkeit des Urtheils gewann. Selbst wo der Affect sein Recht im ersten Moment behauptete, hat die Zeit die Gefühle abkühlen und berichtigen können.

Da nun Vieles dieser Art in meinem Gedächtniß, oder in Briefen, Tagebüchern, Berichten und Entwürfen bewahrt liegt, Vieles auch mit meinen Reisen selbst in nahem Zusammenhange steht, insonderheit die persönliche Bekanntschaft interessanter Menschen, so sollen die folgenden Theile auch Mittheilungen dieser Art — biographische, epistolographische, historische und reflectirende, besonders über einige denkwürdige Zeitperioden enthalten, so fern ich hoffen darf, daß sie noch itzt Theilnahme wecken können. Meine Deportation nach Frankreich in der Periode der Unterjochung

des Vaterlandes und der Trennung von dem preußischen Staat, dürfte hiezu besonders reichen Stoff liefern, auch wohl manches Urtheil berichtigen.

---

Die nächste Veranlassung der Erscheinung dieses ersten Bandes, hat mir die im vorigen Jahre nach England gemachte Reise gegeben. Die öffentliche Theilnahme daran mußte mich eben so sehr überraschen als rühren. Doch könnte das Verlangen, gerade darüber etwas zu lesen, mich eben so leicht bedenklich machen als ermuntern. Denn leicht erwartet man mehr, als bey einem — wenigstens für ein solches Land — viel zu kurzer Aufenthalt zu leisten möglich ist, und das was sich auch bey dem kürzesten einem Jeden aufdringen muß, ist gerade schon am meisten bekannt.

Da indeß doch jeder mit seinen Augen die Gegenstände anschaut, da sie selbst durch die Zeit, in welcher sie Jeder sieht, etwas Eigenthümliches bekommen können, so darf auch das Bekannte wiederholt werden, und selbst der Contrast der Ansichten kann der Behandlung ein Interesse geben.

Diese Individualität der Ansicht, habe ich wenigstens bey der Darstellung dessen, was ich in England sah und hörte, zu erreichen gesucht. Eine bloße Beschreibung der Gegenstände, eine genaue Topographie und Aufzählung alles Merkwürdigen und Unmerkwürdigen, lag viel weniger in meinem Plan, als die Mittheilung der Ideen und Gefühle, welche die Gegenstände in mir erzeugten. Jenes kann man, ohne den Fuß aus dem Hause gesetzt zu haben, niederschreiben und Bände damit füllen, indem man aus den Bruchstücken von neun älteren Werken ein zehntes zusammenbaut. Aber leicht geht es dann auch dem Leser, wie jenem jungen Reisenden in Italien, der zwar, um seiner Reiseinstruction treu zu bleiben, nichts ungesehen ließ, und alle Abend in sein Tagebuch schrieb, wie viel Kirchen und Gallerien er wieder abgemacht habe, dann aber stets mit einem Gottlob! endigte. Von einer detaillirten Beschreibung der Gebäude, Bildersammlungen, Museen, Landsitze, Gärten, ist ein gewisses ermüdendes Einerley unzertrennlich. Es läßt

oft kaum die Sehnsucht zurück, selbst an Ort und Stelle gewesen zu seyn.

Doch auch hierüber fühlen vielleicht nicht alle Leser gleich. Man hat wohl hie und da die Forderung gemacht, „Anschauungen und Erfahrungen sollte man, ohne sie durch ein theoretisches Band zu verknüpfen, vortragen und es dem Leser überlassen, sich selbst einen Uebergang vom Besondern zum Allgemeinen zu bahnen.“ Aber ich denke, — wie auch schon Göthe bemerkt hat, — alles bloße Anblicken und Beschreiben des Angeblickten könne uns und andere wenig fördern. „Jedes Ansehn — sagt er — soll billig übergehen in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen. Nur so wird das Erfahrungsresultat lebendig und nützlich.“ Viele Abschnitte „aus seinem Leben“ sind hiezu Belag und Vorbild.

Nach diesem Vorwort wird man in den folgenden Blättern, nicht bloß historische Relationen erwarten, sondern auch Versuche, an das Einzelne allgemeinere Betrachtungen, an

den räumlichen Schauplatz der Begebenheiten, Erinnerungen an die, welche sich, vielleicht schon vor Jahrhunderten darauf bewegt, gehandelt, geduldet, gekämpft haben, überhaupt an die Gegenwart die Vergangenheit zu knüpfen. Dieß hat hie und da selbst einige historische Episoden (wie S. 211—234.) herbeygeführt, die allerdings für manche meiner Leser wenig, aber doch vielleicht, da sie aus den Quellen geschöpft sind, einiges Neue enthalten werden, und auf jeden Fall durch die Geschichte unsrer Zeit ein erneutes Interesse erhalten dürften. Bey der Darstellung des Eindrucks einzelner Gegenstände ist es übrigens unvermeidlich, oft von sich selbst zu reden. Aber ist nicht fast jede Reisebeschreibung ein Bruchstück aus einer Selbstbiographie? Man hat — ich darf es sagen — die ersten Mittheilungen mehrerer der folgenden Abschnitte in dem hiesigen Wochenblatt, eben wegen dieser Art der Behandlung gern gelesen, und Leser, deren Urtheil mir entscheidend ist, haben mich aufgemuntert, gerade diesen Weg nicht zu verlassen.

Der hie und da verbreiteten Sage, als ob die Reise im höheren Auftrage, wohl gar auf öffentliche Kosten, zu bestimmten Zwecken, in Beziehung bald auf das Universitäts- bald auf das Schulwesen unternommen wäre, habe ich schon in der Schrift selbst (s. S. 100.) widersprochen, und, was mich schon früh nach England hinzog, eben so offen (s. S. 5 ff.) dargelegt. In der That wüßte ich auch kaum, was gerade von jener Seite der Reisende für Ausbeute jenseits des Meeres hoffen dürfte, sobald nicht sowohl von literarischen Schätzen, die allerdings noch lange nicht erschöpft sind, als von Einrichtungen, Verfassungen und Methoden der Lehrinstitute die Rede ist. Ein andres ists mit der Staatsverfassung Englands. In ihr ist gewiß sehr viel vortreffliches, wenn gleich ein großer Theil davon bey uns nicht anwendbar seyn mag. Wenn man indeß die großen Wirkungen des Gemeingeistes und der freyen Thätigkeiten aller Art, welche die Regierung dem Bürger in jedem Verhältnisse verstattet, mit andern

dern Verfassungen vergleicht, wo so oft alles Heil von beengenden Vorschriften, kleinlichen Formen, und einer mißtrauenden Bewachung erwartet wird, die nur lähmen und niederschlagen kann, so ist es schwer, den Wunsch zu unterdrücken, daß wir uns darin wenigstens dem brittischen Geiste mehr nähern möchten. Um von diesem Gefühl durchdrungen zu werden, darf man nur die treue Darstellung dieses Geistes in mehreren der besten Werke über England, vergleichen, — namentlich in der gehaltvollen Schrift des Hrn. Oberpräsidenten v. Vinke*), welchen ich nicht bloß als vormaligen würdigen Zögling der hiesigen Erziehungsanstalt, und itzt als meinen edlen und bewährten Freund, sondern auch als echten Patrioten hier, der Zeitgenossen gedenkend, achtungsvoll nenne.

Hinsichts des Universitäts- und Schulwesens aber, möchte jede Art von Nachahmerey, die ohnehin selten zu etwas Tüchtigem führt, am allerwenigsten zu rathen seyn. Ich

*) L. Frh. v. Vinke, Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens, herausgeg. von Niebuhr 1806.

werde in dem folgenden Theil, welcher zunächst den Ueberrest meiner englischen Reise enthalten soll, Gelegenheit haben, mehr über diesen Gegenstand mitzutheilen. Unparteylichkeit in der Darstellung dessen, was ich in Oxford, Cambridge, Eton fand, soll mir auch hier das erste Gesetz seyn. Ich bin, ohnerachtet der obigen Aeußerung, eben so weit entfernt, alles dort Bestehende so unbedingt, wie manche andre selbst englische Schriftsteller, z. B. Gibbon, zu tadeln, als in die Lobsprüche einiger unsrer deutschen Berichterstatter einzustimmen, die gewiß weniger ausgegangen seyn mögen von einer tiefen Kenntniß des Innern, als von den Täuschungen des Scheins durchgängiger Ordnung und Sittlichkeit, daneben auch wohl von dem schmerzlichen Gefühl mancher unleugbaren Uebel und Verderbnisse, welche fortdauernd unsere deutschen Lehranstalten drücken. Es giebt, wie für jedes Naturerzeugniß, so auch für jedes Werk des menschlichen Geistes einen eignen Boden. In dem einen kann das vortrefflich gedeihen, was in jedem andern bald krän-

feln und absterben, oder doch Kraft und Saft verlie-
ren, und nur bittere Früchte tragen würde. Werde
nur nicht versäumt, einem jeden auf dem Boden,
dem es angehört, durch fortgesetzte zeitgemäße Cul-
tur zu Hülfe zu kommen, ohne die es so leicht ausar-
tet, oder in seiner eigenen Fülle erstickt oder erstarrt.

Das Religions- und Kirchenwesen,
war allerdings auch ein Hauptgegenstand meiner
Beobachtungen, und ich habe, so weit es möglich
war, versucht, mit den allverschiedensten Parteyen
in einige Berührung zu kommen. Die meisten
in England und Deutschland darüber erschienenen
Werke, scheinen mir zu wenig sine ira et studio
geschrieben zu seyn; auch ist es wohl schwer, bey
der Vergleichung zum Theil so sehr entgegengesetz-
ter Denkarten, sich im Urtheil über sie nicht schon
vorläufig mehr zu der einen als der andern hinzu-
neigen, jenachdem man selbst in dieser oder jе-
ner mehr Befriedigung seines eignen religiösen
Bedürfnisses zu finden glaubt. Höchst merkwürdig
ist aber der Vereinigungspunct, welchen gerade
in unserer Zeit Tausende von Mitglieder aller die-

ser Kirchen und geistlichen Corporationen, in den gemeinsamen Bestrebungen, das Christenthum über den ganzen Erdkreis durch seine heilige Urkunde zu verbreiten, gefunden haben. Es bestätigt sich dadurch aufs neue wieder, daß man das Wesen der Religion und ihren praktischen Geist immer weniger von äußeren Formen und subjectiven Ansichten ihrer Lehren abhängig machen sollte. Ich hoffe auch darüber, so wie über das gelehrte sowohl als Volksschulwesen, in dem folgenden Theile deutschen Lesern einiges weniger Bekannte mittheilen zu können.

Die Vignetten und Kupfer sind treue Darstellungen der Gegenstände. Das Denkmal der Maria Stuart ist meines Wissens in Deutschland ganz unbekannt, und zeigt zugleich die Form mehrerer der größeren Denkmäler in Westminsterabtey.

Halle, den 6ten November 1820.

---

Die itzt erscheinende zweyte Ausgabe folgt der ersten zu schnell, um Abänderungen und Zusätze zu veranlassen. Nur kleine Berichtigungen sind nicht versäumt worden.

Halle, den 6ten Jun. 1822.

# Inhalt.

## Reise nach England.


Vorwort. Veranlassung und Zweck. S. 3—13
(Vergl. Beylage I. S. 339 ff.)

Bruchstücke aus einem Tagebuch auf der Reise von Halle bis an die Seeküste bey Helvoetsluis.

Braunschweig. (Eschenburg.) . . . . . 13—16

Hannover. (Feder.) . . . . . 17—21

Bremen. Museum. — Weibliche Bildung. — Schulwesen. — Kirchenwesen. — Periode der französischen Unterjochung. — Bremische Gelehrte. — Bleykeller. Beyläufig über die Mumie der Aurora von Königsmark in Quedlinburg. — (Vergl. Beyl. II. S. 345. Mumien in Wertheim.) — Bremer Weinkeller. . . . . 21—42

Oldenburg. . . . . 42—43

Ostfriesland. Veranlassung des Umwegs über Aurich. — Ein Blick in die Vorzeit. — Reliquien im Schloß. — Der Historiograph Ostfrieslands Wiarda. — Emden. — Delfziel. — Fahrt über den Dollart. . . . 43—63

Holland. Durchflug. — Elementarisches Schulwesen. — Religiöse Stimmung. — Leyden. — Erinnerung an die Zerstörung im J. 1807. — Rotterdam. — Reise nach Helvoetsluis. 64—76

## Die Seereise nach England.

Einschiffung. — Die englischen Packetboote. — Das Leben auf der See. — Seekrankheit. S. 77—85

## England.

Ansicht des Landes. — Harwich. — Die englischen Postkutschen. (Stage Coach.) — Weg von Harwich nach London. — Ankunft. — Erste Einrichtung. . . . . 86—97

## Aufenthalt in England.

Zweck desselben. — Nähere Bekanntschaft mit einem der Reisegefährten Herrn Baron de Geer. — Schriftsteller über England. . . 98—101

London. Allgemeine Ansicht der Stadt. — Leben darin bey Tag und Nacht. . . . . 102—119

(Hierzu die Beylage III. über die Gaserleuchtung S. 346.)

Sitten und Lebensweise. Tagesordnung. — Mahlzeiten. . . . . 120—137

Der Sonntag in England. Kirchenbesuch. Ein Morgen in Richmond. — Eine Schiffspredigt . . . . . 138—151

Erster Eindruck von dem Nationalcharakter, dem gesellschaftlichen Leben und dem Tone des Umgangs. 152—163

Besuch einiger der merkwürdigsten Anstalten, öffentlichen und Privatgebäude in und um London.

Ueberblick. Ackermannische Kupferwerke über London u. s. w. . . . . 164—167

Die Westminsterabtey. . . . . 168—182

(Mit der Abbildung des Denkmals der Maria Stuart vergl. man die Beylage IV. S. 350.)
Die St. Paulskirche. . . . . S. 183—193
Die Westminsterhalle. Das Ober- und Unterhaus des Parlaments . . . . . 194—202
Der Tower. (S. die Titelvignette.) — Blicke in die englische Geschichte. Anna Boleyn. Johanna Gray. . . . . 203—235
(Hiezu Beyl. V. S. 352. VI. S. 354. u. VII. S. 357.)
Maria Stuart, Anna Boleyn, Johanna Gray aus dem Standpunct der dramatischen Poesie.

Die königlichen Wohnungen.
Carltonhaus. — Gewehrkammer. . . . . 236—243
Windsor. — Georg III. — Prinzessin Charlotte. . . . . 243—251
Die Porterbrauereyen. . . . . 252—259

Die Gefängnisse.
Kingsbench. . . . . 260—262
Newgate . . . . . 263—267
Millbank. . . . . 268—274
(Vergl. Beylage VIII. S. 369 ff.)

Die weiblichen Besserungsanstalten.
Magdalenen-Hospit. (D. Dodds Leben u. Ende.) 275—282
Londner weibliches Besserungshaus. . . . . 283—290

Ein Blick auf und in die Wohlthätigkeitsanstalten von London.
Uebersicht . . . . . 291—294
Christus-Hospital . . . . . 294—297

Bartholomäus-Hospital . . . . . S. 298—299

Irrenhaus zu St. Lucas . . . . . 300—306

Erster Blick auf die Anstalten zur Verbreitung und Förderung der Religion.

Allgemeine Ansicht dieser Bestrebungen. . . 307—316

Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft. — Local. — Einführung in die Versammlung. — Umfang und Wirksamkeit. . . . . 317—336

(Vergl. Beylage IX. S. 380 ff. X. S. 383 ff. u. XI. S. 389 ff.

Beob-

# I.

# Beobachtungen und Erfahrungen auf Reisen in und außer Deutschland.

---

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorwort.

Ich bin oft auf Reisen gewesen. Zu wissenschaftlichen oder gelehrten im höheren Sinne, die sich nicht auf Wochen oder Monate beschränken können, fehlte es mir anfangs an Mitteln, späterhin an Zeit. Auch gaben mir gerade die Fächer, denen ich meinen Fleiß aus Neigung und Beruf vorzüglich widmete, dazu ungleich weniger Anlaß, als etwa dem Naturkundigen oder dem Sprachforscher, dem Kritiker oder dem Historiker. Dennoch habe ich sehr viel auf Reisen gelernt; mancherley für die Wissenschaft, mehr noch für das Leben. Vorzüglich aber ist das, was ich zu dem höchsten Glück des meinigen rechne — mit einer großen Anzahl ausgezeichneter Geister in allen Sphären der Thätigkeit gleichzeitig gelebt zu haben — durch sie um das Doppelte erhöht, indem ich Gelegenheit fand, mich mit sehr vielen unmittelbar zu berühren, oder doch ein nie verlöschendes Bild von ihnen in meinen Geist aufzunehmen.

Lorenz Sterne hat bekanntlich mancherley Eintheilungen und Classen von Reisen vorgeschlagen. Ich kann sie mit einer, die ihm entgangen ist, vermehren, den Freywilligen und den Gezwungenen. Die meisten der meinigen waren zwar der ersten Art. Doch hat mich auch oft Geschäft und Beruf, — einmal auch die Gewalt der Heimath entführt. Nachdem alles im Hintergrunde der Vergangenheit liegt, möchte ich keine selbst der traurigeren Erfahrungen missen, wohl aber durch das, was ich dabey an Lehre, Muth und Trost für die Gegenwart und die Zukunft gewann, auch Andern nützlich werden.

Da die Eindrücke, welche Menschen und Dinge in den höheren Jahren auf uns machen, weit schneller, als selbst die frühesten, welche wir aus der Kindheit und Jugend mit in das Alter herübernehmen, wieder verlöschen, so mögen auch hier die neuesten Erfahrungen den Anfang machen, so lange sie mir noch in frischer Erinnerung vorschweben. Wird es dann verlangt, so sollen nach und nach auch die früheren mitgetheilt werden.

# Reise nach England
## im Jahr 1819.

Von früher Jugend an hatte kein fremdes Land für mich ein so hohes Interesse als England. Viele Umstände vereinigten sich, es zu wecken und zu nähren.

Meine erste Bildung fiel noch in die Periode, wo neben den zwar immer zahlreicher werdenden deutschen Classikern, doch die Uebersetzungen brittischer Dichter und Prosaisten zu den gelesensten Schriften gehörten, und dadurch einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Richtung des Geschmacks und die Stimmung vieler Gemüther gewannen. In der Sammlung von Werken aus der schönen Literatur, woraus wir auf der Schule wöchentlich ein Buch erhalten konnten, standen neben Bodmer, Haller, Klopstock, Kleist, Gellert und den deutschen Wochenschriften, die Werke Miltons, Thomsons, Glovers, der englische Zuschauer, Hervey, Richardson; dann die erste deutsche Uebersetzung Shakespears von Wieland, und vor Allen Young, dessen erhabene Melancholie sich allen nur einigermaßen

zum Ernst gestimmten Jünglingen und Jungfrauen mittheilte; und wir griffen fast öfter nach dem Ausländischen als nach dem Nationalen. So gelungen indeß auch manche Verdeutschungen seyn mochten, — ich sehnte mich doch mehr nach dem Original, und je unschmackhafter ich damals, aus Unbekanntschaft mit ihren besten Werken, die französische Literatur fand, desto eifriger trieb ich die englische Sprache; — freylich bey einem Manne, der nur Wörter und Regeln auswendig wußte, dessen Lehrart übrigens eher geeignet gewesen wäre, einem Jüngling alle Sprachen zu verleiden. Dennoch lernte man das anfänglich Nothwendige genau, und bald zogen schon die ersten Blätter, die ich in den Moral Miscellanies, einer recht guten Chrestomathie, las, die poetisch-prosaischen Naturschilderungen aus dem Zuschauer, das Gesicht der Mirza, die rührenden Erzählungen von Abdallah und Balsora mich so sehr an, sie schienen mir so hoch über dem Inhalt unsrer langweiligen Wochenschriften, dem Menschen, dem Geselligen, dem Reich der Natur und der Sitten zu stehen, daß ich nicht eher ruhte, bis ich mir halb durch Errathen, halb durch Nachschlagen, ziemlich leicht selbst aus schweren Stellen heraushelfen konnte.

Nichts fördert mehr im Erlernen der Sprachen, als frühe Versuche im Sprechen und Schreiben. Auch dazu fehlte es mir nicht an Gelegenheit. Samuel Thornton, ein junger Engländer, den ich

gerade funfzig Jahre nach unsrer ersten Schulbekanntschaft in London in der Person des ersten Bancodirectors wiederfand, studirte damals mit mir auf dem Pädagogium. Zum Sprechen war er selten geneigt; das Englische meines Sprachmeisters versicherte er gar nicht verstehen zu können. Ihm lag daran, bald deutsch reden zu lernen, um nicht verlacht zu werden. Aber wenn ich kleine Briefe an ihn schrieb, gab er sich doch die Mühe sie zu verbessern, und da ich späterhin einen Versuch machte, die englische Geschichte, die uns ein langsam sprechender Lehrer vortrug, gleich englisch nachzuschreiben, wurden die Hefte wohl durchgesehen. Uebrigens konnte er meine leidenschaftliche Bewunderung jeder englischen Phrase, selbst in seinem Common prayer book, worin ich fleißiger als er las, und die besondre Rührung nicht begreifen, in die mich oft die einfachsten Stellen der Todtenliturgie, z. B. die Worte versetzten, welche der Geistliche bey der Einsenkung des Leichnams ausspricht:

„we commit this body to the ground, earth to earth, ashes to ashes, dust to dust!“

So viel Theil hat das fremde Idiom, und das Bewußtseyn es zu verstehen, an unserm Urtheil über das, was wir Ungemein, Schön und Erhaben finden.

Ich strebte nun — so beschränkt auch meine Mittel waren — nach nichts so sehr, als nach dem Besitz englischer Schriften. Mein Schulfreund

bekam zuweilen Hefte von Journalen, Zeitungsblätter, Buchhändleranzeigen, oft bloß als Maculaturumschlag um andre Sachen, die ich denn sorgfältig von dem Zerreißen rettete, und sie mir einbinden ließ. Auch fingen wir einen Tauschhandel von englischen Büchern und deutschen Uebersetzungen an. Einige Schriftsteller übten eine große Gewalt über meine Seele. Wenn ich früh den hohen Werth der Zeit tief fühlen lernte, so hatte Youngs zweyte Nacht daran wenigstens eben so viel Antheil, als die Ermahnungen und Beyspiele meiner Erzieher; und einige Jahre später erfüllte mich Richardson mit Idealen, die itzt zwar nichts mehr gelten sollen, mich aber nie gereuen werden.

Die Neigung zu allem was über den Kanal kam, fand auch in meinen Universitätsjahren (1771 bis 1776) mancherley Nahrung. Ein Paar junge Leute aus Calcutta in Bengalen, von denen einer der Sohn des Missionar Kiernander war, wurden mir, da man sie in ihr Vaterland zurückschicken wollte, übergeben, um die von ihnen ganz vergessene Muttersprache wieder aufzufrischen. Ferner studirte (1777) hier ein junger Meyer aus London, mit dem ich viel zusammen kam. Er wollte sich zum Prediger vorbereiten, und ich sollte ihm, der in allem was wir zum theologischen Studium rechnen, höchst unwissend war, mit Rath und That beystehen. Er hatte aber sein Herz in England zurückgelassen und zog es vor, in seinen Gesprächen auf häufigen Spaziergängen mit mir, vom

Vaterlande, von dem Leben in England, oder von seiner Freundin zu reden, und über ihre bogenlangen frommen und fast poetischen Briefe zu commentiren, als sich über Dogmatik und Exegese zu unterhalten. Mich förderte dieß mehr in der Sprache als ihn in der Wissenschaft. Dennoch ist er — so wenig fordert man dort von einem Geistlichen — bald nach seiner Rückkehr nicht nur Prediger geworden, sondern hat sich sogar eine Gemeinde gesammelt und eine eigne Kirche erbaut, jedoch ohne dauernden Erfolg, so daß man, als ich nach ihm, dem früh Verstorbenen, forschte, kaum seinen Namen noch kannte.

Im Jahr 1778 kamen einige vortreffliche junge Schweizer, Wirz, Rhan, Orell und Corrodi, auf die Universität, als ich eben promovirt hatte. Corrodi zeichnete sich späterhin durch seine Geschichte des Chiliasmus und mehrere gehaltvollen Schriften aus. Sie waren mir von dem ehrwürdigen Antistes Heß, von Lavater, Pfenninger, Häfely und Stolz, mit denen ich durch die 1775 erschienene Charakteristik der Bibel in Briefwechsel gekommen war, empfohlen. Da sie ein englisches Privatissimum zu hören wünschten, so fingen wir mit einer Auswahl aus dem Zuschauer an, und endeten mit Addisons Cato. So ward ich selbst noch vertrauter mit der englischen Sprache und Literatur.

Durch die Lesung der öffentlichen Blätter, mehr noch englischer Historiker, wie Burnet und Hume,

wuchs das Interesse an der Verfassung Großbritanniens, und an der Geschichte der Nation. Keine von allen neueren Staatengeschichten zog mich mehr an. Sie erschien mir, besonders in manchen Perioden, wie ein großes Drama, das der Reflexion einen unerschöpflichen Stoff darbietet, und am Gefühl immer neue Saiten anschlägt; das man eben daher immer und immer wieder sehen kann, ohne zu ermüden. Auch ward ich durch die Wiederholung so bekannt mit dem Einzelnen, was in der Zeit geschehen war, daß mir nur noch das anschauliche Bild des Raums fehlte, in welchem sich einst die Hauptpersonen — diese zum Theil so edlen und kräftigen, zum Theil so furchtbaren und schrecklichen Gestalten — bewegt hatten, bis sie im Tower endeten, oder im Westminsterdom die Ruhe fanden.

Dennoch konnte die Sehnsucht nach jenem Schauplatz großer Begebenheiten und dem Pantheon unsterblicher Britten, erst in Jahren befriedigt werden, die sich eher zum Ausruhen als zu neuen Wanderungen zu eignen schienen. Jeder andre Reiseplan schien ausführbarer als ein Ausflug über das Meer. Kein Anlaß durch gleichgestimmte Gefährten, übertriebene Vorstellungen von dem unentbehrlichen Aufwande an Zeit und Geld, selbst die früh aufgenommene Idee, daß, um nicht zurückgestoßen zu werden, man der Sprache vollkommen mächtig seyn müsse, — das alles mäßigte die Wünsche und schwächte die Hoffnung.

Unerwartet bekam sie ein neues Leben in den furchtbaren Kriegsjahren, wo auch uns der Anblick des unendlichen Elends der Tausende, die durch Wunden und Tod den Sieg auf Leipzigs benachbarten Schlachtfeldern erkämpft hatten, kaum zum Gefühl der Befreyung kommen ließ. Man weiß, was damals auch England für die unglücklich gewordenen in Deutschland zu thun sich beeiferte. Mir ward das angenehme Geschäft, der Wortführer und Briefschreiber der hiesigen Committee zu seyn. Da auch unser Waisenhaus — damals ein großes Hospital von drittehalbtausend Kranken und Verwundeten — fast aller Hülfsquellen beraubt war, so knüpfte ich die alte Verbindung mit meinem englischen Schulfreunde, der Mitglied des englischen Hülfsvereins war, an, und war so glücklich, durch ihn und andre vortreffliche Männer, namentlich die Herren Steinkopf, Schwabe, Ackermann die reichsten Unterstützungen zu erhalten, welche für die Stadt und für die Waisen gleich segenreich waren.

Zu der Achtung gegen eine edle Nation, welche das Glück, die Greuel eines Krieges, der den Continent in Flammen setzte, auf seinem sichern Eyland nur von fern zu sehen, durch eine große Freygebigkeit verdienen wollte, gesellte sich nun auch die Dankbarkeit. Einen der Thätigsten für Deutschland, den berühmten Kunsthändler Ackermann, konnten wir sie, als er im Jahr 1818 sein Vaterland besuchte, hier selbst ausdrücken und ihm die Wohlthätigkeitsanstalten zei-

gen, die in den Jahren der Bedrängniß auch durch seinen Einfluß erhalten waren. Manches Gespräch über England knüpfte sich daran, und die Ueberzeugung von einer freundlichen Aufnahme, und daß nach seiner Versicherung, auch unvollkommene Sprachfertigkeit ausreichen werde, mußte wohl seiner dringenden Einladung noch mehr Gewicht geben.

Und als sich nun ein Jahr später zufällig vieles vereinigte, eine längere Abwesenheit möglich zu machen, da fand sich auch unerwartet eine erwünschte Begleitung. Ein in London schon längst einheimischer Buchhändler, Hr. Bohte, kehrte von der Ostermesse zurück. Wer hätte willkommner seyn, wessen Geleit hätten mich auch die sorgenden Freunde ruhiger übergeben können, als eines auf Reisen zur See und zu Lande Vielerfahrnen, der überdieß im vollen Besitz der Sprache war, und mit genauer Kenntniß des Landes und seiner Sitten, die gefälligste und bequemste Geselligkeit verband. Auch ein junger unterrichteter Mann, Sohn des wackern G. Fleischer in Leipzig, schloß sich an, um England und seinen Buchhandel zu studiren. In solcher Gesellschaft war ich zugleich aller der kleinen ökonomischen Sorgen überhoben, die wenigstens im ersten Augenblick von Verdruß und Verlegenheit unzertrennlich sind, wenn sie gleich oft hinterdrein dem Gespräch eine heitre Stimmung geben, und endlich selbst durch den Ausgang belustigen. Denn das eben gehört zu dem Angenehmen auf Reisen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit

und Ueberraschung das Ansehen eines Abentheuers gewinnt.

Die Geschäfte meiner Gefährten an mehreren Orten bestimmten den Entschluß, die Hinreise über Holland zu machen. Dieß gab unsrer Fahrt die Richtung über Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Bremen, Oldenburg und einen Theil von Ostfriesland. Hinter Hannover war mir nach dieser Seite hin alles neu. Dieß erhöhte das Interesse. Aber nirgend lange zu verweilen und so schnell als möglich das Ziel zu erreichen, lag uns Allen an. „Was — möchte ich mit Göthe in seiner Reise nach Italien sagen — was ließ ich nicht alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der fast zu alt in meiner Seele geworden war.“

Dennoch war es, zumal bey dem Gedanken, wohl nie wieder diese Straße zu ziehen, erfreulich, noch einmal entweder alten Freunden und Bekannten die Hand zu drücken, und frühe Eindrücke wieder aufzufrischen, oder oft genannte Orte und Menschen durch Anschauung kennen zu lernen, sich mit ihnen, wärs auch im Fluge, zu befreunden, und so keinen Tag zu beschließen, ohne sich durch neue Bilder bereichert, auch wohl ungehoffte wohlthuende Erfahrungen von Liebe, Dankbarkeit und Wohlwollen gemacht zu haben.

# Bruchstücke
## aus dem Tagebuch
## von Halle bis an die Seeküste in Helvoetsluis,
### mit Zusätzen und Erweiterungen.

Wir verließen Halle am 26. May. Wer trennt sich von seinem Hause, seinen Freunden, seinem Amt für eine längere Zeit, ohne das Herz beklommen zu fühlen? Nichts öffnet es dann der Hoffnung und der Empfänglichkeit für die Gegenwart so bald, als ein heitrer Himmel, ein geebneter Weg, eine rasche Bewegung. Alles dessen hatten wir uns zu erfreuen. Die Natur umgab uns mit dem ganzen Brautschmuck des Frühlings. Kein Wölkchen stand mit übler Vorbedeutung am Horizont. Der prachtvollste Sonnenuntergang folgte dem schönsten Tage. Der Abend erquickte durch eine sanfte Kühlung. 1819

Braunschweig den 28. May. 1819.

Im Jahr 1770 begrüßte ich zum erstenmal die alte Guelfenstadt. An welchen Männern sah in jener Zeit der Jüngling hinan! Jerusalem an der Spitze erschien mir schon damals wie ein Heiliger, welcher der Verklärung nahe ist. Ebert, der Uebersetzer Youngs, Zachariä, Gärtner, Schmidt — lauter gefeyerte Namen, die mir zum Theil in Klopstocks Wingolf begegnet waren, unvergeßlich

in der Geschichte der deutschen Literatur, für die auch sie die bessere Zeit herbeygeführt hatten. Der gegen sie weit jüngere Eschenburg stand neben ihnen in der vollsten Jugendblüthe, schön an Gestalt und Bildung, ein hochtönendes Pathos in seinem Organ, herrliche Werke brittischer Kunst in seiner Umgebung. Gerade ihm hatte Deutschland so viel hinsichts der Bekanntschaft mit der englischen Literatur zu danken. Seine Uebersetzung des Shakespeare, welche schon im Jahr 1775 erschien, beurkundete den großen Fortschritt, welchen Sprache und Uebersetzungskunst in den drey Lustren seit der Wielandischen gemacht hatte. Ward sie gleich durch die Schlegelsche, deren hohen Werth die peinliche Treue der neuesten Uebersetzerschule schwerlich verdunkeln wird, weit übertroffen, so bleibt ihr doch das Verdienst, den Sinn für diesen Heros dramatischer Kunst in verwandten Geistern geweckt und ein reges Bestreben, ihm nachzueifern, gefördert zu haben.

Jetzt nach fünf und vierzig Jahren war aus jenem edlen Kreise Eschenburg der einzige Uebrige, und ich nutzte die Zeit, wo für das weitere Fortkommen gesorgt ward, um ihn aufzusuchen und um Grüße an das Land, worin er so heimisch war, zu bitten. Unser Gespräch führte uns auf die alten Zeiten, und die Wandelungen des deutschen Geschmacks, die vor dem sechs und siebzigjährigen, gegen jedes Verdienst gerechten Literator vorübergegangen

waren. Daß er selbst, so vertraut mit Englands Sprache, mit so vielen in seinem Hause lebenden Engländern durch das Carolinum verbunden, nie das Land selbst gesehen hatte und itzt kaum noch Aufträge an alte Bekannte zu geben wußte, war mir neu und ganz unerwartet. „So geht es — sagte er — wenn man, was leicht auszuführen scheint, immer aufschiebt. Zuletzt übereilt uns doch der Ruf zu der letzten Reise.“

Und so ist es gekommen! Meine Ahndung, ihn, den bis ans Ende Thätigen, zum letzten Mal zu sehen, ist eingetroffen. Er starb d. 29. Febr. 1820 und Deutschland erkennt an, wie viel er, ohne zu den originellen und productiven Genies zu gehören, durch Mittheilungen aus den reichen Schätzen seiner literarischen Kenntnisse, und die für das Bedürfniß junger Studirender wohlberechnete compendiarische und encyclopädische Darstellung, sowohl der gesammten Wissenschaftslehre als der classischen Literatur in seinen Handbüchern, Lehrenden und Lernenden genützt hat *).

Han-

*) Joh. Joach. Eschenburg, geb. zu Hamburg 1743, studirte zu Leipzig fast gleichzeitig mit Göthe. Dann in Göttingen unter Heyne. Genauer Freund des jüngeren Jerusalem, dessen unglücklicher Tod in Wetzlar zum Theil den Stoff zum Werther gab, und durch ihn dem Vater empfohlen, ward er 1773 Professor am Carolinum zu Braunschweig und blieb seitdem unab-

Hannover den 29. May. 1819.

Versäume doch keiner, am wenigsten der jüngere Reisende, die Gelegenheit, ehrwürdige Veteranen im Dienst der Wissenschaft oder des Staats kennen zu lernen, deren geistiges Wesen lebendig und kräftig geblieben ist, wenn gleich das irdische von der alles zerstörenden Zeit nicht unberührt bleiben konnte. Sie sind die beste Widerlegung des nur zu gemeinen Wahns, als reibe jede Thätigkeit der Seele früher auf, als die körperliche Anstrengung, und als sichre eher eine epikureisch behagliche Körperpflege die Erreichung eines hohen Alters. In dem Kreise meiner Erfahrungen, habe ich viele, welche in sinnlichen Befriedigungen, selbst ohne schwelgendes Uebermaaß, ihre Tage hinbrachten, schon auf der Mittagshöhe des Lebens hinwelken oder sich doch selbst zur Last werden sehen, indeß

---

unablässig auch als Schriftsteller im Fach der schönen Literatur thätig. Außer dem zweymal (1775 und 1798) bearbeiteten Shakespeare, übersetzte er viele englischen Werke, z. B. Brown, Webb, Hurd, Burney; war auch Herausgeber des brittischen Museums. Unter den eignen Werken sind die Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, die Beyspielsammlung zu dieser Theorie (8 Bände), das Handbuch der classischen Literatur, das Lehrbuch der Wissenschaftskunde, und die Denkmäler altdeutscher Dichtkunst die wichtigsten. Vollständig findet man alles, was er auch als Theilnehmer an so vielen Zeitschriften geleistet hat, im Supplementbande zu Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten 1. Th. S. 768 f.

eine sehr große Anzahl wissenschaftlich oder doch geistig Thätigen, fast das höchste Ziel und selbst ein Alter erreichten, das einem heitern Sonnenuntergange glich. Unsre Universitäten, unsre Schulen, so viele andre Sphären des höheren Geschäftslebens der ersten Staatsmänner, liefern die Beweise. Auch haben die Schriftsteller über die Kunst das Leben zu verlängern, nicht unbemerkt gelassen, wie einflußreich besonders gewisse geistige Beschäftigungen von jeher auch auf das Physische des Menschen einwirkten, und es durch lange Namenregister ausgezeichneter Veteranen auf allen Gebieten der Gelehrsamkeit bestätigt. War es denn nicht auch der Zweck der Natur, daß Geist und Körper sich nicht nur gleichmäßig entwickeln und ausbilden, sondern jener wie dieser wirken, Neues schaffen oder gestalten, und — da dem Vergänglichen im Menschen ein nicht zu überschreitendes Ziel gesetzt ist — doch das Unvergängliche in ihm einer immer höheren Vollkommenheit entgegen streben sollte?

Recht lebendig wurde mir diese Ueberzeugung, als ich in Hannover, gleich den nächsten Tag nach Eschenburgs Wiedersehen, den Senior der deutschen Philosophen und Pädagogen, J. G. H. Feder noch lebend fand, aus dessen Lehrbuch ich zuerst die Logik und Metaphysik in wissenschaftlicher Anordnung kennen gelernt, und darüber schon im Jahr 1777 selbst meine ersten akademischen Vorlesungen gehalten hatte. Itzt stand er in einem Alter von

achtzig Jahren *)! Welcher Friede auf dem zwar bleichen aber durch das sprechende Auge belebten Angesicht; welche Mäßigung im Urtheil, welche eben so stille Zufriedenheit mit der Gegenwart als ruhige Erwartung der Zukunft; dabey welche fortdauernde Theilnahme an Allem, was der Theilnahme werth ist! Selbst von den fast unausbleiblichen Gebrechlichkeiten des Alters, im Gespräch kaum eine Spur. So hatten es mir zwar die beyden verdienten, mir längst schon befreundeten Schulmänner, Ruhkopf und Kirchhof **), die mich zu ihm begleiteten, vorher gesagt. Dennoch ward es durch das, was ich fand, übertroffen. „Sollten Sie — sagte der ehrwürdige Greis bey dem Abschiede — auch auf dem Rückwege von England Hannover berühren, so können Sie mich vielleicht noch wiederfinden, wo nicht, — nun dann“ und dabey blickte sein frommes Auge empor, und er drückte mich, bewegt wie ich selbst war, an seine Brust.

---

*) J. G. H. Feder, geb. 1740, Professor der Weltweisheit in Göttingen, späterhin Director des Georgianischen Instituts in Hannover; als philosophischer Schriftsteller durch viele Lehrbücher und sein Werk vom menschlichen Willen, als Pädagoge durch seinen Neuen Emil und viele einzelne Abhandlungen allgemein bekannt.

**) Hr. D. Ruhkopf, Director des Gymnasiums, Herausgeber des Seneca, der — leider unvollendeten — Geschichte des Schulwesens u. a. gel. Schr. Hr. D. Kirchhof, Rector (früherhin Lehrer unsres Pädagogii), Verf. zweyer sehr schätzbaren franz. Sprachlehren.

Niemburg.

Der öde Sandweg von Hannover über Neustadt bis hieher, ward, wenn das Gespräch bey der Hitze des Tages und der Langsamkeit der Bewegung ermattete, durch die stille Beschäftigung mit solchen Erscheinungen verkürzt. Man sollte schon darum, auch bey schnelleren Reisen und Durchflügen, nicht versäumen, hie und da vorzusprechen, weil man immer alte Erinnerungen auffrischt, oder an neuen Ideen gewinnt, die als Nahrung und Stoff zum Denken wenigstens eben so viel werth sind, als was etwa von materiellem Vorrath für körperliche Bedürfnisse mit auf den Weg zu nehmen empfohlen wird.

Auch die beyden Abendstunden, die ich bey einem sehr unterrichteten Geistlichen, dem Herrn Hesse, zubrachte, lieferten solchen geistigen Vorrath, und entschädigten in der Erinnerung an seine Unterhaltung für die Entbehrung der Ruhe in der nächsten Nacht, die wir dießmal zu Hülfe nahmen, um den ersten Pfingsttag in Bremen zu feyern. Gar mancherley Gedanken und Betrachtungen reihten sich an das Gespräch mit einem Manne, der sechzehn Jahre in Afrika als evangelischer Prediger in der Capstadt gelebt hatte, und mit seiner Gattin, einer Eingebohrnen jenes fernen Landes. Erfreulich war die Bestätigung, um wie viel es dort auch für die Leibeigenen besser geworden, seit die Engländer (1806) in den Besitz des Vorgebirges gekommen; erfreulich von dem

milden Einfluß zu hören, welchen die Colonie der Brüdergemeinde auf die Hottentotten gewonnen, und wie segenreich auch dort das Evangelium gewirkt habe. So eben hat das Publikum eine von Herrn Hesse bearbeitete und mit Anmerkungen begleitete Uebersetzung der Missionsreise des vortrefflichen Latrobe erhalten, welche manche bisher unbekannte Aufschlüsse giebt, und den Zustand der dortigen religiösen Civilisation näher beschreibt *).

Bremen den 30. 31. May. 1. Jun. 1819.

Prachtvoll sahen wir — was man daheim so selten sieht — die Sonne aus dem Purpurmeer in Osten heraufsteigen. Der schönste Morgen, der über der verjüngten Natur aufging, ward durch die Festlichkeit des Tages verherrlicht. War es doch selbst das Fest des Lichts, das einst im Orient den Völkern der Erde erschienen war. Von allen Seiten kündigte es sich an — hier in dem Glockengetön der Dörfer ringsumher, dort in den reinlichen Bekleidungen der sich zur Kirche anschickenden Kinder und Alten; überall in der feyerlichen Stille auf Feld und Flur, dem Symbol der Ruhe, welcher auch die arbeitende Classe für einige Tage entgegensah. — Wahrlich, wenn die Sonntagsfeyer auch keinen höheren Zweck hätte, sie wäre schon darum eine schöne Sitte, weil für die

*) C. F. Latrobe Tagebuch einer Reise von Südafrika im Jahr 1815 und 1816. Halle 1820.

Mühseligen und Beladenen doch ein Tag der Erholung regelmäßig wiederkehrt, wo sie den Staub und Wust im Frohndienst des irdischen Geschäfts abschütteln, und ihr Brodt einmal ohne den Schweiß im Angesicht essen können.

Meinem Gefährten schlug auch das Herz höher, als die Vaterstadt mit ihrem Dom und den Zinnen ihrer Thürme aus dem blauen Nebel immer kenntlicher hervorstieg, und ihm die Plätze seiner jugendlichen Lust schon von fern ins Gedächtniß rief. Ich selbst war auf den Anblick einer alterthümlichen Reichsstadt gefaßt. Aber der erste Eindruck wurde durch den Sonnenglanz, welchen die hellen dichten Spiegelscheiben an den Gebäuden am Deich, die Weser entlang, fast blendend zurückwarfen, verschönert.

Welch einen, selbst das Urtheil bestechenden Unterschied macht es doch, ob man bey Regen und Sturm, und im nächtlichen Dunkel, oder bey heiterm Himmel, oder im vollen Mondschein zum ersten Mal eine unbekannte Stadt und Gegend begrüßt! Alles, das Mittelmäßigste selbst, erscheint dann freundlich und schön — gerade wie in der moralischen Welt. Denn ist Sonnenschein im Herzen, so wirft er auch auf trübe Lebenstage einen milden erhellenden Strahl, und läßt uns selbst dem Unglück und der Entbehrung eine hellere Seite abgewinnen.

Drey, in dem Umgange mit vielen vortrefflichen Menschen verlebte, höchst genußreiche Tage — sie verschwanden nur allzuschnell. Vieles, was ich sah und

hörte; gäbe reichen Stoff, ausführlicher zu werden. Aber ich darf auch hier nicht vergessen, welcher Weg noch vor mir liegt. Also nur Bruchstücke!

---

Von dem öffentlichen Geiste der Stadt und ihrer Bewohner, kommt auch dem flüchtigen Beobachter bald ein würdiges Bild entgegen. Bleibt gleich Handel und Erwerbfleiß hier eben so wie in Lübeck und Hamburg, die man nebst Bremen als die drey noch übrigen ehrwürdigsten Repräsentanten der alten Hansa betrachten kann, die Haupttendenz der bürgerlichen Thätigkeit, so hat dieß doch — vielleicht hier gerade am wenigsten — den Sinn für Wissenschaft und Kunst, für planmäßige Jugendbildung, für sittliches und religiöses Leben erstickt.

Daß dieser Sinn so manche durch Gelehrsamkeit und literarisches Verdienst ausgezeichnete Männer beseelt, konnte mir nicht unerwartet seyn, da mir ihre Namen längst aus ihren Werken bekannt waren. Aber bey persönlicher Gegenwart wird man auch bald gewahr, wie vielfach er sich einer nicht geringen Zahl der zunächst für das praktische Leben gebildeten Bewohner mitgetheilt hat. Hatte sich doch schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier eine deutsche Gesellschaft vereint, die, außer ihrem allgemeinen Zweck, ihren besondern Fleiß auf die Aufklärung des jener Gegend eigenthümlichen Sprachdialects richtete, und der man den Versuch eines Bremisch-Nieder-

sächsischen Wörterbuchs (1767) zu danken hat. Könnte man nicht selbst die Verirrungen, wozu späterhin der Mesmersche Magnetismus, und der religiöse Enthusiasmus, mit welchem (1786) Lavater gleich einem Apostel aufgenommen wurde, als ein Zeichen betrachten, wie empfänglich man hier von jeher für merkwürdige Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt gewesen ist, die freylich in Städten, wo die streng und kalt prüfende Wissenschaft ihren Sitz hat, weniger Eindruck gemacht haben würden?

Das Museum, welches aus einem kleinen Anfang zu einem so trefflichen Institut erwuchs, ist ein fortdauerndes Denkmal eines nicht bloß kaufmännische, sondern auch allgemeine geistige Bildung bezweckenden Patriotismus. Ein einziges Werk, die Hawkesworthsche Sammlung der neueren Reisen um die Welt, das einige wißbegierige Freunde gemeinschaftlich anschafften, weckte die Idee zu einem Lesezirkel. Der Lesezirkel veranlaßte die Anlegung einer kleinen Bibliothek. Daran schloß sich die Idee eines Vereins für Naturlehre und Naturgeschichte; daran die Anlegung eines Kabinets von Naturalien, Instrumenten, Modellen, welches seitdem durch große Ankäufe und patriotische Geschenke, unter der trefflichen Aufsicht des durch mannichfaltige Verdienste ausgezeichneten Professor Mertens täglich bedeutender und unterrichtender, auch zu diesem Zweck wöchentlich dreymal geöffnet wird. Zugleich bildeten sich regelmäßige

Zusammenkünfte, um sich darüber zu unterhalten und gegenseitig zu belehren, bis endlich der Plan zu einem auf Fortbildung ohne Ueberbildung der Bürger und Bürgerinnen Bremens berechneten Institut zur vollen Reife kam *). Itzt öffnet das Museum seine Säle nicht nur denen, welche sich aus den wichtigsten inländischen und ausländischen Zeitschriften mit der Tagsgeschichte und Literatur bekannt machen wollen. Es sorgt auch durch eine Gemeinnützigkeit bezweckende Bibliothek, für Alle, die den Kreis ihrer Kenntnisse nach irgend einer Seite hin erweitern möchten. Diese Bibliothek realisirt, wie es mir schien, schon größtentheils die Ideen, welche ein wahrhaft patriotisches Mitglied, Herr Professor Rump, in drey in dem Museum gehaltenen Vorlesungen „über eine auf Nationalbildung berechnete öffentliche Büchersammlung“ entwickelt hat. Nicht weniger müssen hiezu solche Vorlesungen selbst beytragen, welche fast jeden Montag über allgemein interessante und lehrreiche Gegenstände aus der Natur, der Geschichte, der Literatur,

---

*) Vollständige auch für andre Städte zur Nachahmung sehr lehrreiche Nachrichten, findet man in der Geschichte des Bremischen Museums von D. A. Wienhold, Bremen 1799, die auch in dem Hanseatischen Magazin von Schmidt 2. B. 2. Heft abgedruckt ist, und Rumps Geist des Museums, 1806. Ueber eine 1797 gestiftete kleinere literarische Gesellschaft, die aber hernach eingegangen seyn soll, gab Herr D. Stolz in einem Aufsatz in der Schweizerischen Wochenschrift Auskunft.

im Kreise gebildeter und nach Fortbildung strebender Männer und Frauen gehalten werden. Es kann nicht fehlen, daß hievon ganz andre Wirkungen, auch namentlich in den weiblichen Kreisen zurückbleiben, als wenn das ganze Leben nur in einem ewigen Wechsel des Haushalts mit der Toilette, dem Spieltisch, den Ballsälen und höchstens einer ungewählten, oft mehr verderblichen Leserey aus den gemeinen Leihbibliotheken besteht, ohne daß irgend etwas Höheres und Geistigeres dazwischen tritt, und vor dem Versinken in den Sorgen für das Irdische, oder der Vereitlung des Sinnes durch eine leidenschaftliche Vergnügungssucht bewahrt. Welchen Werth solche Anstalten gerade für große Handelsstädte haben, wird dem am meisten einleuchten, der Gelegenheit gehabt hat zu beobachten, wie häufig bey dem, der nichts als Kaufmann ist, außer der Klugheit des Gewinngeistes, eine recht auffallende Beschränktheit des Verstandes, daher eine oft mehr unwissende als hochmüthige Gleichgültigkeit gegen alle geldlose Vorzüge gefunden wird; wobey sich nicht selten, neben bewundernder Verehrung gegen große Kapitalisten, eine rauhe Geringschätzung der Gelehrsamkeit und Kunst zeigt, oder sich wenigstens dreist hingesagte Urtheile über Werke des Geistes und Talents erlaubt, zumal wenn die Bezahlung eine Befugniß zum Urtheilen zu geben scheint. „Der Umgang — wie Hr. Pr. Rump in seinen oben erwähnten Vorlesungen so richtig bemerkt — der Umgang mit dem, worin der

menschliche Geist seine höheren Kräfte bewährt hat, namentlich mit dem Besten der Literatur aller Zeit, erhält aufrecht im Hausvater und Bürger den Menschen; erhält in dem Mann wie in der Frau eine Frische des Gemüths und der Jugendlichkeit der Geisteskräfte, nähert die verschiedenen Alter, und gleicht die sonst oft so grell abstechenden Ansichten derselben mehr aus, da ohne die stille Einwirkung dessen, worin sich der jedesmalige Zeitgeist ausspricht, es fast nicht anders möglich ist, als daß jedes Alter steif an den Begriffen und Vorstellungen halte, die in den Bildungsjahren eines jeden die herrschende war.“ Und — könnte man noch hinzusetzen — wenn der Geist öfter durch Ideen und Bilder des Wahren, Guten und Schönen angeregt, wenn durch einen — nicht eigentlich gelehrten aber geistigen — Verkehr, ein Band unter den verschiedenen Ständen, die über der bloß körperlich arbeitenden Classe stehen, unterhalten wird, so geht dieß sicher auch in den Gesellschaftston über, und verdrängt das ewige Einerley, so wie das nichtige, kleinliche, lieblose und flache Geklätsch, das in den geselligen Kreisen noch so herrschend ist, und zwar der Männer so gut als der Frauen.

Um die Zwecke des Museums rein zu erhalten, waren früherhin Gewinnstspiele aller Art durchaus ausgeschlossen. Seitdem indeß die Anzahl der Mitglieder über 400 stieg, und man im Jahr 1806 das itzige schöne Local, das über 80,000 Thlr. gekostet haben soll,

gewann, hat man dennoch dem Geist der Zeit nachgeben, und einen großen Saal für Billard und Kartenspiel anlegen müssen.

Ich kann, indem ich diesen kurzen Bericht von jener trefflichen Bildungsanstalt Bremens ende, den Wunsch nicht zurückhalten, daß doch recht bald in einer ähnlichen — mir durch viele schöne Verhältnisse schon seit früher Jugend theuer gewordenen — Handelsstadt, Magdeburg, in welcher eben itzt ein neuer Eifer für Jugendbildung erwacht ist, auch ein Museum in jenem Sinn aufblühen möge. Versuche einzelner Vortrefflichen, literarische Klubbs im Großen zu stiften, und auch dadurch den Stand der Nichtstudirten noch mehr zu bilden und zu veredlen, sind bisher nicht gelungen. Aber sehr oft kommt es nur auf die Benutzung des rechten Zeitpunkts und die Beharrlichkeit einiger Wenigen an, um auch Schwieriges zu Stande zu bringen, und durch ernsten Willen und leuchtendes Beyspiel dem Geistigen über das Sinnliche, wenigstens bey allen die einer solchen Erhebung fähig und würdig sind, die Herrschaft zu verschaffen.

---

Wenn sich Bremen schon von dieser Seite vor vielen großen Handelsstädten höchst ehrenvoll auszeichnet, so bleibt es auch in der warmen Theilnahme an den beyden wichtigsten Bildungsmitteln, welche alle Classen der Bürger umfassen, der Erziehung und der Religion, eben so wenig zurück. Das lebhafteste

Interesse hat sich besonders seit einigen Jahren für das Schulwesen gezeigt. Die neue Organisation der höheren, mittleren und elementarischen Lehranstalten, verspricht die herrlichsten Früchte *). Alles scheint sich, nachdem durch Muth, Beharrlichkeit und reinen Sinn manche Hindernisse und Vorurtheile besiegt sind, freundlich entgegen zu kommen und in die Hände zu arbeiten. Nicht häufig dürfte man sich von einem solchen Kreise unterrichteter, für das Gedeihen der neuen Pflanzung so erwärmter Männer umgeben sehen, wie der war, welchen einer meiner geschätztesten, zuerst um das hiesige Pädagogium, dann um die Gymnasien in Wertheim und Düsseldorf so verdienten pädagogischen Freunde, Herr Prof. Strack, der Uebersetzer der Naturgeschichte des Aristoteles, in

*) Diese neue Organisation des Schulwesens in Bremen, wurde im Jahr 1817 durch eine obrigkeitliche Bekanntmachung zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Hiernach haben die Bildungsanstalten drey Hauptabtheilungen erhalten. Die Vorschule, an deren Spitze Hr. Prof. Strack steht (s. dessen Schrift über die Vorschule 1819), bereitet für die verschiedenen Berufsarten vom 8ten bis 14ten Jahre vor. Für die Studirenden öffnet sich dann die Gelehrtenschule, unter der Leitung des Hrn. Pr. Sanders. Für die, welche einen andern Stand, nicht gerade ausschließend den Handel, wählen, ist die Handelsschule unter Hrn. Prof. Mertens bestimmt. So ist ein organisches Ganze entstanden, welches im Schulwesen noch in so vielen auch großen Orten vermißt wird. Möge der Eifer, welcher gewöhnlich alle neue Einrichtungen begleitet, nie erkalten!

dem für die Vorschule eben neu und trefflich angeleg-ten großen Schulhause versammelt hatte, um mir die letzten Abendstunden in Bremen unvergeßlicher zu machen.

Auch die lutherische und reformirte Waisenanstalt, in welche man mich führte, waren ohnlängst neu organisirt, und machten durch Geräumigkeit und Reinlichkeit der Zimmer, Gesundheit der Kinder, Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen und die Humanität der Aufseher den angenehmsten Eindruck.

Daß die Pflege der Religion und des gesammten Kirchenwesens schon seit langer Zeit als eine ernste und wichtige Angelegenheit behandelt ist, dafür bürgt eine ganze Reihe von Namen ausgezeichneter Männer beyder Confessionen, welche theils — wie Heeren, Bredenkamp, Meister, Ewald, Stolz, Häfely — dort gelehrt haben, theils itzt noch lehren. Einige von ihnen selbst hören zu können, — wie im Dom den Veteran der lutherischen Geistlichkeit, Hrn. D. Nikolai und Hrn. Pred. Kottmeyer, in der Ansgarienkirche Hrn. D. Dräseke, — begünstigten mich die Pfingsttage. Eine homiletische Charakteristik dieser Männer, nach einer einzigen von ihnen gehörten Predigt, wäre ein eitles Beginnen, und um so überflüssiger, da sich der eigenthümliche Charakter und Geist eines Jeden in ihren gedruckten Vorträgen so deutlich ausgesprochen hat. Mit einigen andern Würdigen dieses Standes, wie dem gelehrten und, trotz der

Kälte des Publikums, für die begonnene Fortsetzung des Jöcherschen Gelehrtenlexicons Zeit und Kosten opfernden Literator H. Rotermund, den Herren Franke, Menken und Bekenn, war mir wenigstens eine von vielen Seiten lehrreiche Unterhaltung vergönnt. Höchst erfreulich war es, bey aller selbst physiognomisch unverkennbaren Verschiedenheit der Ansichten so wahrhaft gebildeter, kenntnißreicher und für ihr Amt lebender Männer, ungleich weniger von jenen Klagen über die Kirchenscheu des Zeitgeistes und der Geringschätzung des Lehrstandes zu hören, als itzt in vielen früherhin sehr kirchlichen Handelsstädten fast allgemein geführt werden, und allerdings dort, wie an vielen andern Orten, nur zu gegründet seyn mögen.

Wenn die eifrige Theilnahme aller Stände an den christlichen Versammlungen, nicht nur die äußere Achtung und Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, sondern auch das Interesse des Herzens an der Religion, und die lebendige Wirksamkeit derselben verbürgen könnte, so müßte der Anblick der — ohnerachtet Sonntags dreymal gepredigt wird — doch gedrängt vollen Kirchen, die günstigste Meinung erwecken. Ich erinnere mich nur selten etwas Aehnliches gefunden zu haben, wenn gleich nicht zu verkennen war, daß die Ungleichheit der religiösen Gemüthsstimmung der Zuhörer, so wie die Persönlichkeit und das Talent der einzelnen Männer, an dem größeren oder geringeren Beyfall bedeutenden Antheil hatte.

Daß bey dem Sinn so vieler Einwohner für äußere und — wer möchte es bezweifeln wollen? — auch für innere Religiosität, die Vereinigung der beyden Confessionen, die sich an Zahl der Mitglieder ziemlich gleich seyn mögen, fortdauernd Schwierigkeit findet, dieß hat gewiß seinen Grund weit weniger in früheren auch öffentlich laut gewordenen Streitigkeiten und Streitschriften, oder, in der Verschiedenheit der Meinungen über streitige Lehrbestimmungen, als, wie fast überall wo es dazu nicht kommen will, in äußeren lange bestehenden Verfassungen, Rechten und Vortheilen, die jeder Theil wo nicht auszudehnen, doch sich zu sichern und zu erhalten strebt. Deßwegen fehlt es den Helldenkenden und Friedliebenden gewiß nicht an der Einigkeit im Geist, die doch die Hauptsache bleibt, und durch alles, was durch Zwang, Ueberredung und Uebereilung zum äußeren Verein versucht wird, nur mehr gestört als gefördert werden dürfte. Die Edelsten, die sich von jenen kleinlichen Leidenschaften, deren der geistliche Stand so oft angeklagt ist, oder einer peinlichen Anhänglichkeit an das Hergebrachte, frey fühlen, theilen gewiß den Wunsch, es möge doch endlich die Zeit kommen, wo überall bürgerliche Rechte, Aemter und Freyheiten durchaus von Namen und Meinungen einzelner kirchlichen Parteyen unabhängig werden, und sobald von Tüchtigkeit zu einem Amt die Rede ist, die Fragen, ob Jemand mehr Luthers oder Calvins Ansichten theile,

gar

gar nichts, wenn jene feststeht, bey der Wahl entscheiden. Je mehr sich die beyden protestantischen Parteyen über den Lehrbegriff wo nicht ganz ausgeglichen, doch einander genähert haben, desto mehr wäre zu bedauern, wenn unsre zum scholastischen Dogmatismus sich wieder hinneigende Zeit, Streitigkeiten aufwecken sollte, die man als beygelegt betrachten durfte.

Auch in den Zeiten der französischen Unterjochung, zeigten mehrere wackere Männer der verschiedenen Kirchen, wie einig sie über das dachten und fühlten, was damals am meisten Noth that, und durch eigne Freymüthigkeit suchten sie freyen Sinn und Muth auch in den Gliedern ihrer Gemeinde zu erhalten. Mein alter bewährter Freund, der Domprediger Herr Kottmeyer, der kleine Gefälligkeiten, die ich ihm und seinem Sohne in ihren akademischen Jahren, als meinen Hausgenossen, erwiesen hatte, durch eine Hospitalität, welche das eigne Haus nicht vermissen ließ, so reichlich vergalt, wurde selbst das Opfer seines Patriotismus. Auf Befehl Savary's, Herzogs von Rovigo (damaligen Polizeyministers), ward er wegen des bösen Geistes, der sich in seinen Vorträgen ausspreche, und weil er bey einer geheimen Inquisition sich zu den ihm abgeforderten Versprechen, überall keine Trostpredigten mehr zu halten, „weil sie glauben machen könnten, daß des großen Napoleons Unterthanen nicht ganz glücklich wären," nicht entschließen konnte, seiner Gemeinde, seiner Gattin, seinen Kindern

entrissen, exilirt, und ganzer elf Monate in der peinlichsten Ungewißheit über sein endliches Schicksal gelassen, bis es ihm im Januar 1813 wieder vergönnt ward zurückzukehren, und, jedoch unter der strengsten polizeylichen Aufsicht, und dennoch noch einmal mißtrauisch gehemmt, sein Amt ferner zu verwalten *). Ueberhaupt lastete das Joch schwer auch auf dieser guten Stadt, seit sie aufgehört hatte selbstständig zu seyn, und gleich ihren Schwestern jenem Reich, das zuletzt gern ganz Deutschland verschlungen hätte, anzugehören. Selbst an blutigen Scenen fehlte es nicht. In ihren Mauern wurden die beyden wackern Oldenburger v. Fink und Berger, die doch alles gethan hatten die Volksaufrührer in Schranken zu halten, nach einem bis in die Stunde der Mitternacht hingezogenen tumultuarischen Kriegsgericht, unverzüglich an der gewöhnlichen Richtstätte erschossen, und ersterer, von einigen des Mordens noch ungewohnten Soldaten schlecht getroffen, endete am quaalvollsten. Seine zahlreiche Familie verlohr in ihm einen treuen Gatten und Vater, so wie Bergers Tod eine trostlose Mutter betrauerte, deren einzige Freude er war **).

---

*) Man vergleiche die — ohnehin durch ihren Inhalt und die Herzlichkeit des Tons anziehende — Sammlung: „Erhebung und Ermunterung für Christen in Predigten von A. G. Kottmeyer. Bremen 1819."

**) S. Finks und Bergers Ermordung. Ein Beytrag zur Charakteristik der französischen Herrschaft in Deutschland. Von D. J. C. F. Gildemeister. Bremen 1814.

Daß übrigens gerade in jener unglücklichen Periode, mehrere der achtungswürdigsten Männer als Deputirte und Repräsentanten nach Paris gingen, gereichte unstreitig der Stadt und mehreren in Gefahr schwebenden Bürgern derselben zum Heil. Unter ihnen war auch der treffliche Arzt und Astronom Olbers. Wenn ihn das ganze Bremische Gebiet, als einen eben so glücklichen als unermüdeten Beystand und Helfer der Kranken und Leidenden kennt, so nennt ihn Europa unter den ersten Beobachtern der himmlischen Gestirne, wie es ihm denn bekanntlich auch gelang, den früher bekannten Planeten zwey neue, die Pallas im Jahr 1802, die Vesta im Jahr 1807 zuzugesellen *). Wohlthuend war mir der Anblick eines so bescheidnen Weisen, der oft, wenn er seinen Kranken Ruhe verschafft hatte, sich die Stunden des Schlafs abdarbte, um in umwölkten Nächten beym Schein der Lampe die Bahnen der Kometen, der Sonnen und der Monde zu berechnen, in heitern, forschend die Wunder des Firmaments zu betrachten. So verstand er, schon in diesem Sinne, wie gewiß auch in einem höheren, das Irdische mit dem Himmlischen zu verbinden. Welche traurige Störung, in einem der Kunst und der Wissenschaft so ganz

*) Geb. im Herzogthum Bremen 1758. M. s. über ihn Zachs geogr. Ephemeriden 1799 Sept. S. 283 f. nebst seinem Bildniß.

geweihtem Leben mußte es für ihn seyn, als ihn die Bürgerpflicht in die Hauptstadt Frankreichs rief. Aber wie ganz und wie tief mag er auch da empfunden haben, was Engel in seinem Traum des Galilei, dem großen Copernikus in den Mund legt: „Sie mögen sich groß dünken die stolzen Bewohner dieser Palläste, weil Purpur ihre Glieder umhüllt, weil Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien erzeugt. Aber — sie sind Gefangene in ihrer Seele, wie die Raupen im Seidengespinnst, die über das Blatt nicht hinauskönnen, an dem sie kleben, indessen der freye Weise auf seine Höhe tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt und unter Sternen einhergeht.“

Mit einem andern gefeyerten Arzt Bremens, Hrn. D. Albers, dessen Abhandlung über den Croup ihm schon vor vielen Jahren in Paris den Preis erwarb, und dem die deutschen Aerzte, neben eignen Erzeugnissen seines Geistes, vorzüglich die Mittheilungen dessen, was in Amerika und England für die Wissenschaft geleistet wird, verdanken, habe ich nicht minder lehrreiche Stunden verlebt. Seine schon für den Layen, zu welchem er sich freundlich und klar belehrend herabließ, höchst interessanten anatomischen Präparate — wie sehr müssen sie es für den Kenner seyn! Wer aber nach England reiset — von wem könnte er mit besseren Instructionen und mit wirksa-

meren Empfehlungen versehen werden? Ich selbst bin ihnen einen der angenehmsten Tage in London schuldig, von dem ich in der Folge Bericht erstatten werde.

---

Die beyden unterirdischen Merkwürdigkeiten Bremens, woran alle Geographieen den Reisenden erinnern, blieben dann auch nicht unbesucht.

Der Bleykeller ist ein großes Gewölbe unter dem Chor des Doms. In alten Zeiten wurde das Bley, womit ein Theil des Dachs gedeckt war, darin gegossen. Daher der Name. Man hatte schon seit Jahrhunderten den Gebrauch, vornehme Personen, die zufällig auf der Reise in Bremen starben, bis auf weitere Order darin beyzusetzen, und machte wahrscheinlich eben so zufällig die Entdeckung, daß sie, statt zu verwesen, eintrockneten und in eine Art von Mumien verwandelt würden. So sieht man hier eine englische Gräfin Stanhope bereits über 200 Jahre; einen schwedischen General nebst seinem Adjudanten und einer schwedischen Gräfin, sämmtlich aus der Zeit des dreyßigjährigen Krieges; die Ueberreste eines verunglückten Dachdeckers; daneben ähnliche Mumien von todten Katzen, Vögeln u. s. w. Die Erscheinung ist gewiß häufiger als man glaubt, und wohl eben so oft aus der Beschaffenheit der Körper, als der Trockenheit und dem scharfen Luftzug der Gewölbe erklärbar. Viele unberühmte Gewölbe würden wenigstens einzelne ähnliche Beyspiele liefern können.

Der erste Anblick der an den Wänden aufgestellten unverweßten Körper in einem ganz ähnlichen Keller zu Toulouse, mag freylich schauderhafter seyn, und selbst durch den gerühmten Reiz, welcher der schönsten Jungfrau ihrer Zeit, der heil. Paula, auch im Tode geblieben seyn soll, nicht anziehender werden. Tadeln ließe sich jedoch in Bremen das Durcheinanderstehn der Särge und andrer Geräthschaften, ohne Symmetrie, ohne irgend eine Spur einer sorgenden und ordnenden Aufsicht, die in vielbesuchten Orten nie fehlen sollte. Uebrigens kann der Besuch der Wohnungen des Todes nur durch die historische Merkwürdigkeit der Bestatteten, und vorzüglich durch den Contrast dessen, was sie einst — auch bloß körperlich betrachtet — waren und was sie nun geworden sind, ein eigenthümliches Interesse gewinnen. Jenen so viel besuchten Bremer Mumien fehlt durchaus diese historische Wichtigkeit. Wie ganz anders ist der Fall in der Schloßkirche zu Quedlinburg! Wenn man da in die Gruft der Stiftsdamen hinabsteigt, und hier den — nach fast hundert Jahren noch bey weitem besser erhaltenen und die Hauptbildung des Gesichts nicht unkenntlich darstellenden — Leichnam einer Aurora von Königsmark, Mutter des berühmten Marschalls von Sachsen, erblickt, welche Empfindungen, welche Betrachtungen knüpfen sich da an die Erinnerung an alle die wechselnden Scenen ihres Lebens, das in Unschuld begann, dann der Verführung zur Beute

geworden, zwar Anfangs von dem höchsten Glanz und von Huldigungen umgeben ward, die mehr noch der schönsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Frau, als der erklärten Geliebten des in Pracht und Wollust schwelgenden August von Pohlen, dargebracht wurden, sich aber nur zu bald in den bittersten Gefühlen der Zurücksetzung und der Verfolgung jener von Haß und Neid glühende Damen des Stifts, worin sie Pröbstin war, verzehrte. „Wer könnte — sagt einer ihrer Biographen — an dem Sarge dieser Frau stehen und ihr Schicksal überblicken, ohne sich einer tiefen und ernsten Rührung zu überlassen? Wenige waren in einem so hohen Grade fähig, glücklich zu seyn und glücklich zu machen, als diese, und wie wenig wurde ihr dieß zu Theil. Selten ist wohl der Wollust eines Fürsten ein Opfer gebracht, daß dieses an Werth überwog. Unbefangene Unschuld, hohe Geistesbildung, ein gefühlvolles Herz, ein reiner Sinn für alles Schöne und Gute, völlige Entfremdung von jeder niedrigen und unreinen Leidenschaft; seltne Fertigkeit in allen neueren Sprachen und jedem Kunsttalent, geeignet für die Gewährung des Genusses der edelsten Geselligkeit, und daneben Schönheit und Liebreiz in einem so hohen Grade! Und alles dieß wurde dem sinnlichen Genuß eines Fürsten hingegeben, der nur diesen kannte und diesem alles zu opfern nicht einen Augenblick Bedenken trug! Wenige Jahre — und der Rausch war vorüber. So verlohr sie fast ganz ein Leben, was für

sie der Inbegriff des schönsten und reinsten weiblichen und mütterlichen Daseyns, Wirkens und Genusses hätte werden können, und bey der Erhaltung ihrer Unschuld auch gewiß geworden wäre *)." —

Aus jenen freudenlosen Grüften, wo selbst die langsamere Zerstörung des einst Belebten das Bild des Todes nur noch gräßlicher macht, gingen wir unmittelbar in die mit Recht weit und breit gepriesenen unterirdischen Gewölbe, über welchen sich das Rathhaus und die Börse erhebt. Welch ein Contrast! Dort die Stille des Todes; hier das muntre Leben der Freude und des Genusses. Wenn das Geschäft des Tages vollbracht ist, versammeln sich die Bürger der Stadt, gruppiren sich dann in kleineren und größeren bequem angelegten Logen, worin auch zuweilen Mahlzeiten gegeben werden, zu vertraulichem Gespräch, und vergessen, bey dem mit dem Saft der edelsten Reben gefülltem Becher, wenigstens stundenlang ihrer Sorgen und Mühen. Dabey freut sich dann auch der patriotische Bremer des Anblicks der uralten Gefäße,

„deren Rücken mehr als ein Jahrhundert trägt;"

als einer reichen Verlassenschaft seiner Väter; freut sich ihrer itzt doppelt, je näher die Gefahr war, das schöne

---

*) S. Maria Aurora, Gräfin von Königsmark, Pröbstin des Stifts Quedlinburg, geb. 1678, gest. 1728, von J. D. Voß im Biographen 2. Th. S. 129.

Vermächtniß einer glücklichen Vorzeit zum öffentlichen Verkauf ausgeboten zu sehen, wenn nicht gerade zu rechter Zeit das Jahr der Erlösung von der fremden Herrschaft erschienen wäre. Auch der Arzt, wenn er kein Mittel mehr hat, das verlöschende Leben noch eine, wärs auch nur kurze Zeit zu fristen, wendet sich zum innersten Heiligthum, der Rose oder den zwölf Aposteln, die den Kranken eine Gabe des köstlichsten zu Lebensöl veredelten Labeweins nicht versagen *). Reicht man doch selbst dem Fremden, wenn es ihm wie mir vergönnt ist, diese Schätze im Geleit eines wohlwollenden Senators zu besuchen, Proben des Kostbarsten, und schwerlich kann er irgendwo besser verstehen lernen, was Klopstock dem vaterländischen Weine nachrühmt:

---

*) „Es enthält — sagt Roller in der Geschichte der Stadt Bremen (1799) — der Raths-Weinkeller eine große Menge Stückfässer, und hat seines Gleichen nicht in ganz Deutschland. — Der Theil, den man von einem daran befindlichen Gemählde die Rose nennt, verwahrt den ältesten Wein. Hierauf folgen zwölf Stückfässer, denen man den Namen der Apostel gegeben hat, und unter denen hier Judas Ischarioth obenan steht. Man hat versucht, auszurechnen, wie hoch der Werth einer Flasche zu bestimmen seyn würde, wenn man die jährliche Füllung jedes Stückfasses zu zehn Procent des Einkaufpreises anschlagen und Zinsen auf Zinsen hinzufügen wollte. Doch hat die Lösung der Aufgabe große Schwierigkeit. Auf jeden Fall würde die wahre Summe selbst dem reichsten Schmecker zu hoch seyn.“

„Du dufteſt Balſam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume an dem Geſtade dampft.
Du biſt es würdig, daß du den deutſchen Geiſt
Nachahmſt! Biſt glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, ſtark und von leichtem Schaum leer.“

Oldenburg d. 2. Jun. Leer d. 3. Aurich d. 4. 1819.

Theils durch bremiſches, theils durch hannöveriſches Gebiet, führt der oft langweilige Weg nach Oldenburg. Wir erreichten es noch zeitig genug, um einen Totaleindruck von der Stadt, dem reichen herzoglichen Pflanzengarten und den freundlichen Anlagen und Umgebungen des Schloſſes zu bekommen. Perſönlich lernte ich den ſehr verdienten Director des unter ihm blühenden Gymnaſiums Herrn Riklefs kennen, der, was nicht immer der Fall iſt, mit großer literariſcher Thätigkeit den wärmſten Eifer für ſein Lehramt verbindet, und auch unſrer Akademie von Zeit zu Zeit wackere Schüler zuſendet.

Ich mag gern die Arbeitszimmer gelehrter Männer ſehen. Sie haben gleich ihren Bewohnern eine ganz verſchiedenartige Phyſiognomie. Beſonders erfreut bey dem Schulmanne — was ſo vielen, entweder durch ihre Lage beſchränkt, oder durch Wohlleben zu andern Ausgaben hingezogen, fehlt — ein ſo reicher Bücherſchatz, als hier zu finden war. Die aufgehäuften Werke auf langen Studirtiſchen, beurkundeten beſſer die manus diurna et nocturna, die ſie emſig

benutzt, als anderwärts peinliche Ordnung verschlossener Schränke. Unerwartet kann übrigens eine blühende Schule da nicht seyn, wo, wie hier der Fall ist, ein Regent in ihrer Nähe wohnt, der die Wissenschaften nicht bloß aufmuntert und schützt, sondern auch selbst kennt und ihre Pfleger zu würdigen versteht.

Wo das Oldenburgsche endet, betritt man Ostfriesland, eine zwar kleine, aber durch mannichfaltige Eigenthümlichkeiten sich unterscheidende Provinz. Gegen Westen und Norden von den Fluthen eines Weltmeers bekämpft — welche ungeheure Anstrengung menschlicher Kräfte muß es seit uralter Zeit gekostet haben, es der Gewalt des furchtbarsten Elements zu entreißen, oder gegen dasselbe durch unermeßliche Deiche — so nennt man in der Landessprache die Dämme — zu sichern, auch wohl, wenn von Zeit zu Zeit die Fluth, wie zum Ersatz ihres Raubes, neues Land ansetzt, durch Eindämmung daraus Polder und Groden zu bilden *). Der Strich, durch welchen unser Weg führte, machte den angenehmsten Contrast mit den sandigen Steppen durch die wir gekommen waren. Wir fanden uns überrascht von der üppigen Vegetation des fruchtbaren Bodens, umgeben von lachenden durch friesische Heerden

*) Sehr vollständig und gründlich ist dieser Gegenstand in J. C. Freese — leider nicht fortgesetztem — Ostfriess- und Haarlingerland, Aurich 1796 behandelt worden.

belebten Wiesen. Die Dörfer wurden, durch ihre von Ziegeln erbauten, mit hellen Farben angestrichenen Häuser, freundlicher und reinlicher. Eine erfrischende Kühle wehte uns von dem Laube der Gebüsche an. So erreichten wir gegen Abend Leer. Die Geographen machen es nur zum Marktflecken; durch die Nettigkeit vieler Privathäuser, mehr noch durch die rege Bewegung auf den Straßen, erweckt es aber die Idee einer zwar kleinen aber recht wohlhabenden Stadt. Auch wird es schon dadurch belebter, daß sich die Lede hier in die Ems ergießt, mit ihr der Nordsee zuströmt, so Schiffbau und Schifferey veranlaßt und herbeyführt. Auch hier erheiterten alte werthe Freunde durch ihre Herzlichkeit den Abend.

Der gerade Weg nach Holland wäre über Emden gegangen. Mich zog ein besonderes Interesse nach Aurich, der Hauptstadt und vormaligen Residenz des Fürstenthums. Mir war, ich hätte dort meine Jugend verlebt, wäre an den Höfen der letzten Fürsten und Fürstinnen, mit denen im J. 1744 der Stamm erloschen und das Land an Preußen fiel, in dem Residenzschloß, in der fürstl. Bibliothek, in den hohen Schattengängen des Schloßgartens, in der alten Stadtkirche, selbst in manchem Privathause so einheimisch gewesen, um mich auch itzt noch darin zurecht finden zu können. So stark hatten auf mich in früher Jugend, die lebendigen Erzählungen einer durch Geist und Charakter ausgezeichneten aus Aurich stammenden Frau, der ich, früh mei-

ner Eltern beraubt, einen großen Theil meiner eignen Bildung verdankte, auf meine Phantasie gewirkt *). Sie selbst — wie es die Art des Alters ist — sprach so gern von ihren Jugendjahren. Mit hellem Blick hatte sie ein halbes Jahrhundert Menschen und menschliche Verhältnisse scharf beobachtet und aufgefaßt, und mir selbst dadurch eine Menge praktischer Kenntnisse, Ideen und Lebensansichten mitgetheilt, die mir Schule und Bücher nie hätten schaffen können. Mit vielen topographischen und historischen Einzelnheiten, war ich vielleicht bekannter, als selbst die ältesten itzigen Bewohner der Stadt, deren Erinnerung nicht an jene alte Zeit hinaufreicht, die mir aber aus jenen oft gehörten Erzählungen, wie ein großes oft angeschautes Gemählde, immer gegenwärtig geblieben waren. Wirklich fragte ich nach vielen Dingen vergeblich. Niemand konnte mir Auskunft geben. Die Vorzeit war mit dem alten Fürstenhause ins Meer der Allvergessenheit gesunken.

---

*) Sie war die Tochter des Hofmarschalls von Wurmb, (dessen Denkmal, das ihm die Dankbarkeit seines Fürsten errichtet hat, ich in der Stadtkirche fand), und der Oberhofmeisterin der letzten Fürstin. So wuchs sie in der Sphäre des Hofes auf. Die Schwester ihres Vaters war die Gattin meines Eltervaters, des Stifters des Hallischen Waisenhauses A. H. Franke. Sie selbst war an einen ostfriesischen Leibarzt Lysthenius verheirathet, der späterhin in Halle lebte. Als kinderlose Wittwe nahm sie mich den Verwaisten auf, und ward mir mehr als wohl Vater und Mutter hätten werden können.

Ehe ich fortfahre, sey mir erlaubt, hier ein Paar pädagogisch-psychologische Bemerkungen einzuschalten.

Zuerst — irr' ich, oder ist es so? — mir will es vorkommen, als wisse das Geschlecht unsrer Tage immer weniger von der Geschichte der nächsten Vorzeit und seines eignen Stammes. Das hohe Alterthum will ich nicht damit vergleichen, wo die Ereignisse ganzer Jahrhunderte bloß durch Ueberlieferung von Mund zu Mund, und selbst die kleinsten Züge nicht verlohren gingen. Denn die Schrift war noch nicht vorhanden. Aber auch späterhin, als noch Familienleben und Häuslichkeit allgemeinere Sitte war, saßen die Eltern weit öfter im Kreise der Kinder. Wenn sie dann erzählten, wo und wie einst ihre Väter und Mütter, und ihre Groß- und Ureltern, und in welchen besseren oder schlimmeren, ruhigen oder kriegerischen Zeiten sie gelebt und gestorben, was sie im Leben an Freude und Schmerz erfahren, was sie gethan und was sie gelitten, wie Einzelne des Stammes emporgekommen oder untergegangen, wenn sie so über den historischen Text commentirten, den sie vielleicht in kurzen Summarien am Ende ihrer Hausbibel, die ein theures Erbstück war, eingeschrieben hatten — dann hingen die Kinder an den Lippen der Väter und Mütter, und unverlierbar war so von Geschlecht zu Geschlecht das Kleine wie das Große. Der Mensch blieb einheimisch unter den Seinen, und was

diese geübt, gestärkt und aufgerichtet, ward auch ihnen Lehre und Trost. Vor allen gewannen sie auch ein richtiges Urtheil über die Vorzeit, und es ward ihnen klar, es sey wenig neues unter der Sonne. Wo — ich rede vorzüglich von den Häusern der Wohlhabenden — die Eltern sich früh von den Kindern sondern, wo das so erweiterte gesellige Leben diese in die Kinderstube zurückdrängt, da fällt dieser Gewinn weg. Der Unverstand unterhält sich dann nur mit dem Unverstande. Die Leserey — die allzufrühe und so ungewählte — kann das lebendige Gespräch und die Einwirkung eines gebildeten Geistes auf den Bildungsbedürftigen nie ersetzen. Denn das Kind empfängt nur, ohne aus sich herauszugehen und sich mitzutheilen, weil niemand seine Mittheilungen hören und berichtigen mag. Vielwisserey kommt wohl in die jugendliche Seele, und die Knäbchen und Mädchen kennen im zarten Alter mehr von der Welt, als in älterer Zeit die gereiften Jünglinge und Jungfrauen. Aber in der Sphäre, welche die Natur dem jungen Weltbürger angewiesen hat, bleiben sie fremd.

Nächstdem ist nicht auszusprechen, wie fest in der Seele alle Eindrücke haften, die sie in den Jahren der Kindheit und Jugend empfangen hat. Wenn das unter den Geisteskräften immer am ersten alternde Gedächtniß, fast alle Kraft verliert, Neues zu bewahren, so stehen sie fest, oder drängen sich immer wieder hervor; recht wie in alten Pergamenten, über

deren ersten ausgelöschten Text ein zweyter geschrieben ist (codices rescriptos nennen sie die Gelehrten), die ersten Buchstaben oft die spätern überschatten. Darum sollten alle, denen Gott Kinder gab, wohl bedenken, was und wie viel der noch unbeschriebenen Tafel ihres Geistes anzuvertrauen seyn möchte. Denn gerade dieß pflegt den Menschen durch sein ganzes Leben zu begleiten. Es wird immer einigen Antheil haben an seinen Begriffen, seinen Urtheilen und Gefühlen. Es wird ihm das Finden und Ergreifen der Wahrheit erschweren oder erleichtern. Namentlich wird es stets mit seiner religiösen Stimmung zusammenhängen. Was im Drang und der Zerstreuung des Lebens verlohren gegangen zu seyn schien, meldet sich unerwartet im Alter wieder, und findet eher Anlaß, als alles Neue, selbst das entschieden Bessere. So manche Erscheinung unsrer Zeit, so mancher Rückfall in früheren Glauben und früheren Wahn — es erklärt sich alles aus der unbesiegbaren Gewalt der ersten Eindrücke.

---

Doch zurück nach Aurich! Das Bild, das ich aus so vielen Erzählungen davon in meiner Phantasie trug, fand ich nur zum Theil in der Wirklichkeit wieder. In dem alten Schloß hätte ich mich orientiren können. Ich kannte alle Einrichtungen und Gelegenheiten, wußte so viel von dem, was in den Gemächern

vor

vor siebzig und achtzig Jahren vorgegangen, welche Bedeutende und Unbedeutende, zum Theil Vergessene, zum Theil in der Geschichte Fortlebende da ihre Rolle gespielt; wie der späteste Abkömmling des großen Edzard nur seinen Namen, nichts von seinem Geist geerbt hatte, und wie unbedeutend er neben einer selbst von Friedrich II. ausgezeichneten Fürstin stand, die der geistigen Bedürfnisse nur zu viel hatte, — excelsi animi dotibus conspicua sagt die Platte auf ihrem Sarge — um sich in einem so schwachen Gemahl glücklich zu fühlen *).

In der Bibliothek, in die sie sich oft aus der Langenweile des Hoflebens mit ihrem geistverwandten Kammerfräulein (meiner nachmaligen Erzieherin) flüchtete, standen nur noch leere Repositorien. In dem vormaligen Kabinet des vorletzten Fürsten, des klugen Georg Albrechts, zeigte man mir einige spärliche Ueberreste früherer Zeiten. Nicht ganz unbekannt mit der Landesgeschichte, dachte ich es mir recht lebhaft, wie oft ihn gerade hier sein Canzler Brenneisen, selbst hart wie Eisen, mit seinem unbeugsamen Sinn geängstigt, und im Uebermaaß des Diensteifers, jede Annäherung des Regenten an seine unzufriednen

*) In den Denkwürdigkeiten der Markgräfin v. Bayreuth, ihrer Schwägerin (Tübingen 1811. 1. Th. S. 271. 283), finde ich eine sehr ungünstige Charakteristik der Fürstin. Wer mag itzt noch entscheiden, auf welcher Seite, bey so viel Aehnlichkeit des Verstandes und der Leidenschaftlichkeit zwischen Beyden, das Recht war?

Stände und sein belastetes Volk vereitelt haben mochte, so daß — unerhört in einer Zeit, wo noch Kaiser und Reich galt — über das kleine Ländchen die Beschwerden in blutigen Bürgerkrieg übergingen. Wie hatte nun alle Fehd' ein Ende! Wie vergessen und nichts mehr geltend lagen da die alten Documente, Regierungspetschafte, fürstliche Siegelringe, mit Staub bedeckt in den Schubladen unscheinbarer Schränke. Wie nagte die Zeit und der Wurm an den wenigen noch übrig gebliebenen gebrechlichen Geräthschaften. Doch über wie viele weit größere Fürstenhäuser und Fürstenschlösser ist eben so längst das Ende gekommen!

Eine Reliquie aus dem Zeitalter der Reformation zog mich an; ein schönes Denkmal reinkindlichen Gehorsams und hingebender Selbstverleugnung. Graf Edzard, welcher von 1494 bis 1528 regierte, und den die Geschichtschreiber den Namen des Großen beylegen — heros inclytus, sagt von ihm Ubbo Emmius, et in hac gente maximus, amator populi pacificus, et a populo plus paene quam par erat aut quam credi poterat amatus *) — bestimmte seine zweyte Tochter Theda

*) „Mitten in den Ungewittern, als die mächtigsten Fürsten Deutschlands auf ihn losstürmten, ihm den Untergang schworen, als der Kaiser ihn mit dem Bannstrahl verfolgte, Gröningen, das er unter seine Fittige genommen hatte, ihm untreu und der Herzog von Geldern bundbrüchig wurde, blieb Edzard unerschüttert. —

sehr jung dem Klosterleben. Sobald sie, kaum den Kinderjahren entwachsen, im Kloster Marienthal in der Stadt Norden eingekleidet war, meldete sie es dem Vater in einem ehrerbietigen höchst naiven Schreiben, und sandte ihm dabey eine Flechte ihres schönen goldgelben Haars. Beydes hat den Untergang ihres Stammhauses überlebt. Ich fand es unter manchen andern Documenten und Briefschaften. Man wird den Brief, hoff' ich, nicht ohne Theilnahme und Rührung lesen, da er eben so charakteristisch ihre Gemüthsstimmung ausspricht, als die Einfachheit und Genügsamkeit des Zeitalters bezeichnet. Ich gebe ihn, da das alte friesisch-deutsche nicht allen Lesern verständlich seyn möchte, in einer wörtlich treuen Uebersetzung. Geschrieben ist er ziemlich deutlich mit lateinischen Lettern.

„Edler, Wohlgebohrner, gnädiger, werther, lieber Herr Vater!

Ew. Gnaden Liebden wollen geruhen zu erfahren, daß ich mich in den geistlichen Stand habe einkleiden lassen, und mein Haar ist mir abgeschnitten, wovon ich eine Flechte übersende.

Werther, lieber Herr Vater; wäre es nicht der Lohn, den ich davon hoffe, und aus Liebe zu meinem

---

Die Nachkommen bewundern ihn als einen eben so großen Staatsmann als weisen Gesetzgeber. Noch lange nach seinem Tode reden sie von ihm mit Begeisterung.“ So fängt Wiarda die treffliche Charakteristik dieses Regenten an, die ganz nachgelesen zu werden verdient. S. dessen ostfriesische Geschichte 2. Bd. S. 334.

theuren Vater, ich hätte mich nicht darein ergeben können, da mir ins Kloster zu gehen von jeher sehr zuwider gewesen ist. Aber es soll, mein l. H. V. nie etwas von mir geschehen, worin ich seiner Liebden ungehorsam seyn möchte. L. H. V. Ich habe mich nun auch zufrieden gestellt und ganz hingegeben in die Hand Gottes, und hoffe auf das Gebet der Klosterjungfern, die alle zusammen so herzlich für mich beten, daß ich als eine gute Klosternonne leben und sterben werde (en goet geistlyk mensche wil leven enn sterven). Auch will ich Tag und Nacht, für meinen l. H. Vater und meine l. Fr. Mutter, und meine liebe Großmutter und alle meine lieben Freunde lebend und sterbend beten. Lieber werther H. V. Der Abt und die Pröbstin haben so viel für mich gethan, daß ich ihnen nicht genug danken kann; sie haben auch für meine Kleidung besser gesorgt, als für irgend eine vor mir, und die Pröbstin und die lieben Jungfern gaben mir Geschenke und theilten von ihrer Armuth was sie hatten. Der Abt wollte den Jungfern gern eine Tonne Bier geschenkt haben, daß wir (am Tage der Einkleidung) hätten fröhlicher zusammen seyn können; aber er konnte es in ganz Norden nicht bekommen; hernach gab er doch selbst von dem Seinen was er nur hatte. Und von Emden, da brachte er mir vier Ellen schwarzen Flor mit. Werther l. H. V. Mein liebes Schwesterchen Fräulein Anne ist über die Maßen betrübt, daß ihr l. Vater sie nicht mit mir hat geistlich einkleiden lassen, und bittet mich alle Stunden darum zu schreiben. Könnte sie selbst schreiben, so würde sie es selbst gern thun und bitten, was sie so herzlich begehrt, daß sie sich auch ihre Haare könnte abschneiden lassen und im Kloster bleiben, wo sie nicht heraus möchte, so lange sie lebte. Bey dem Sinn will sie beharren — hat sie mir gesagt — das möcht ich schreiben und sie sehnt sich nach der Antwort. M. l. H. V. könnte ihr ja das wohl zulassen, da ihr Sinn so sehr danach steht. Es könnte leicht kommen, daß ihr späterhin die Welt zu sehr gefiele, und wenn sie dann doch ins Kloster müßte, würde es ihr sehr sauer werden. Wir beyden Töchter bitten auch sehr freundlich unsern l. V., daß er uns auch unser

liebes Schwesterchen Armgard schicken wolle; daß wir beständig zusammenbleiben und Trost von einander haben könnten. Die Pröbstin läßt m. l. H. V. freundlich grüßen und hundert tausend gute Nacht wünschen. Das thue auch ich an alle m. l. Freunde; auch die Jungfern bitten darum. Nichts mehr für dießmal. Gott spare m. l. H. V. lange fröhlich und gesund!

Geschrieben in Eil an St. Lucas Tag.

Theda Ew. liebe Tochter.

Schwerlich ahndete Graf Edzard, als er — etwa ums J. 1514 — diesen Brief erhielt, daß wenige Jahre später er selbst zu den ersten Fürsten gehören werde, die Luthers Lehre annähmen. Er war es, der die Reformation mit eben so viel Freysinnigkeit als Klugheit, und ohne Bedrückung des alten Glaubens, in seinem Lande einführte, und in eben der Stadt, wo seine Tochter im Kloster war, einen Schüler Luthers in Johann Steffens zum evangelischen Prediger berief. Auch Theda sah ihr Kloster aufgelößt, lebte dann still in Aurich, und als der Hof unter Edzard II. geräuschvoller ward, zog sie sich nach Norden zurück.

Sowohl über den Gang der Reformation, als über die mannigfachen Schicksale, welche früher und später das kleine interessante Land erfahren hat, giebt Wiarda's ostfriesische Geschichte die vollständigste Auskunft. Wohl mögen die Ostfriesen auf einen Autor stolz seyn, der sich, den Ruhm seiner Vorfahren — denn schon im funfzehnten Jahrhundert war ein

Wiarda Podesta oder Dictator von Frieß-land — so würdig behauptend, auf vielfache Weise der Bürgerkrone werth gemacht hat. Auch diesen Veteran, den beyden oben Erwähnten in vielem Betracht so ähnlich, kennen zu lernen, hätte allein den Umweg gelohnt. Wenige kleine und selbst größere Fürstenthümer möchten sich eines Historiographen rühmen können, der mit so tiefer Kenntniß des Landes und seiner Geschichte, so viel oft wahrhaft herodoteische Einfachheit und Klarheit in der Darstellung, und wo es der Gegenstand mit sich bringt, doch so viel lebendige Farbengebung zu verbinden und selbst bey undankbarem und dürrem Stoff durch kleine bedeutsame Züge zu interessiren versteht *). Und nicht um die Geschichte und die Rechtswissenschaft allein, auch um das Sprachstudium hat er sich in seiner Geschichte der ausgestorbenen alten friesischen oder sächsischen Sprache, in seinem Altfriesischen Wörterbuch, und dem höchst interessanten Werk über deutsche Vornamen und Geschlechtsnamen, große Verdienste erworben, und noch itzt ist die Forschung und das Studium des vaterländischen Alterthums das Geschäft,

*) Vollständige ostfriesische Geschichte, 1—10. Band. Aurich 1791—1816. Früher schon waren mehrere Schriften über friesische Rechte und salische Gesetze erschienen, desgleichen das Asega-Buch, ein Altfriesisches Gesetzbuch der Rüstringer. Berlin 1805.

wobey er, ein 73jähriger heitrer und fröhlicher Greis, von langer Thätigkeit in verschiedenen wichtigen Aemtern, dem Secretariat bey der Landschaft und dem Landsyndicat, ausruht. Er zeigte uns eine höchst merkwürdige noch ungedruckte Handschrift, die Willkühren der Brokmer, welche zufolge der Schlußbemerkung des Copisten aus dem Jahr 1345 stammt *). Sie enthielt die Staatsverhältnisse einer durchaus freyen Völkerschaft, welche die Gegenden um Aurich her bewohnte, weder dem Kaiser, noch dem Reiche, noch irgend einem Fürsten und Grafen Abgaben entrichtete, der Geistlichkeit zu keinem Zehnden verpflichtet war, keinen Häuptling als Schutzherrn, keinen Adel und keine andre Obrigkeit, als die jährlich aus seiner Mitte gewählten Richter erkannte, und diese aus 220 Artikeln bestehende Willkühren aus eigner Machtvollkommenheit festgesetzt hatte. In ihnen ist keine Spur eines römischen oder kanonischen Rechts. Sie sind ein höchst merkwürdiges Denkmal rein-germanischer Gesetzgebung. Herr Wiarda hatte, da sie in der ganz alten unvermischten Friesischen Sprache verfaßt sind, eine Uebersetzung hinzugefügt, und erlebt itzt noch die Freude, dieses Werk gedruckt zu sehen.

---

*) Hr. von Wicht hat zuerst (1732) einen Codex dieser merkwürdigen Gesetze entdeckt und in der Vorrede zu seinem Ostfriesischen Landrecht (1746) beschrieben. Der Wiardasche Codex weicht jedoch sehr davon ab.

Ueberhaupt hat es unter den Ostfriesen immer tüchtige Gelehrte gegeben. Namentlich hat die sie auszeichnende warme Anhänglichkeit an das Vaterland, recht eigentlich eine echtvaterländische Literatur und eine Forschung, der auch die kleinsten Denkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit nicht entgangen sind, erzeugt. An dem frühern Historiker Ubbo Emmius fand Wiarda ein Vorbild, das er jedoch weit übertraf, und sein Beyspiel hat wieder andre zu gleichem Eifer aufgeregt. Ein F. Arends, ließ sich selbst den gänzlichen Verlust des Gehörs und des freyen Gebrauchs der Sprache seit seinem elften Jahre, nicht hindern, ein höchst sorgfältiges und alle früheren geographisch-statistischen Schriften ergänzendes Werk zu liefern *). Stammte doch selbst der berühmteste Polyhistor seiner Zeit, den jede Facultät gern zu den Ihrigen rechnete, Hermann Conring **), aus der Stadt Norden; und wer denkt nicht gern des großen genialen Arztes, der einst unser Halle zierte, und dessen Name selbst in den Pflanzungen seiner Hand auf Reils Berge, die sein frühes Grab umschatten, lange

*) Ostfriesland und Jever. 2 Bände. Emden und Hamm 1819.

**) H. Reibom setzte ihm die Grabschrift: Hoc tumulo clauditur Regum Principumque Consiliarius, Juris Doctor, Philosophiae omnis peritissimus. Philologus insignis, Orator, Poeta, Historicus, Medicus, Theologus. Multos putas hic conditos! Unus est Hermannus Conringius, saeculi miraculum.

fortleben wird. Ueberhaupt würde des bereits verstorbenen Tiaden gelehrtes Ostfriesland mit sehr vielen Artikeln bereichert werden können *).

Die Stunden waren zu sparsam für Aurich zugemessen. Einen Augenblick sah ich das vormalige v. Wurmbsche itzt Bacmeistersche Haus, und die gütigen Bewohner verziehen die Störung einem Dankbaren, der den Manen seiner Wohlthäterin in ihrer Geburtsstätte huldigen wollte. Da sich auch die Gebildetsten aller Classen, täglich gegen Mittag zu Gespräch und Lesung der Zeitblätter im schwarzen Bären versammeln, so gelang es mir noch, mehrere der Würdigsten der Stadt zusammen zu finden, manche alte Bekanntschaft zu erneuern und besonders mich des gegenseitig kaum gehofften Wiedersehens vormaliger sehr werther Zuhörer und Zöglinge zu erfreuen. Im-

---

*) Etwas zu weit hat doch den Literator Tiaden die Vorliebe für sein Vaterland geführt, und schon die Vorrede zu seinem Werk fängt mit einem Irrthum an:

„Italien hat keinen Gelehrten — schreibt einer der größten Kunstrichter P. Bayle — welchem nicht Frießland ohne Bedenken Einen entgegen stellen könnte."

Nein! Das konnte wohl Baylen nicht einfallen, Frießland in dieser Allgemeinheit mit Italien zu vergleichen. Bloß in dem Artikel Agricola lieset man die Worte: „L'Italie — n'avoit rien a quoi la Frise ne pût comparer son Agricola, sans avoir peur d-être vaincue." Hat vielleicht die Gottschedsche Uebersetzung des Bayle auch diesen, wie so viele andre grobe Fehler, so sollte doch ein Literator nicht aus Uebersetzungen citiren.

mer sind uns die aus Ostfriesland kommenden Jünglinge, durch ihre echt deutsche Geradheit und Biederkeit, ihren rechtlichen Sinn in Wort und That, und den Ernst der Meisten in ihren Studien vor andern werth gewesen, und wenn sie sich nicht ohne Schmerz durch das Verhängniß einer Zeit, die eben so unglücklich gleichartiges getrennt als fremdartiges verbunden hat, itzt von uns losgerissen sehen, so ist ihr Schmerz nicht weniger der unsrige *). Bey dem freundlichen Geleit des verdienten Rectors der — itzt zum Lyceum erhobenen — Stadtschule, Hrn. Pommer, und mehrerer wackerer Männer, die auch das Andenken an eine verschwundene schöne Jugend wie mich tief bewegte, bey dem unsrer alma mater Fridriciana geltendem Hoch! und — als am ersten Verlathause das Fahrzeug

---

*) Ostfriesland, das bis 1744 seinen eigenen Fürstenstamm hatte, fiel nach dem Aussterben des letzteren an Friedrich den Großen. Da es einen großen Theil seiner alten Rechte und Verfassung behielt, und weniger als vorher durch innere Fehden zerrüttet ward, fühlte es sich sehr wohl unter den Fittigen des Preuß. Adlers und gehörte zu den anhänglichsten Provinzen. Nach dem Bruch Preußens mit Frankreich 1806, ward das Land zum Königreich Holland geschlagen. Im Jahr 1810 ward es dem französischen Reich incorporirt, 1813 wieder für Preußen in Besitz genommen. Seit dem Jahr 1815 gehört es dem Königreich Hannover zu. So häufige Regierungswechsel können wohl nicht ohne Einfluß auf das Ganze, vielleicht selbst auf den ursprünglichen Nationalcharakter bleiben. Gegen gewisse Eindrücke giebt es keinen unverwüstbaren Stoff in der Natur.

keine Frist gestattete — dem herzlichen Lebewohl! — da umwölkte die Wehmuth den Dank und die Freude.

Die Schuit — so nennt man das Boot — brachte uns eh wirs dachten nach Emden. Die übrigen Abend- und ein Paar Morgenstunden, gewährten wenigstens Zeit genug zu einer allgemeinen Ansicht der Stadt und des Hafens, in dem sich eben die Schiffe oder Buysen zum Auslaufen auf den Heringsfang, den Haupterwerbzweig der Einwohner, fertig machten. Das rege Leben dieses in alter Zeit, und so lange Preußen seine Neutralität behauptete, aufs neue so blühenden und reichen Handelsplatzes *) war itzt verschwunden, und der Mißmuth, den so Manche, mit denen wir bey der Wirthstafel zusammen trafen, laut aussprachen, hätte beynahe den Abend trüben können, wenn es dem preußischen Patriotismus nicht auf der andern Seite wohlgethan hätte, doch hier einmal, und gerade in diesem Neuhannover, mit anhänglicher Liebe, wenn gleich im Ton der Klage über die Abtretung eines treuen Volks, von einem Staat sprechen zu hören, der so oft unfreundliche und harte Urtheile erfahren mußte. Das Wiedersehen eines sehr würdigen Zöglings unsres Päda-

*) Im Jahr 1799 führen die bey dem Emdner Licent-Comtoir aufgenommenen genauen Listen 2151 eingelaufene und 3402 ausgefahrne Schiffe auf. Die Sperrung der holländischen Seehäfen nöthigte damals, alle Handelsartikel nach und von England über Emden gehn zu lassen.

gogiums, H. Justizrath Telting, rief übrigens einen unvergeßlichen Augenblick des Jahres 1806 zurück.

Als in diesem Jahr die furchtbare Katastrophe, welche der Schlacht bey Jena und Auerstädt folgte, auch Halle traf, und die eben damals in voller Blüthe stehende hohe Schule auf immer zu vernichten schien, befand ich mich auf dem Rückwege einer nach Westphalen und Holland gemachten Reise. In Minden wußte man schon am 17. October den Tod des Prinzen Ludwig Ferdinand, allein man täuschte sich mit dem Wahn eines großen Sieges, den er erkämpft habe. Dumpfe Gerüchte folgten und wurden schon am folgenden Tage in Bückeburg und Hannover zur schrecklichen Gewißheit. Wir boten alles auf, Halle so schnell als möglich zu erreichen. In Braunschweig aber kam uns in allen Straßen das Getümmel eines sich zurückziehenden zerstreuten Heers entgegen; mit ihm der Held von Wahlstadt. Ich hatte ihn am 14. Sept. aus Münster muthvoll, wiewohl sehr ernst gestimmt ausziehen sehn. Hier, da ich ihn sogleich aufsuchte, kam er mir mit den Worten entgegen: „So sehn wir uns wieder!“ Ueber das Schicksal von Halle hatten sich die beunruhigendsten Nachrichten verbreitet. Die Stadt und ihre Stiftungen ließ das Gerücht bald verbrannt, bald zerstört, die Bürger mißhandelt und jedes Haus geplündert seyn. Dennoch war es nicht möglich, vor dem fünften Tage weiter zu reisen, da weder Post noch

andres Fuhrwerk zu finden war. Endlich gelang es. Wohl waren indeß etwas bessere Nachrichten gekommen. Aber man wagte nicht, ihnen zu vertrauen. Da erblickten wir eine Stunde vor Braunschweig eine kleine Schaar junger Männer; und als wir näher und näher kamen, erkannten wir wohlbekannte junge Ostfriesen und Westphalen. Auch sie hatten des abwesenden Lehrers nicht vergessen, und der wackere Telting, eben der, welchen ich in Emden wiederfand, trat an unsern Wagen. Dem Vater- und Mutterherzen konnte er zwar den Trost bringen, daß wir kein theures Haupt vermissen, und unsre Freunde, unser Haus und Frankens Stiftungen unverletzt wieder sehen würden. Aber den Schmerz, keine Universität mehr zu finden, vermochte er uns nicht zu ersparen. Er und seine Begleiter waren ja selbst die Verbannten, und so kämpfte die Freude über das Erhaltene mit der Wehmuth und dem Gram über das Vernichtete. Die Zukunft lag nun dunkel vor uns wie eine drohende Gewitterwolke.

Es thut wohl, solche Zeiten und Tage noch einmal mit denen zu durchleben, die sie mit uns getheilt haben.

Den 5. Junius. 1819.

Morgens um 9 Uhr verließen wir Emden und begrüßten um Mittag die Küste von Holland in Delfziel. Der große See, bekannt unter dem Namen des Dollarts, auf welchem wir hinüber- Delfzyl.

schifften, gab der Betrachtung, durch die Erinnerung an eine hier versunkene Vorwelt, reichen Stoff. Wo itzt unruhige Fluthen strömen, oft sich ungeheure Wellen thürmen, da standen vor fünfhundert Jahren, zum Theil später noch, mehr als funfzig blühende Städte und Dörfer, große Kirchen, reiche Klöster. Es gab — sagen die alten Chroniken — hier Marktflecken, worin man 180 Hausmütter zählen konnte, die gediegene goldne Schilder nach damaliger Tracht auf der Brust trugen. Von dem allen ist nichts übrig als der Name. Selbst die letzten Spitzen und Gemäuer, die man noch eine Zeitlang bey der Ebbe hervorragen sah, alles ist spurlos versunken. Ueber die vormaligen fetten Weiden segeln nun reichbeladne Schiffe, und man verfolgt den Seefisch, wo man vordem die Aussaat des besten Korns und des köstlichsten Weitzens hundertfältig erndtete. Das itzige Reiderland, berühmt durch die ganz einzige Fülle seiner Vegetation, seiner Groden und Polder, ist nur ein übriger Theil des vordem so bedeutenden Landstrichs, wodurch Ostfriesland mit Gröningen zusammenhing. Der größere ist zum Meerbusen umgestaltet. Kaum können die vaterländischen und auswärtigen Schriftsteller Worte finden, wenn sie auf die große Wasserfluth kommen, die zuerst im Jahr 1277 um Mitternacht, als sich eben alles Volk zur Christmette anschickte, hereinbrach, die Dämme durchbrach, rund umher Tod und Verderben verbreitete. So schwebte

denn unser Schiff über einem ungeheuren Wellengrabe, über das sich die See, lieblich vom Morgenlicht bestrahlt, und gerade sehr ruhig, wie eine leuchtende Silberdecke ausbreitete. Aber die Betrachtung zog das Auge hinab in die Tiefe. Es hätte hinabschauen mögen in die furchtbaren Abgründe, worin so viele Gebilde mühvollen Fleißes, so viele Werke erfindender Kunst, so viele kraftvolle Körper zerstört in Trümmern lagen. Denn an Funfzigtausend von jedem Stande, jedem Geschlecht, jedem Alter, die einst das Leben froh wie wir genossen, wurden in jener Schreckensnacht in wenigen Minuten zur langen Ruhe gebracht; die Weihnachtsjubel glücklicher Kinder in das Geschrey der Angst und des Entsetzens, und die Chorgesänge der Meßpriester und der heiligen Klosterjungfrauen, in ein ewiges Verstummen verwandelt. Und doch hätte — wie alle Nachrichten bezeugen — das blinde Element kaum vermocht, solche Zerstörungen anzurichten, hätten nicht auch in der Brust vieler Häuptlinge feindselige Elemente gekämpft, hätte nicht Haß und Neid die getrennt, durch deren einträchtiges Bauen, Dämmen und Bessern, die Wuth des Meeres gebändigt, und das Land gesichert werden konnte. So lagen denn auch hier, wie auf tausend Schlachtfeldern, unzählige schuldlose Opfer der Leidenschaften und Thorheiten einiger Wenigen. Wer mag den Ausgang finden aus diesem Labyrinth menschlicher Schicksale!

# Holland.

Den 6–12. Junius. 1819.

Egl

Von Delfziel fährt die Treckschuit regelmäßig zu gewissen Stunden nach Gröningen. Wir durchschifften die Kanäle der Provinz gleiches Namens in der Gesellschaft einiger unterrichteten Männer, von denen mancherley zu lernen war. Die Fahrt dauerte bis spät Abends, und es blieb nur eine Stunde übrig, eine der schönsten Städte, dabey eine alte berühmte Universität Hollands, bey hellem Mondschein zu durchwandern, und dem trefflichen Naturforscher Prof. v. Swindern seinen früheren Besuch mit dem unsrigen zu erwiedern. Ich fand ihn zufällig, bey einem mit den Erzeugnissen des Landes reich besetztem Tisch, im Kreise lauter junger dort studirender Ostfriesen, welche sich der Kunde aus ihrem Vaterlande und mancher Wohlbekannten aus Halle erfreuten. Man muß Gröningen sehr früh verlassen und gutes Fuhrwerk nehmen, um Friesland durchschneidend, zur bestimmten Stunde vor Abend in Lemmer, einem lebhaften Flecken, anzukommen. von wo das Packetboot nach Amsterdam abgeht. Auch dießmal hatte der Sonntag die Landstraßen, die Dörfer, und so freundliche Städtchen wie Nordyk, wo wir Mittag machten, belebt. Der Sonnenuntergang verherrlichte den Abend auf dem Süderssee über alle Beschreibung. Bald genug erblick-

von der Ostküste der Zuidersee

Noordwyk

f. von Nyd

Gröningen.

blickten wir die Inseln Eydam und Monnekendyk. Aber der Wind war nicht günstig, und das Laviren wirkte auf viele der Schiffsgesellschaft übel genug, und gab uns allen vorläufig einen Begriff von dem, was uns auf offner See bevorstand. Vormittags waren wir im Angesicht von Amsterdam, das nun hinter dem Mastenwalde immer deutlicher emporstieg. Beym Aussteigen drängte sich Boot an Boot, wetteifernd uns durch die Kanäle der Stadt nach dem Quartier zu führen. Um die Mittagsstunde war es erreicht.

Die Reise durch Holland war zwar nur ein bloßer Durchflug, aber ich möchte dennoch die Tage nicht missen. Wer sieht nicht gern noch einmal befreundete Städte und Menschen, unter denen man einst froh war, und vergleicht dann — zumal in einer so rasch gestaltenden und umgestaltenden Zeit wie die unsrige — die Gegenwart mit der Vergangenheit? Länger verweilte ich in diesem in so vielem Betracht höchst interessanten Lande im Jahr 1806.

Dießmal begnügte ich mich an der Erneuerung alter Eindrücke. Die meisten Personen, die ich vor 13 Jahren dort zum ersten Male sah, fand ich wieder. Wäre es möglich gewesen, die früher so herzliche Aufnahme in Amsterdam, Harlem, Leyden, im Haag und in Rotterdam zu übertreffen, so hätte ich die Erfahrung davon gemacht. Schwerlich kann außer seinem Vaterlande ein deut-

scher dem Publikum einigermaßen bekannter Schriftsteller, angenehmer reisen als in Holland. So sehr kennt man, so sehr schätzt man unsre Literatur; so eifrig ist man, nur zu oft ohne gehörige Auswahl, bemüht, sie auf vaterländischen Boden zu verpflanzen.

Alle einzelne Bemerkungen verspare ich, um Wiederholungen zu vermeiden, — wenn es mir vergönnt ist — für künftig mitzutheilenden Nachrichten von den in den Niederlanden im Jahr 1806 und 1807 gemachten Erfahrungen. Nur einige flüchtige Beobachtungen, wozu mir dießmal der Stoff von mehreren Seiten entgegen kam, mögen hier eine Stelle finden.

---

Das Schulwesen betreffend, so scheint noch immer ungleich mehr für die niederen als für die höheren Schulen zu geschehen. Aber desto größer ist auch der Eifer für jene, und dieselben Männer, welche ich vor 13 Jahren dafür begeistert fand und mit warmer Liebe daran arbeiten sah, waren, trotz allen den schmerzlichen Erfahrungen, durch die auch sie in diesem Zeitraum gingen, dennoch nicht ermüdet. Der französische Prediger Herr Teilsedre l'Ange, welchem meine Grundsätze der Erziehung eine mit eben so viel Urtheil als Sprachkenntniß gearbeitete holländische Uebersetzung verdanken, war itzt eben so thätig für die Armenschulen in Amsterdam als früherhin

in Harlem. Mit Vergnügen sah ich an seiner Seite in einer derselben den großen Eifer der Lehrenden und Lernenden, wiewohl das Local so beschränkt war, daß man ein hohes Zimmer in der Mitte horizontal getheilt hatte, und auf einer Stufenleiter in den oberen Raum steigen mußte. ~~Dem~~ obersten Curator gesammter belgischer Volks- und Bürgerschulen, Hrn. van dem Ende, verfehlte ich in Harlem. Ich holte ihn aber auf seiner Visitationsreise in Rotterdam ein. Er war im Begriff nach Brüssel und in die übrigen französischen Provinzen der Niederlande zu gehen, um wo möglich auch da denselben guten Geist zu verbreiten, um welchen er in den holländischen ein so hohes Verdienst hat. Denn wenige arbeiteten wohl wie er, ganz in dem Geist und zu den Zwecken des ehrwürdigen Nieuwen-Huysen, Stifters der Maatshappy tot Nut van't Allgemeen. Es waren nur wenige Puncte, über die wir uns in einem pädagogischen Gespräch, auf einem sehr langen Spaziergange in den freundlichen Umgebungen von Rotterdam und an den Ufern der Maaß, nicht ganz einigen konnten. Es wollte mich nämlich bedünken, daß man z. B. in der Schule eines sehr hochgeachteten Lehrers Hrn. Printsen zu Harlem, Verfassers mehrerer Lehrbücher, zu viel Künsteley in die Methode des Elementarunterrichts bringe, und was für untere Volksclassen auf kürzerem Wege eben so zweckmäßig erreicht werden könne, verweitläuftige. Ich fürchte immer, daß Lehrer, welche

diese Kunst nur halb auffassen, was bey beschränkten Köpfen so oft der Fall ist, ihre Schüler mehr verwirren, als tüchtig machen. Das Thema ist aber zu vielumfassend, um es hier auszuführen. Historisch werde also nur bemerkt, daß selbst in der Periode, wo Holland einen Bonaparte zum König hatte, der Gang des Unterrichts nicht im geringsten gehemmt wurde, und daß die französischen Commissarien, welche Napoleon in die Niederlande und die Hanseestädte sandte, um über den Schulunterricht einen Bericht zu erstatten, sich in Lobpreisungen nicht erschöpfen konnten, auf welcher hohen Stufe der Vollkommenheit sie die Volksschulen (Lager-Schoolen) gerade in Holland gefunden hätten *). Freylich war einer der Berichterstatter Cuvier, der deutsche Bildung kannte und ehrte.

---

Die theologischen Ansichten sind eben so verschieden in Holland als in Deutschland. Zwischen der strengsten Anhänglichkeit an die Dogmen der Dordrechtschen Synode, und einem — wiewohl hier seltner laut werdenden — Bestreiten des Positiven, bewegen sich eben so frey wie in England eine Menge

---

*) Einen vollständigen Auszug des höchst interessanten Rapport sur les établissements d'instruction en Hollande par Cuvier et Noel v. J. 1812 findet man in GutsMuths Bibliothek v. J. 1812. 1 Bd.

von kleineren und größeren Parteyen, bey denen die Religion entweder mehr Sache des Verstandes und Gegenstand gelehrter Forschung, oder mehr Sache des Gefühls und ein Hang zum Mysticismus vorherrschend ist, wenn er sich gleich nicht, wie etwa bey uns, bald romantisch-poetisch, bald naturphilosophisch gestaltet. Ein nicht unbedeutender Theil junger Theologen, schreitet offenbar mit den neueren exegetischen, kritischen und historischen Kenntnissen und Einsichten des Zeitalters weit mehr fort, als dieß bey den Engländern der Fall ist, die mit wenigen Ausnahmen nur sich kennen, nur das Ihrige bewundern, und entweder von den Erzeugnissen des deutschen Fleißes (etwa die Philologie abgerechnet) gar keine Notiz nehmen, oder, sobald sie darin Abweichungen von ihrer traditionellen Lehrweise gewahr werden, sie kalt bey Seite legen. In Rotterdam waren eben die Prediger der remonstrantischen Gemeinden zu einer Synode versammelt. Ich nahm in dem Kreise einiger der Bedeutendsten bald aus ihren Gesprächen und Urtheilen wahr, wie sie über manche Erscheinungen unsrer Zeit dachten. Ihnen kam es vor, als ob die großen Anstrengungen in Verbreitung der Bibel, ohne gleiche Fürsorge für ihr Verständniß, zu einseitig wären. Das Evangelium solle zuerst den Völkern nach Christi Befehl durch Lehren verkündigt werden, und nach Paulus, der Glaube aus der Predigt kommen.

Daß es übrigens auch in Holland unter allen Ständen an Interesse für die heiligen Schriften nicht fehlt, davon überzeugte mich unter andern die starke Subscription auf eine neue kostbare Ausgabe der holländischen Uebersetzung, welche der gelehrte Exeget und Orientalist D. Palm in Leyden so eben in einer Reihe von Quartbänden herausgiebt. Die Zahl der Unterzeichner war bereits über dreytausend. Die den Text begleitenden Anmerkungen sollen auf Gelehrte und Ungelehrte berechnet seyn; eine, wie mich dünkt, schwer zu lösende Aufgabe, auch nach dem Urtheil andrer Gelehrten, die ich darüber zu hören Gelegenheit hatte.

---

In Leyden trat mir ein neues Bild der furchtbaren Gewalt zwey losgelassener Elemente entgegen. Es war am 12ten Januar 1807, als ein großes Schiff, beladen mit 40,000 Pfund Pulver in 70 Fässern, welches nach Delft bestimmt im Kanal mitten in der Stadt angelegt hatte, niemand hat erfahren durch welchen Zufall, mit der schrecklichsten Explosion in die Luft flog. In weiter Entfernung, im Haag, in Amsterdam, Utrecht, Zwoll, war der Schlag vernommen. In der Stadt selbst schien es, die Erde habe sich geöffnet, der Himmel stehe in Flammen, und das Ende sey gekommen. Fast alle in dem Rapenburg, dem schönsten Theile von Leyden, gelegenen Häuser stürzten in einem Moment zusammen; eine

noch größere Anzahl, mehr als achthundert, wurden stark beschädigt; selbst in entfernten Gegenden blieb kein Ziegel auf manchem Dach, fast kein Fenster unverletzt, keine Thür in den Angeln. Man hatte sich gerade in vielen Familien eben zur Mahlzeit niedergesetzt. Im nächsten Augenblick lag alles, in den Palläſten der Reichen wie in den Wohnungen der Armen, in Trümmern. Auf viele zur Schule versammelten Kinder hofften die zitternden Eltern vergebens. Aus zwey Pensionsanstalten und einer Armenschule konnten sich nur wenige retten. Wen der Schlag auf der Straße traf, ward in die Luft geschleudert, zerschmettert, sank verwundet wo nicht todt zu Boden, oder blieb er lebend, so fand er, seine Heimath suchend, kein Obdach mehr. Viele die der Tod schnell wegraffte waren die Glücklicheren. Denn die unter den Ruinen Begrabenen aber nicht Vernichteten, die trotz aller Anstrengungen den Schutt wegzuräumen, und sie noch einmal wie aus Grüften ins Leben zurückzurufen, dennoch nicht gerettet werden konnten — in welchem Jammer mußten sie enden! Zwey bis drey Tage hörte man das Wehklagen aus den Höhlen in der Tiefe, zu denen ungeheure Steinmassen den Helfern den Zugang verschlossen. Die gerettet wurden, stiegen verletzt oder wie die Schatten ans Licht. Da gab es fast kein bedeutendes Haus, das nicht um einen verlohrnen Freund oder Verwandten zu trauern gehabt hätte. Doch war die Anzahl der Todten geringer als man Anfangs fürchten mußte.

Viele waren wie durch ein Wunder erhalten. Von vielen aber war kein Gebein mehr zu finden. Verstümmelte und entstellte Leichname brachte man auf das Rathhaus, ob die Verwandten entdecken könnten wer sie wären. Mancher Stamm war mit allen seinen Zweigen vernichtet.

So fand ich denn ganze Straßen und Gegenden, in denen ich bey meinem ersten Besuch im Jahr 1806 zwischen Prachtgebäuden gewandelt hatte, in leere, itzt mit Rasen bedeckte und jungen Bäumen bepflanzte Plätze umgestaltet; und ohne einen Führer, wie ich in dem trefflichen Rechtsgelehrten Prof. Tydeman fand, hätte ich mich nimmer in diesem neuen Leyden zurechtgefunden. Mich ergriff ein geheimer Schauer, wenn ich mich in diese Schreckenstage als Fremdling nach Leyden versetzte. Kamen sie vier Monate früher, so hätte auch mich das Schicksal treffen können, das mehrere Fremde traf, die eben ihr Geschäft dahin geführt hatte, und von denen niemand zu sagen wußte, an welcher Stätte sie ihr Grab gefunden hatten. Ueber welchen Abgründen und Vulcanen wandelt doch auch der Reisende oft so ruhig und sorglos, ohne zu ahnden, wie sie ihn im nächsten Augenblick verschlingen können!

Doch, wie die Zeit alle Wunden heilt, so waren auch diese Jammerscenen vergessen. Man sprach weniger davon, als ich erwartet hatte. Auch an die verödeten Stätten war man gewöhnt, und hatte ihnen zum Theil schon ein recht freundliches Ansehn gegeben.

Rotterdam den 11. Junius. 1819.

Der einzige Tag, welcher mir für diese, durch großen Handelsverkehr wie durch ihre reizende Lage an den Ufern der Maaß, so einladenden Stadt übrig blieb, ging durch die pädagogischen Unterhaltungen mit Hrn. van dem Ende (s. oben S. 67.), und besonders durch die wohlwollende Hospitalität eines alten Freundes, des Remonstrantenpredigers Hrn. Goede, eines der fleißigsten Uebersetzer und Besorger von Uebersetzungen deutscher Schriften, nur zu schnell dahin. Letzterer war erst von einer schweren Krankheit genesen, und trug dabey, den nicht lange vorher erlittenen Verlust eines erwachsenen Sohnes, mit der Ruhe eines wahrhaft christlichen Weisen. Es ist so viel werth, wenn man bey kurzem Aufenthalt die sparsam zugemessenen Stunden nicht in den gewöhnlichen Gemeinplätzen, Wiederholungen und Antworten auf immer wiederkehrende Fragen, die der Reisende im voraus schon auswendig weiß, verlieren, sondern gleich irgend einen gewichtigen Gegenstand auffinden; verhandeln, durch Umtausch der Ideen sich dadurch näher kommen, und statt der bloß äußeren Person sich mit den Geistern befreunden kann. Dieß war hier der Fall. So begegneten wir uns z. B. ganz in der Ansicht, daß stille Resignation wohlthätiger sey, als jeder Versuch, die Absichten der Vorsehung bey harten Schickungen zu ergrübeln, wenn man es gleich denen, die schnell beruhigt sind, wenn sie nur irgend einen Grund entdeckt zu haben meinen,

gönnen muß, sich daran wie an einer Stütze aufzurichten. Sie mag für schwache Naturen dazu hinreichen. Stärkere würden sie gleich einem dünnen Rohr leicht zu zerbrechlich finden.

Das blühende Erziehungsinstitut des Herrn de Raadt hatte Ferien, und der Hausvater war abwesend. Ich hätte ihm gern auch persönlich die Hoffnungen mitgetheilt, welche sein würdiger Sohn, der zwey Jahre lang mein Hausgenosse und einer der eifrigsten im Studium der Theorie und Geschichte der Pädagogik war, bey uns erweckt habe, und wie man erwarten dürfe, daß er mancherley, was er hier und überall auf seinen Reisen sah, glücklich auf vaterländischem Boden verpflanzen werde. Gewiß wird es ihm in Deutschland klar geworden seyn, wie hoch wohlorganisirte Schulen über den besten Privat-Erziehungsinstituten stehen, bey welchen die Rücksicht auf das Finanzielle immer etwas hemmendes behalten, und der Vorsteher sich stets durch eine gewisse Abhängigkeit von Unterlehrern, deren er nicht entbehren kann, gebunden fühlen muß.

Den nächsten Morgen eilten wir, um den Augenblick nicht zu versäumen, nach dem Schiff, welches allezeit an den beyden Tagen abgeht, wo das Packetboot in Helvoetsluis nach England die Anker lichtet. Hier findet sich gewöhnlich schon die Reisegesellschaft zusammen. In Rieuwesluis steigt man aus, und findet schon Wagen in Bereitschaft,

die Personen und das Gepäck nach Helvoetsluis zu führen. Gerade um Mittag kamen wir an. So wie man ankommt, wird man von dem Kapitain des Packetboots, das eben an der Reihe ist, in stattlicher Uniform (blau mit goldnen Litzen) empfangen. Da es in der Regel, wenn nicht gänzliche Windstille herrscht, schon Nachmittags abgeht, so säumt man nicht, in dem nahe gelegenen Büreau die Pässe visiren zu lassen und die Ueberfahrt zu berichtigen, was ohngefähr 15 bis 16 Thaler unsres Geldes beträgt. Auch eilten wir, gleich nach der Ankunft das Schiff zu besehen, unsre Sachen an Bord bringen zu lassen und die Betten in Beschlag zu nehmen.

Die Reisegesellschaft bestand aus zwölf Personen, und fand sich auch bey Tische zusammen. Ob man sich durch tüchtiges Essen oder durch Fasten zu der für den Magen bedenklichen Fahrt bereiten solle, darüber waren die Anwesenden verschiedener Meinung. Ueberhaupt war die Stimmung gerade nicht heiter. Alle beschäftigte nur ein Gedanke — Wetter und Wind. Aller Augen waren nach den Flaggen auf den umherliegenden Fahrzeugen gerichtet, und da sie von Westen her wehten oder vielmehr unbeweglich herabhingen, so sah einer den andern mißmüthig und achselzuckend an. Denn jeder kommt mit der Hoffnung an, nach 30 Stunden, vielleicht weniger, die englische Küste zu erreichen. Wenn indeß auch alle Winde den Odem anhalten, so bleibt doch gegen Abend die Fluth nicht

aus, die wenigstens einige Stunden anhält, um das Schiff in die offne See zu treiben. Der Kapitain ward bald unsichtbar. Er hatte seine Einrichtung zu machen, seine eingekauften Vorräthe nach der Zahl seiner Kostgänger zu berechnen und sie an Bord bringen zu lassen. Auch wich er wohl gern der unbeantwortlichen Frage, „wie lange die Fahrt dauern werde," aus.

Langsam schlichen die folgenden Stunden bis zu der Abfahrt hin. Der Tag war heiß, die Hitze drückend. Der kleine Flecken gab wenig Unterhaltung. Die Kost, schon ganz nach englischer Weise, hatte wenig Reiz. Der erste Versuch einer Seereise machte auch wohl beklommen.

Sonnabend Nachmittag um vier Uhr erhielten wir die Einladung an Bord zu kommen. Um fünf Uhr war alles in Ordnung. Der Wind war durchaus widrig. Aber die durch die Fluth bewegte See, und das Laviren und Kreuzen entzog uns doch bald genug der holländischen Küste. Wir sahen die Thürme von Helvoetsluis nur noch im Dämmerlicht. Das feste Land wich immer mehr zurück, und über die unabsehbare Wasserfläche warf das Auge noch einmal sehnend nach dem Vaterlande den Blick.

# Die Seereise.

Nordsee den 12—15. Junius. 1819.

Die englische Regierung hält zu Harwich, einer 15 deutsche Meilen von London in der Grafschaft Essex gelegenen Hafenstadt, zwölf einmastige Schiffe, welche, da sie bloß zum Ueberbringen von Postpacketen, Briefen und Passagieren bestimmt sind, den Namen Packetboote führen und als Wasserposten zu betrachten sind. Sie gehen regelmäßig zwischen Gothenburg in Schweden, Cuxhafen an der Elbmündung, und Helvoetsluis in Holland wöchentlich zwey Mal an bestimmten Tagen von beyden Ufern ab. Sie sind bey weitem die sichersten Fahrzeuge, da sie, wenn gleich Eigenthum der Kapitains, welche sie führen, doch im Dienst der Regierung stehen und derselben verantwortlich, dabey sehr gute Segler, mit einer bedeutenden Anzahl von erfahrnen, des Weges genau kundigen Schiffsleuten, und mit allen für Passagiere wünschenswerthen Bequemlichkeiten versehen sind. Es sind nur äußerst seltene Beyspiele vorhanden, daß sie verunglückt wären, wenn sie gleich, besonders in manchen Jahreszeiten, keine Sicherheit leisten können, daß kein Sturm und Ungewitter eintreten und sie auch wohl an entfernte Küsten verschlagen werde.

Doch, welche menschliche Kunst und Erfahrung mag dem Sturm gebieten; und wer kann sich, wenn

er nun auf den Wogen schwebt und nichts mehr als Himmel und Wasser erblickt, des Gedankens erwehren, welch zerbrechlicher Boden ihn über einen Abgrund trägt, in welchem Millionen ihr Grab gefunden haben? Wenn man — zumal des Nachts, und wachend — in dem engen Lager liegt, das nur eine bretterne Scheidewand von den sich daran brechenden Wogen trennt, so liegt auch die Vorstellung so nah, daß es vielleicht nur eines heftigen Anstoßes an irgend ein unbemerkbares Felsenriff, nur eines unerwarteten Leckwerdens im Kiele des Schiffs bedürfte, um auf einmal auf jenen stillen Ocean versetzt zu werden, der uns einst alle in das unbekannte Land jenseits dieses Lebens tragen wird.

Der Henry Freeling — so hieß, zur Ehre eines des Hauptofficianten der großen Post in London, unser Packetboot — geführt vom Kapitain Hart, gehörte, wie man uns versicherte, zu den besten. Auch hatte es überall das Ansehn, ziemlich neu und sehr wohl unterhalten zu seyn. Es hatte ohngefähr 70 bis 80 Fuß in der Länge und 20 bis 24 Fuß in der Breite, so daß das Verdeck den Reisenden, auch wenn die Zahl ganz vollzählig war, Raum genug gab, sich frey darauf zu bewegen. Die an dem Steuerende befindliche Kajüte des Kapitains, enthielt außer seinem Schlafkabinet, sechs Betten für Passagiere, die mittlere größere acht; daneben noch zwey schmale Kabinette, die gewöhnlich die Damen wählen. Man

steigt durch eine gewundene enge Treppe in den — von dem Aufenthalt des Schiffsvolks und der Niederlage der Effekten, ganz abgesonderten — bloß für die Passagiere bestimmten Raum. Alles ist daran durch Täfelwerk oder durch den Anstrich mit hellen Oelfarben freundlich. Durch schräge Glasfenster ist er von oben herab erleuchtet; daneben mit Tischen, Stühlen, Spiegeln, Oefen und allen Geräthschaften für die kleineren Bedürfnisse, wie Gläser, Tassen u. s. w. versehen, die durch Vertiefungen in dem Rück, worauf sie stehen, vor dem Umfallen gesichert sind. Zu beyden Seiten sind, gleich Wandschränken, Oeffnungen zu Betten zwey und zwey über einander, mit Matratzen, Decken und Kissen; — nur, wenn der Schlaf nicht fehlt, gut genug, um der häuslichen Bequemlichkeit zu vergessen.

Ist das Wetter schön, so ist, zumal bey unerfreulicher Windstille, der Aufenthalt auf dem Verdeck der angenehmste und gesundeste. Freylich verliert man, selbst bey mäßiger aber doch immer wiegenartiger Bewegung, bald den festen Gang, und tritt erst das Uebelbefinden ein, so fangen Alle an gleich Trunkenen hin und her zu wanken. Dagegen gewähren die ersten Stunden und Tage — so lange man wohl ist — die angenehmste Unterhaltung. Man hat zwar von dem Augenblick an, wo man das Ufer verläßt, alle seine Freyheit hingegeben, und weder Geld noch Ansehen vermag etwas gegen die Elemente und

selbst gegen die despotisch gebietenden Gesetze, welche der Führer handhabt. Aber das Neue des Zustandes, der kleine wohlgeordnete Staat, in dem nur Einer regiert und Alle zu ihrem eignen Besten gehorchen müssen, die Besonnenheit, womit jeder, vom Kapitain an bis zu den kleinen Schiffsjungen (the boy) herab, handelt, die Pünktlichkeit im Ausführen des oft nur durch Winke und leise Worte Gebotenen, die Sicherheit, womit jedes Geschäft betrieben, die Schnelligkeit, womit jeder Befehl befolgt wird, die Zweckmäßigkeit jeder Einrichtung, wonach alles am rechten Orte steht, das kleinste Räumchen benutzt, nichts überflüssig aber auch nichts vergessen ist — das alles hat ein eignes Interesse, und man fügt sich willig in die Nothwendigkeit eines leidenden Gehorsams. Da steht der Steuermann (the Mate) stundenlang, bis ihn der Nächste nach ihm ablöset, am Ruder, sprachlos, bald nach dem vor ihm stehenden Kompaß, bald nach der Flagge am Mast hinblickend, und bestimmt auf der spurlosen Meeresfläche dennoch die Straße, durch Lenken des Steuers zur Rechten und Linken, mit großer Sicherheit. Da eilt ein Andrer, sobald sich das Schiff einer Küste nähert, tritt auf den Bord mit dem Senkbley, und zählt mit vernehmlicher Stimme die Faden. Da klimmt, gleichviel ob es Mittag oder dunkle Mitternacht ist, ein Dritter und Vierter an den Tauen hinauf nach der Spitze des Mastes, in schwindelnder Höhe über den

Untie-

Untiefen schwebend, und lößt oder befestigt die Segel. Bald wird, wenn ein Küstenfischer sich blicken läßt, ein Boot ausgesendet und es arbeitet sich mit raschem Ruderschlag durch die hohen Wogen, um Vorrath einzukaufen. Bald begrüßt ein entgegenkommendes Schiff das andre mit Hülfe des Sprachrohrs. Nicht ohne Neid sahen wir manche glücklichere Zwey- und Dreymaster mit geschwollnen Segeln vorbeyfliegen, da derselbe Wind, der uns feindselig hemmend die Fahrt erschwerte, jene pfeilschnell ihrer Bestimmung zuführte. Ist die See ruhig, so feyert auch das Schiffsvolk. Der Eine greift zur Angel, und freut sich wenn er die Steinbutte oder Makrele durch den Köder berückt hat. Der Andre liegt, irgend ein Buch über das Seewesen in der Hand, auf dem Verdeck. Denn jeder hofft es bis zum Kapitain zu bringen. Kommt der Sonntag, so zieht man sich sonntäglich an, und das Gebetbuch oder die Bibel, die in drey Sprachen zur Hand war, wird nun für Viele die Beschäftigung in den Feyerstunden. Die Gesellschaft kommt sich auch mit jeder Stunde näher. Man hat nach und nach ausgefunden, wer Jeder sey, woher er komme, wohin er gehe. Man theilt alle Gefühle, alle Befürchtungen, alle Hoffnungen. Man findet Berührungspunkte, tauscht Erfahrungen und macht Plane für die ungewisse Zukunft.

Jeder möchte wissen, wann der Hafen erreicht seyn werde. Die kalte Antwort der Seemänner: „das weiß ich nicht — das ist nicht zu berechnen —

wir können dem Winde nicht gebieten“ — drängt die Frage, die immer über die Lippen will, zuletzt ganz zurück, und die Ergebung in das Unabänderliche bringt die Ungeduld zur Ruhe.

Auch die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse hat doch Anfangs durch die Neuheit ihren Reiz. Man findet sich darein, wenn man erst gegen 9 Uhr zum Frühstück, nach 2 Uhr zum Mittagsessen, um 7 Uhr zum Thee eingeladen, und die Wahl gelassen wird, ob man es in der Kajüte oder auf dem Verdeck verlange. Man hilft sich wie man kann, mit den großen, unsern Spülnäpfen ähnlichen Tassen, die, so wie Schüsseln und Flaschen auf dem mit Stricken angebundnem Tisch, durch wollne Wulste vor dem Umfallen sicher gestellt werden. Man sucht den etwas unsaubern Koch, der zugleich Matrose ist, zu vergessen, und ißt, so lange man noch essen kann. Man eilt indeß fertig zu werden, um die armen Kranken, die dicht neben dem Eßtisch in ihren Wandbetten liegen, und seufzen, und sich entledigen, nur möglichst bald von dem Geruch des Essens zu befreyen, der statt zu reizen den Ekel vermehrt.

Nur sehr wenigen Glücklichen ist es beschieden, auch die kürzeste Seefahrt, ohne krank zu werden, zu vollenden. Anfangs ist selbst dieß ein Gegenstand des Scherzes. Wenn so einer nach dem andern still wird und blaß, den Kopf stützt, oder wankend und

schwankend einen Stütz- und Anlehnungspunkt, eine Bank, ein Schiffstau sucht, und auf keine Frage mehr antworten mag, so lächeln die Gesunden, zumal wenn er vorher auf seine gute Natur getrotzt hatte. Auch macht er wohl selbst, wenn die materia peccans über Bord gegangen ist, gute Miene zum schlechten Spiel. Aber nach und nach vergeht der Muth; man hört nun immer mehr Klagen und Verwünschungen. Manchem will alle Lebenslust ausgehn. Ein Zustand der völligen Gleichgültigkeit tritt ein. Geschloßne Augen — um das ewige Steigen und Sinken aller Gegenstände nicht gewahr zu werden — und eine ganz regungslose Stellung sind das einzige, wodurch man sich einige Erleichterung verschaffen kann, die man von allen Arzneyen vergebens erwartet. Daher sucht jeder taumelnd sein Bette zu erreichen. Verlassen ist er da nicht. Der Stuart (Steward) — so heißt der Seemann, der die ganze Oekonomie und den Haushalt des Schiffs besorgt, wozu man immer den gewandtesten, reinlichsten, behäglichsten wählt — und der anstellige aufmerksame Schiffsjunge (ein sehr lieber behender Knabe war der unsrige) reichen hülfreiche Hände, leiten und stützen, helfen Auskleiden, heben das Gegitter, das wie an Kinderbetten beweglich ist, zum Einsteigen heraus, und setzen es, sobald man eingeschichtet und für alle Bequemlichkeit gesorgt ist, wieder ein. Man kann in seinem Hause nicht freundlicher und aufmerksamer bedient werden, jedoch ohne

alles Wortemachen. Denn die Seefahrer sind in der Regel in sich gekehrt und ganz ausnehmend schweigsam.

So bringen denn viele Passagiere die ganze Zeit ohne alles Essen und Trinken, halb wachend, halb schlafend hin, wenn sie nicht etwa das Stöhnen des Nachbars, und seine Anstrengung, den letzten Magensaft los zu werden, weckt. Eine Dame, aus St. Domingo gebürtig, und itzt in Irland wohnhaft, wäre bey ihren gefälligen Sitten gewiß eine interessante Gesellschafterin gewesen. Aber wir haben sie auf der ganzen Reise kaum zweymal gesehen, da sie immer in ihrem einsamen Kabinet im Bett zubrachte und nichts genoß. Andre hatten nach ein Paar Tagen alles überwunden, und konnten dann die Rathgeber und Tröster der Kranken und Genesenden werden. Ich gedenke hiebey dankbar zwey liebenswürdiger Jünglinge, der Gebrüder Green, die der Vater aus Holland abgeholt hatte, und wovon besonders der ältere sich meiner kleinen Bedürfnisse mit einer Sorgfalt und Aufmerksamkeit annahm, als ob ich selbst sein Vater gewesen wäre.

Niemand fährt bey der Krankheit der Schiffsgesellschaft besser als der Kapitain. In der Summe, welche man für die Ueberfahrt bezahlt, ist alles, also auch die ganze Beköstigung einbedungen. Er muß sie leisten, die Reise mag 24 Stunden oder 24 Tage dauern. Wenn alles krank ist, kommen die Schüsseln

voll zurück, und er hat fast nur die einzige Sorge, seine Vorräthe an frischem Fleisch vor dem Verderben zu sichern. Unser Kapitain Hart — ein ältlicher, aber gewiß überaus besonnener und schon durch viele Erfahrungen bewährter, übrigens auch sehr einsylbiger Mann — war nur wortkarg, und sah es gern, wenn man sich seine Schiffkost schmecken ließ. Bey Tische war er auch zuweilen gesprächig.

Mögen übrigens Leser, die an dem Berichterstatter wohlwollenden Antheil nehmen, ihn, wenn sie diese treue Darstellung des Seelebens gelesen haben, nicht zu sehr bedauern. Die Fahrt war zwar der Dauer nach beyde Mal unglücklich. Denn aus den 24 bis 30 Stunden, in welchen man in der Regel von Holland nach England kommt, wurden 56; und aus den 2 bis 3 Tagen, worin man gewöhnlich von Harwich die Elbmündung erreicht, wurden bey der Rückreise 6 volle Tage. Uebrigens aber ist er leidlich genug durch diesen Prüfungsstand der Geduld hindurchgekommen, und da doch jede neue Erfahrung im Leben etwas werth ist, möchte er auch diese nicht missen. Endet sie doch immer in dem Gefühl, wie neugebohren zu seyn, sobald man wieder festen Boden unter sich fühlt. Sogar ein wenig Sturm möchte man gern gehabt haben, sobald man im Hafen ist.

# England.

Island of bliſs! Amid the ſubject ſeas,
That thunder round thy rocky coaſts, ſet up,
At once the wonder, terror and delight
Of diſtant nations; whoſe remoteſt ſhores
Can ſoon be ſhaken by the naval arm,
Not to be ſhook thyſelf, but all aſſaults
Baffling, as thy hoar cliffs the loud ſea-wave *).

Lebendig trat mir die Erinnerung an dieſe Apoſtrophe, — mit welcher Jacob Thomſon, der erſte engliſche Dichter, den ich in meiner Jugend geleſen hatte, ſein Vaterland begrüßt — ins Gedächtniß, als ich voll ungeduldiger Erwartung zum erſtenmal die Küſte des erſehnten Albions erblickte. Wir hatten Sonnabend Nachmittag Helvoetſluis verlaſſen. Sonntag gegen Abend waren wir im Angeſicht der Grafſchaft Suffolk; freylich durch den widrigen Wind viel zu weit von unſerm Ziel nordwärts getrieben, aber doch England nun ſo nah, daß wir mehrere Fiſcherdörfer mit ihren Kirchen und die weißen Leichenſteine, die in dichten Reihen auf den Kirchhöfen ſtanden, ganz deutlich gewahr wurden.

---

*) Geſegnet Eyland! Mitten unter Fluthen,
Die aufgethürmt den Felsſtrand rings umdonnern,
Zugleich das Wunder, Schrecken und die Luſt
Entlegner Völker. Ihre fernſten Ufer
Erſchüttert deiner Schiffe mächtger Arm,
Selbſt unerſchütterlich verhöhnſt du jeden Angriff,
So wie dein grau Geklipp der Welle Toben.

Die Martellothürme, welche wir entlang der ganzen Küste erblickten, erinnerten an die besorgte Vorsicht, mit der man in dem Jahr 1804 und 1805, wo sich in Boulogne die französische Flotte rüstete, unsern Warten ähnliche 50 — 60 Fuß hohe Bollwerke in geringer Entfernung von einander erbaut, sie mit Kanonen und Kasematten versehen, auch an leicht ersteigbaren Küstenpunkten größere Forts angelegt hatte. Sie sind itzt nur noch ein Gegenstand des allgemeinen Tadels, und bewährt hatte sich auch dießmal Thomsons stolzer Ausspruch. Selbst dem kühnsten aller neueren Krieger und Eroberer, war es wohl kaum Ernst gewesen eine Landung zu versuchen. England ist in Zeiten, wo alle andere Länder in Flammen standen, eins der glücklichen geblieben, dessen Boden kein Fuß eines fremden Kriegers betreten, dessen reiche Saaten kein feindlich Roß zerstampft hat.

Im Gesicht behielten wir nun zwar immer das große Eyland — insularum, wie es schon Tacitus nannte, quas romana notitia complectitur maximam. — Aber das unaufhörliche Laviren, wobey es bald näher kam bald wieder zurückzuweichen schien, vermehrte nur die Unbehaglichkeit des Zustandes. Der ganze Montag ging hin, ohne daß der Wind unsrer Sehnsucht achtete; der Abend kam heran, der Himmel war umwölkt; und der Nebel verbarg was irgend ferne lag. Doch gab der Kapitain Hoffnung, da endlich die Richtung auf den Hafen von Harwich gewonnen war, daß wir am Morgen in England erwachen würden.

Und so geschah es auch! Gegen zwölf Uhr warf man die Anker aus. In der Nacht muß das Packetboot in einer weiteren Entfernung vom Ufer bleiben. Aber Boote in Menge waren bey der Hand, um die Bagage und die Passagiere in Empfang zu nehmen. Die Behülflichkeit der behenden Bootsleute gab uns Muth, auch im Dunkeln vom Bord unsres Schiffes in das kleine schwankende Fahrzeug hinabzugleiten. Um Mitternacht standen wir auf englischen Boden.

## Harwich.

Der sandige unebne Weg vom Ufer bis in die Stadt in finstrer Nacht, vollendete die Ermüdung von der Seereise, auf der weder Schlaf noch Speise Kräfte gegeben hatte. Desto erfreulicher war der Eintritt in den ansehnlichen Gasthof des Hrn. Blissair, welcher mit dem noch größeren Hause des durch viele Reiseberichte wohlbekannten Master Bull, den wir auf der Rückreise wählten, wenigstens in Reinlichkeit und Bedienung wetteifert. Alles ward angeboten. Aber Ruhe war für den Augenblick das einzige Bedürfniß.

Der Uebergang aus dem engen, dumpfen, besonders durch den Dunst der Matratzen und des Leinenzeugs doch höchst unbehaglichen Bettschrank im Schiff, in das weite, so geräumige, und schon durch die höchste Reinlichkeit anziehende Bett, erhöhte den Genuß eines erquickenden Schlafs.

Hier bekam ich den ersten Begriff von einem englischen Gasthofe. In keinem Lande versteht man sich

zuvörderst wohl besser auf die Benutzung des Raums. Sieht man die Häuser von außen, so begreift man kaum, wie sie solch eine Menge zwar kleiner aber netter und freundlicher Zimmer einschließen können. In diesen Zimmern nimmt das in der Mitte von drey Seiten frey stehende fast dreyschläfrige Himmelbett, umgeben von feinen schneeweißen oder blumigen Kattunvorhängen, den größten Theil des Raums ein. Alle Fußböden sind, wie überhaupt in allen Häusern, mit Teppichen belegt, selbst die Treppen wenigstens mit einem breiten Streif, den an jeder Stufe eine dünne messingene Stange festhält. Für jede Bequemlichkeit ist einfach, aber höchst zweckmäßig gesorgt. Die Geschäfte sind unter die Dienenden regelmäßig vertheilt. Das Stubenmädchen (the Chambermaid) hat die Sorge für die Zimmer, führt die Fremden ein, besorgt das Licht, klopft des Morgens, die Liste ihrer Aufträge in der Hand, pünktlich wie man es bestellt hat, an die Thür und meldet die Stunde; der Aufwärter (Waiter) besorgt wie unsre Marqueurs das Frühstück, den Tisch, und alle allgemeine Angelegenheiten. Die kleineren und niederen liegen dem Hausknecht (von den Stiefeln die er besorgt, Boots genannt), andre dem Stallknecht (Hostler) ob. In sehr besuchten Gasthöfen hört man unaufhörlich diesen oder jenen Namen rufen. Keiner aber wird dem andern ins Amt fallen. Natürlich erwartet dann auch jeder sein Trinkgeld.

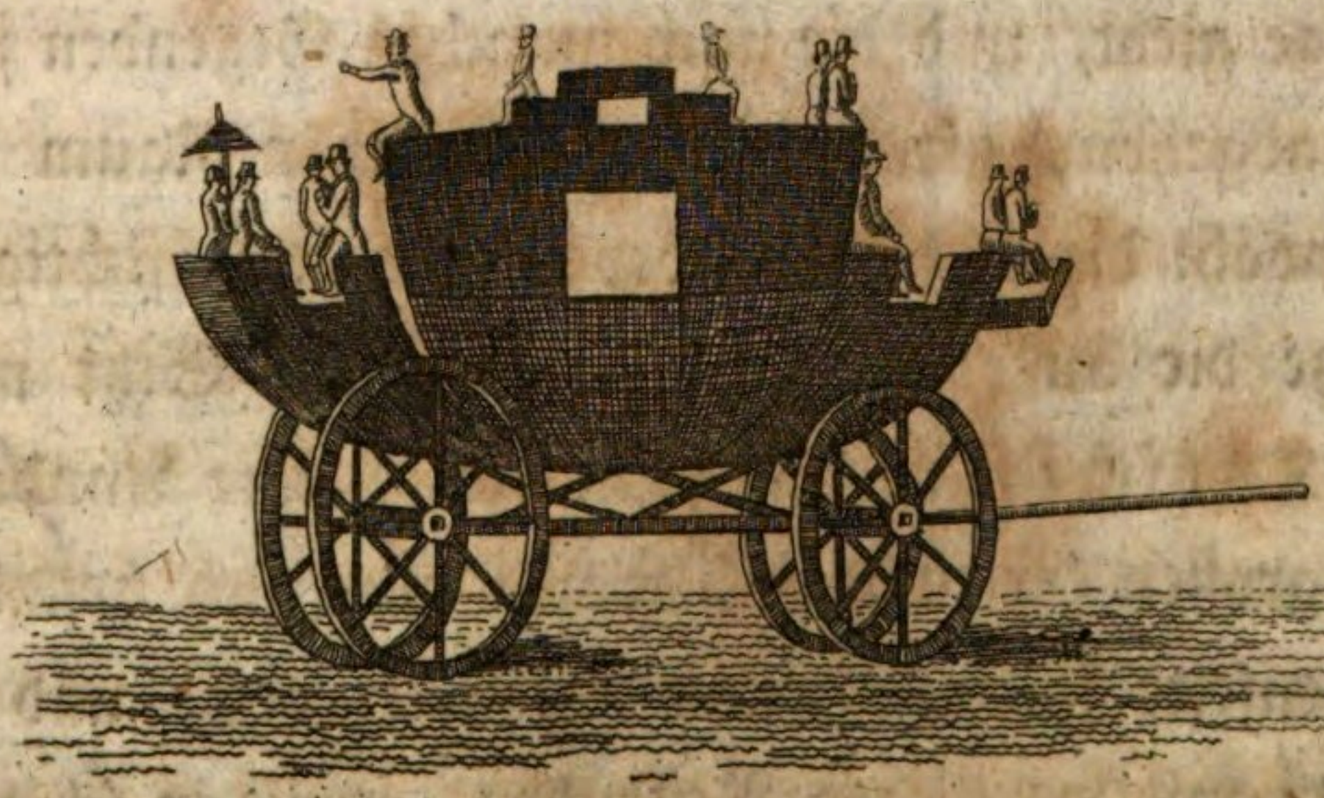
Nach dem gemeinsamen reichen Frühstück, wurden die deutschen Päſſe gegen die engliſchen Certificate ausgetauſcht, indem jene nach London geſchickt und erſt vor der Rückreiſe in dem Fremdenbüreau (Alien office) zurückgegeben werden. Alles Gepäck war ſchon in der Nacht unmittelbar vom Schiff in das Zollhaus (Cuſtom Houſe) gebracht, das erſt um 9 Uhr geöffnet ward. Die Viſitation der Koffer und Mantelſäcke war in ſehr kurzer Zeit ohne alle Weitläuftigkeit abgemacht. Viele Unterſchriften waren zwar nöthig, und man ward von einem der Officianten zum andern in angränzende Zimmer geſchickt. Aber alles war doch ſchnell und ſtill und mit ſehr geringen Koſten beendigt. Die Taxe iſt hier feſte Regel. In Dover ſoll, wenn man von Calais kommt, alles weit ſtrenger ſeyn.

Im Hofe des Gaſthauſes ſtand ſchon die Stage Coach, oder der Wagen, der uns nach London führen ſollte. Höchſt einladend war ſein Anblick. Denn das iſt — zumal mit unſern Poſtwagen, auch den beſten verglichen — ein gar ſtattliches Fuhrwerk. Die Mitte gleicht völlig unſern vierſitzigen Kutſchen mit Glasfenſtern von beyden Seiten. Der Anſtrich des Kutſchkaſtens, meiſt Zinnoberroth oder Grün, iſt mit dem feinſten Lackfirniß überzogen. Am Schlage und an beyden Seiten lieſet man die Namen des Eigenthümers, des Hauptorts, von denen die Kutſche ausgeht, und wohin ſie führt, dann aller kleinern Orte, die ſie berührt, und dieß alles in großen goldnen Buchſtaben,

so glänzend, als ob es von gestern her wäre, indem auf das Reinigen und Poliren gleich nach der Ankunft die größte Sorgfalt gewendet wird. Von außen, wie dieß die treue Abbildung S. 92. anschaulich machen wird, befinden sich zuvörderst drey Plätze dicht an der Kutsche, die rückwärts kein Fenster, wie gewöhnlich unsre Scheibenwagen, hat. Vor diesen ist der Sitz des Kutschers, neben welchem noch ein Passagier Platz findet. Hinten, wo man bey unsern Postwagen die Schoßkelle sieht, befinden sich wieder zwey mit dem Wagen in Federn hängende Bänke gegen einander über, zu drey Personen. Auf dem Kutschhimmel selbst können gleichfalls vor- und rückwärts 3 und 3 Andre Platz finden. Alles dieß heißt die Außenseite (the Outside). Auf der Mitte der Decke findet eine Menge von Gepäck, Koffern und Schachteln Platz. Man erstaunt über die Schnelligkeit und Sicherheit, womit dieß alles in der Höhe befestigt wird, auch wohl manchem zu spät kommenden Passagier wieder zum Nothsitz dient. So können denn in diesen so eingerichteten Kutschen, deren es eine unzählige Menge giebt, und die nach manchen Gegenden jede Stunde abgehen, oft 16—18 Personen Raum finden, wiewohl die Schonung der Pferde berücksichtigende Gesetze die äußerste Zahl bestimmen. Sitzt man in der Kutsche, so hat man kaum eine Ahndung von der großen Gesellschaft, worin man sich befindet. Die Außenseite ist fast immer gedrängt voll, und oft zur Hälfte mit weiblichen Reisenden, meist in schönem

weißem Anzuge. Man zieht sie schon der größten Wohlfeilheit wegen, dann auch wegen der freyen Aussicht den innern Sitzen vor, die zuweilen durch die Nachbarschaft sehr starker wohlgenährter Herrn und Damen, deren es in diesem Lande des feisten Rostbeefs und Muttons recht viele giebt, sehr beengt werden.

Vier auch sechs prächtige Pferde, mit schönem blanken Geschirr, als ob es einen Paradeaufzug gölte, sind wenige Minuten vor der Abfahrt zur Stelle. Sobald der Schirrmeister (the Guard) dem gewöhnlich sehr stattlich angekleideten Kutscher sein All right! (Alles ist in Ordnung!) zuruft, geht die Reise fort; nicht gerade, wie manche Reisende erzählen, pfeilschnell, aber in einem so gleichmäßigen raschen Trott, daß man, da der ganze Wagen in Stahlfedern hängt und die Landstraßen unsern Stubendielen gleichen, ohne Ermüdung oft in einer halben Stunde eine deutsche Meile zurückgelegt hat. Selbst das öftere Anhalten, wenn Passagiere abgehn und neue ankommen, macht darin nur einen geringen Unterschied.



## Reise von Harwich nach London.

Am 15. Junius. 1819.

Zwischen Harwich und London — einer Entfernung von 72 englischen oder 15 deutschen Meilen — werden die Pferde fünfmal, in Mistley, Colchester, Witham, Ingatestone und Romford gewechselt, der Kutscher aber nur zweymal. Wenn man auf vielen unsrer gewöhnlichen Posten oft stundenlang auf die Ankunft, vielleicht abgetriebener und keuchender Pferde warten muß, so sieht man hier schon, sobald man sich dem Hause naht, wo der Wechsel ist, die vier oder sechs Rosse stolzirend aus dem Stall hervorgehn. Es ist kein eigentliches Posthaus, denn Alles, selbst die Briefpost (the Mail), ist Privatunternehmung, und eben daher durch den steten Wetteifer so trefflich besorgt. Fast bis auf die Minute weiß man, wenn man an jedem Ort eintreffen wird.

Wir fuhren zwischen 10 und 11 Uhr aus Harwich und fanden in dem, auch unter uns durch die Colchesteraustern bekannten Colchester, den Mittagstisch, für welchen hier eine halbe Stunde Zeit gegeben wird, gedeckt und reichlich besetzt. Dann ging es ohne Unterbrechung so schnell weiter, daß wir um 10 Uhr in der City oder Altstadt von London das Haus erreicht hatten, wo die Kutsche anhielt und abpackte.

Welchen freundlichen Eindruck machte nicht schon von dieser Seite dieß durch die höchste Cultur so reiche, eben itzt in herrlicher Blüthe prangende Land! So weit

das Auge umherblickt, begegnet ihm die Spur des landwirthschaftlichen Fleißes. Man glaubt in schöne höchst wohlhabende Städte zu kommen, und ist doch nur in einem Dorfe. Man glaubt prächtige Landsitze zu sehen, und es sind die Wohnungen der Pächter oder Kaufleute. Die gewöhnlichen Häuser in den Flecken und Städten sind zwar klein und schmal, aber — wie freundlich durch die spiegelhellen Fenster, durch die artigen Umzäunungen, durch die kleinen Blumengärten, durch welche ein reinlicher Weg zur Hausthür leitet. Und wie beginnt schon auf dem Lande das kaufmännische Leben! Man fährt vor einem Laden nach dem andern vorüber. Hinter den hohen Fenstern von schönem Kronenglase, welche das untere Stockwerk ausmachen, liegen alle Arten von Waaren kunstvoll aufgeputzt zur Schau. Und welche Sauberkeit und Nettigkeit in dem Anzuge der Meisten, denen man begegnet, oder die neugierig an Thür und Fenster treten, wenn die Postkutsche vorbeyfährt, auch wohl Freunde und Verwandte erwartend, und mit behülflichen Armen sie von der Decke des Wagens herabhebend. Denn überall gehn auf den Wegen einige Reisende ab, und andere schon Wartende nehmen den Platz wieder ein.

Und wenn man nun der Hauptstadt naht, wie wird mit jedem Schritte der Menschenstrom voller und breiter; wie folgen sich, als gäbe es einen großen Festaufzug, Reiter und Wagen von allen Gestalten! Wie

fliegen die Extrapostchaisen, geführt von dem in eine leichte Nanquinjacke, auch wohl in Seide gekleideten Postillion auf dem Sattelpferde, (denn dieser fährt nie vom Bock) vorüber, und lassen selbst die Sechsspänner hinter sich! Wie mahlerisch erscheinen von fern die großen langen Kutschen, oft im Innern von zwölf Personen besetzt, und von Außen von eben so viel weißgekleideten, auf den luftigen Sitzen zusammengedrängten Genien in Menschengestalt umschwebt. Die Landhäuser des Adels mehren sich an den Seiten der Straße, von großen Parks unterbrochen, wo das Auge zweifelhaft ist, ob es auf dem feinen grünen Sammt des weltberühmten brittischen Rasens, oder der herrlichen Gruppirung der Bäume und ihres wundervoll mahlerischen Laubes länger verweilen soll.

Wie getragen von dem kaum zu beschreibenden Gewühl der Fahrenden und Gehenden, das besonders hinter Romford, 2 deutsche Meilen von dem eigentlichen London anfängt, und von beyden Seiten schon mit Wohnungen umgeben, kommt man, wie dieß alle Reisende bezeugt haben, in die Stadt (the Town) — so heißt London schlechthin, wie Rom einst in Italien — aber ohne recht zu wissen wo sie beginnt, da von Stadtthoren gar nicht die Rede ist. Es war dunkel geworden, aber die schon früh anfangende Erleuchtung verbarg fast keinen Gegenstand. Wunderbar ist hier noch der Eindruck, welchen die Stadt in ihrer Größe und Herrlichkeit, ihre Prachtgebäude, ihr im-

mer wogendes Leben, ihre, selbst mit dem was ich auch in den größesten Städten, wie Amsterdam, Paris, Kopenhagen, Wien, Venedig gesehen hatte, nicht zu vergleichende Eigenthümlichkeiten, auf jeden machen muß, der zuerst in diese — itzt von wenigstens Zwölfmalhunderttausend Menschen bewohnte — kleine Welt eintritt. Es ist ein Gemisch von Erstaunen und Beklommenheit. Das Ungeheuere erhebt und erdrückt zu gleicher Zeit. Man weiß noch nicht, wie man durch dieß alles hindurchkommen, wie man sich darin zurecht finden wird. Wenn die, welche von ihren Geschäftsreisen nach England zurückkehren, je näher sie kommen, immer fröhlicher und lauter werden, so wird der Fremdling, dem alles Neu ist, vielmehr in sich gekehrt, und sehnt sich nach der Einsamkeit und Stille, in der er sich sammeln und vorbereiten könne, auf das was ihn erwartet, ungewiß ob er nicht körperlich oder geistig alle dem Ungewohnten erliegen werde. Dieß war wenigstens meine Stimmung.

Durch die Fürsorge des in England und Deutschland so bekannten Kunsthändlers Hrn. Ackermanns, eines gebohrnen Sachsen, welcher sich in dem J. 1814 und 1815 nebst mehreren trefflichen Männern, um Deutschland und namentlich um Halle durch Uebersendung milder Beyträge so verdient gemacht hatte, fand ich, in dem Hause meines treuen Reisegefährten Hrn. Bothe, die Adresse eines für mich besprochenen Quartiers vor, das ich noch in derselben Nacht in Besitz nahm. Es war in

einem

einem in dem volkreichsten Theile von Westminster nah am Strande beleguem sehr bequemen Kosthause (boarding House), dessen Besitzerin, die Wittwe eines Arztes, stets zehn bis zwölf Zimmer bereit hält, wo man neben der Wohnung ein gemeinsames Frühstück, Mittagstisch und Abendthee unter sehr billigen Bedingungen findet, und für Wochen, Monate und Jahre einheimisch werden kann. Selbst Engländer fanden den Preis von wöchentlich 2 Guineen (12 Rthlr. 16 Gr.) für dieß Alles höchst mäßig, und ich bin es dem Hause der Mistres Clark in Beauford - Buildings Nr. 11. schuldig, es allen Reisenden zu empfehlen. Ich wünsche ihnen zugleich ein Zimmer hinten heraus. Dann liegt die königliche Themse gerade vor ihnen. Sie haben jeden Abend zur Rechten die Westminster- zur Linken die Waterloobrücke, beyde mit ihrer prachtvollen Gaserleuchtung. Am Tage unterhält sie das unaufhörliche Gewühl der ankommenden schottischen Kohlenschiffe, und die zu schönen Landpartieen nach Kew, Richmond ꝛc. vorüberseglenden Boote mit fliegenden Wimpeln und fröhlichen Musikchören. Am Mondabend verwandelt sich die volle Scheibe, in dem Strom gebrochen, in eine strahlende Feuersäule. Wie oft habe ich, nach Mitternacht nach Hause kehrend, noch lange vor diesem großen Schauspiel verweilt! Wie oft, wenn die Nachrichten säumten, nach dem Vaterlande in Osten, zwischen Wehmuth und Vorahndung der Freuden des Wiedersehens hingeblickt!



Bayerische Staatsbibliothek München

## Aufenthalt in England.

Was ich in der sehr beschränkten Zeit, an welche ich gebunden war, gesehn, beobachtet, erfahren habe, will ich nun, wie es mir erschienen ist, offen und treu mittheilen. Andre haben manches ganz anders gesehen und anders beurtheilt. Mein eignes Urtheil, das sich vorläufig aus den früheren Werken über England gebildet hatte, ist selbst durch Anschauen oft ein ganz anderes geworden. Ich habe häufig gefunden, daß man zu eilfertig war, um genau zu sehen, zu eingenommen um unparteyisch zu richten, zu geneigt, alles zu glauben um sorgsam zu prüfen, mit unter auch wohl einem witzigen Einfall und einer frappanten Darstellung die strenge Wahrheit aufzuopfern [1]).

Unter den älteren Schriften ist Alberti ziemlich entbehrlich geworden. Volkmann [2]) bleibt noch immer ein guter Wegweiser und hat wenigstens alles was zu sehen ist fleißig registrirt, wiewohl er oft gerade da, wo man Details erwartet, am kürzesten ist. Andre, wie Faujas St. Fond, Nemnich, Young, Gilpins hatten mehr ökonomische, artistische, naturhisto-

---

1) Dieß scheint mir zuweilen der Fall in Bornemanns Einblicken in England Berlin 1819, die jedoch auch viele ganz aus der Natur gegriffene Gemählde enthalten, mir selbst eine sehr lehrreiche Unterhaltung gewährt, und mich auf manches aufmerksam gemacht haben.

2) Neueste Reisen durch England. Leipzig 1781. 4 Theile.

rische Zwecke, die außer meinem Plan lagen. — Moritz, ohne zu befriedigen, interessirt durch die Naivität der Erzählung von seinem sehr kurzen Aufenthalt [1]). Archenholz [2]) dagegen giebt ungleich mehr, wiewohl vieles nur Skizze bleibt. Den gründlichen Küttner [3]), dann Wendeborn [4]) und Goede [5]) habe ich bey weitem am brauchbarsten gefunden. Md. Schopenhauer [6]) hat auch in ihrer englischen Reise das Talent feiner Beobachtung, das nur hie und da durch persönliche Erfahrungen zur unbilligen Strenge wird, so wie einer lebendigen Darstellung dessen was sie sah, bewährt. In dem Galloamerikaner Herr Simond [7]), kann man die Lebendigkeit des französischen Charakters, ob er wohl mehrere zwanzig Jahre in Amerika gelebt hatte, nicht verkennen. Aber sie wird

---

1) Reisen eines Deutschen in England. Berlin 1785.

2) England und Italien. 5 Bde. Leipzig 1787.

3) Der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. 4 Theile Berlin 1785—1788.

4) Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des Innern von England und seiner Einwohner. 1—16. St. Leipzig 1791 ff.

5) Englands, Wales und Irland, Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst auf einer Reise 1802 und 1805. 5 Theile. Dresden 1806 f.

6) Erinnerungen an eine Reise aus den J. 1803 und 1805. Rudolst. 1813.

7) Reise eines Galloamerikaners durch Großbritannien. 2 Thle. Deutsch von Schlosser. Leipzig und Altenburg 1817.

durch den Ernst und die Wahrheitsliebe des halb nationalisirten Engländers gemäßigt. Hr. Pr. Spiekers — bis itzt meist topographische — Reisebeschreibung, ist erst später erschienen.

Ich selbst habe bey meinem Besuch keine abgeschlossene Zwecke und Plane, noch viel weniger, wie man hie und da gemeint hat, besondere Aufträge, gehabt. Das merkwürdige Land von so vielen Seiten und auf so vielen Puncten als es in kaum zwey vollen Monaten möglich war, kennen zu lernen, blieb das Ziel meines Strebens, und bey ununterbrochener Gesundheit und sorgfältiger Benutzung jeder Stunde, ist es mir fast über Erwarten gelungen, sehr Mannichfaltiges zu sehen und zu hören. Durch Gegenstände, zu denen ich zu wenige Kenntniß mitbrachte, habe ich mich nicht zerstreut. Dadurch verliert man Zeit; man ermüdet sich ohne Genuß, und hat keinen Gewinn, als eitel rühmen zu können, nichts ungesehen gelassen zu haben. Natürlich zog mich das, was die geistige und religiöse Bildung der Nation betraf, folglich alles wodurch diese erreicht ward, und worin sie sich kenntlich macht, am meisten an. Ueber manches dieser Art hoffe ich daher eine genauere Auskunft geben zu können, als andere Reisende, die zu schnell darüber hineilen oder es gar nicht berühren.

Bey Vielem, was mir im lebhaftesten Andenken blieb, erneuert sich zugleich das Bild eines ausgezeichneten Mannes, des Hrn. Baron de Geer, Greffier bey der zweyten Kammer der General-Staaten, des-

sen Bekanntschaft ich auf der Seereise im Packetboot machte, und mit dem ich in England sehr viele unvergeßliche Stunden auf gemeinschaftlichen Wanderungen und Landpartieen verlebt habe. Seine durch Studium und auf vielen Reisen erworbenen Kenntnisse der Natur *), der Kunst und der Wissenschaft, sein warmes Interesse an allem, was auf die Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes und die Erhebung der Menschheit Einfluß hat, die anspruchlose Bescheidenheit und Milde seiner Sitten, endlich auch die Aehnlichkeit unsrer Ansichten und Urtheile, knüpften bald ein engeres Band, das, wie ich sicher hoffen darf, auch die Trennung nicht lösen wird. In England waren wir, wo es irgend unsre nur hier und da verschiedenen Zwecke erlaubten, unzertrennlich. Er blieb einige Wochen länger zurück, um tiefer in das Land zu gehen, und wir erleichterten uns beyde den Abschied durch die sichere Hoffnung, uns noch einmal in Deutschland wieder zu finden, da ihm, so bald die Generalstaaten nicht versammelt sind, seine unabhängige Lage erlaubt, öftere Reisen zu machen.

Die Zeitfolge, in welcher ich das Einzelne gesehen und beobachtet habe, ist für den Leser von keiner Bedeutung. Ich verlasse daher von nun an die Form eines Tagebuchs, und ordne die Bemerkungen nach den Hauptgegenständen die sie betreffen.

---

*) Er ist unter andern Vf. eines Spicilegii plantarum Belgii foed. indigenarum. Ultrajecti 1814.

# London.

Schon auf der Ueberfahrt wurde zwischen Einigen, welche zum ersten Mal die Reise machten, hin und her berathschlagt, welche Merkwürdigkeiten von London man zuerst sehen wolle. Als das Ziel erreicht war, erschien, mir wenigstens, alles anders. In dem Anschauen des großen Ganzen verschwindet fürs erste das Einzelne. Man hat nicht Zeit, an das Entfernte zu denken, weil schon das Nächste die ganze Aufmerksamkeit fesselt. Man weiß auch, daß die großen Prachtstücke, die Westminsterabtey, die St. Paulskirche, die Börse, die Bank und der Hafen u. s. w. einem nicht entgehen werden. Aber das immer wogende Leben und Weben, in das man sich auf einmal versetzt sieht, das sich immer erneuet und doch immer verschiedenartig gestaltet, — davon kann man sich nicht losreißen, das möchte man festhalten.

Ueberdieß ist es gewiß wohlgethan, ehe man bey dem Einzelnen verweilt, sich in der ungeheuren Stadt einigermaßen zurecht finden zu lernen. Man kann dann erst verständige Plane machen, kann der oft zudringlichen und eben so oft verkehrten ja wohl gar nicht mit einander vereinbaren Rathschläge Andrer, welche Gegenstände man beachten müsse, bald entbehren; kann sich am Abend oder Morgen des Tages, Leighs Gemählde von Lon-

don *) in der Hand, seine Tagesordnung entwerfen, und darf nur hier und da die Erfahrneren zu Hülfe nehmen. So kann man auch der lästigen und theuren Begleitung der Lohnbedienten überhoben seyn. Wer sich nicht selbst in einer unbekannten Stadt die Wege herausfindet, immer nur, weil er ganz sicher ist den Weg nicht zu verlieren, dem Führer nachgeht, und darüber das Umsehn und genaue Ansehn von Allem, was ihm begegnet, vergißt; wer nicht eben durch Irregehen auch zuweilen in Gegenden geräth, an die er nie gedacht, die niemand ihm gezeigt hätte, wiewohl gerade sie dem Beobachter manch eignes Interesse gewähren können; der bekommt schwerlich eine lebendige Vorstellung des Ganzen, oder nimmt doch zu wenig sinnliche Bilder in sich auf, um sich durch sie wieder zurückzurufen, was und wo er es gesehen hat.

London hat bekanntlich drey Hauptttheile. Die Altstadt oder City zieht sich von Osten nach Westen, die Themse entlang, hinauf bis an Temple Bar. — So heißt das sie absondernde Thor, jenseit dessen in einer fortlaufenden Straße Westmin-

---

*) Leigh's new picture of London, or a view of the political, religious, medical, literary, municipal, commercial and moral state of the Metropolis. London 1819. (3 Thlr.) So heißt die sehr vollständige Anweisung für Fremde, die mit vielen Kupfern und einem genauen Plan von London ausgestattet, alljährlich neu gedruckt erscheint.

ster anfängt, und das nur bey gewissen hochfeyerlichen Gelegenheiten, z. B. vor Krönungsfesten, mit gewissen Ceremonien geschlossen und wieder geöffnet wird. Westminster bildet die ganze westliche Hälfte. Es umfaßt bey weitem die schönsten und geräumigsten Straßen und Plätze. Jenseit der Themse südlich, liegt das, itzt durch fünf prächtige Brücken mit der City und Westminster verbundene Southwark. Wo man auch seine Wanderungen anfange, überall stößt man auf Neues und Unerwartetes, so wie London überhaupt als der Mittelpunkt aller Eigenthümlichkeiten des ganzen großen Inselreichs zu betrachten ist.

Alle Reisende haben sehr wahr bemerkt, daß, wenn andre Residenzen durch die Pracht ihrer Häuser und Palläste, und selbst, wenn sie so menschenleer und todt wie Potsdam, oder wie Berlin in einigen Quartieren sind, dennoch beym ersten Anblick durch jene einen imponirenden Eindruck machen, dieß in London weit weniger der Fall ist. Von eigentlichen Palläst en ist hier gar nicht wie dort, die Rede, oder wie in Prag, Wien, Paris und in den herrlichen wenn gleich kleineren italiänischen Städten. Selbst die Wohnungen der Königlichen Personen führen — den sehr unscheinbaren St. James's Pallast ausgenommen — nur den Namen von Häusern, z. B. Bukingham-House, wo Georg III. und die Königin zu wohnen pflegten, Carleton-House wo der itzige König schon als Prinzregent wohnte, Som-

merſet-Houſe u. ſ. w. Alle ihre Pracht iſt nur im Innern der Zimmer, nie im Aeußeren zu ſuchen. Ganz London iſt von rothgrauen und weißgrauen Backſteinen erbaut, und äußerſt ſelten ſind dieſe mit Kalk überzogen. Nur bey einigen ſehr neuen Gebäuden, findet man ſtatt der Ziegel Quaderſteine. Durch den Kohlendampf, der beſonders im Spätherbſt und Winter ganz London einhüllt, bekommen alle ſehr bald ein dunkles Anſehen, das nur durch das helle Spiegelglas der Fenſter einigermaßen gehoben wird. Die meiſten ſind ſich völlig gleich; in der Regel ſehr ſchmal. Man geht durch lange Straßen, wo alle nur ein gemeinſchaftliches Dach zu haben ſcheinen, und bloß durch ziemlich ſchmale Hausthüren von einander abgeſondert ſind. Man kann darauf rechnen, daß unter zehnen im untern Stock 6—7 neben der Thür nur zwey Fenſter, in den obern Stockwerken 3 Fenſter haben. Die Tiefe erſetzt einigermaßen den Raum. Von an einander gereihten Zimmern iſt kaum die Rede. Jeder bewohnt aber auch ſein Haus allein, und nur einzelne Perſonen, nicht leicht Familien, finden Gelegenheit, ſich Zimmer zu miethen.

Denkt man ſich daher London, ſelbſt in ſeinen ſchönſten und neueſten Quartieren, menſchenleer und ohne Handel, ſo wäre es in der That, und zumal in den oft äußerſt engen Straßen der City, eine dunkle melancholiſche Häuſermaſſe, in welcher umherzugehn man ſehr bald ermüden würde. Aber wie ganz an-

ders erscheint es doch, wenn das Leben am Morgen beginnt, und erst gegen Mitternacht ruht, und nicht bloß der bewegliche Menschenstrom, sondern auch das Unbewegliche, das sich in zahllosen Formen als das Erzeugniß einer tausendgestaltigen Thätigkeit dem Auge darstellt, überall die Aufmerksamkeit beschäftigt.

Wer hätte wohl nur etwas über London gelesen, und wüßte nicht, daß es gerade diese Ausstellungen der Kaufmannswaaren sind, die der Stadt einen Glanz und den Straßen einen Reiz geben, wovon man auch in andern Handelsstädten wohl etwas, aber doch alles vergleichungsweise sehr im Kleinen erblickt. Es ist nicht bloß die Unendlichkeit der Gegenstände, auch nicht bloß ihre Kostbarkeit; es ist eben so sehr die Art, wie sie dem Vorübergehenden dargestellt, und wie sie dem Schau- und Kauflustigen empfohlen werden. In den Hauptstraßen, besonders der City, dann auch, wiewohl nicht in gleichem Grade, in dem Gebiet von Westminster, kann man annehmen, daß der untere Theil fast eines jeden Hauses ein Waarenlager oder ein Kaufmannsladen ist, die dazwischen liegenden Kaffee- oder Speisehäuser abgerechnet, so daß die zur Straße gekehrte Seite des unteren Stocks oft gar keine Mauer hat, sondern bloß von starken eisernen mit Spiegelglas ausgesetzten Stäben getragen wird. Hinter diesen durch ganze Straßen sich hinziehenden Glaswänden, die bloß die Hausthüren an der Stelle des dritten Fensters unterbrechen, und

jede Nacht, so wie den ganzen Sonntag mit tragbaren Laden verschlossen werden, ist nun alles mit größter Gemächlichkeit zu schauen, was theils auf die physischen Bedürfnisse berechnet, theils von dem Kunstfleiß zur Befriedigung aller Arten des Luxus erfunden ist. Das verschiedenartigste gränzt hierdurch an einander. Wenn das Auge von den großen Silbergewölben, deren Werth oft über hunderttausend Thaler beträgt, oder von den Schätzen der Juwelierer, oder den reichen Stoffen, den Draperieen, den kostbaren Shawls, oder den Glas- und Stahlwaaren geblendet ist, so kann es bald wieder auf den kunstvollsten Stickereyen, oder bey den lieblichen Miniaturgemählden, die als Probestücke der Künstler ausgehängt sind, oder bey den blendend weißen Kattunwaaren aller Art, selbst an den zierlich aufgeschichteten Kleider- und Schuhladen ausruhen, oder sich an den köstlichen Kupferstichen ergötzen, die selten länger als einige Tage dieselben sind. An die gewaltige Consumtion erinnern dann wieder die Eßwaaren; hier die ungeheuren höchst zierlich in diagonaler Richtung terrassenartig aufgelegten, auch wohl von Wurstgehängen umgebenen Schinken; dort die auf schrägen marmornen Platten aufgethürmten, durch Eiswasser immer frisch erhaltenen Seefische aller Art, mit ihren gähnendem Gebiß; die Muschelthiere, die Tausende von Krebsen, vom kleinen zolllangen Lobster bis zum geharnischten Hummer; die Brodt- und Kuchenwaaren;

die feinen Confituren und Glacen in geschliffnem Krystall von allen Gestalten. Dem Reisenden, deren täglich in London 10 bis 12000 ein- und ausströmen sollen, bieten sich Koffer, Mantelsäcke, Schreibzeuge und Reisewirthschaften, in denen auch das Kleinste nicht vergessen ist, in allen Formen und Farben an. Selbst der Verstümmelte und Gebrechliche findet reiche Magazine künstlicher der Natur sehr nah kommender Hände, Füße, Zehen, Finger, Augen, Nasen und Wangen, und was er etwa sonst, verschuldet oder unverschuldet, eingebüßt haben mag. Nach den Preisen zu fragen hat man selten nöthig. Denn fast auf jedem Stück, ist mit deutlichen Zügen auf Zetteln und Karten der Preis bezeichnet, oft mit dringender Empfehlung, „daß es — dieß sind die gewöhnlichen Ausdrücke — ausnehmend wohlfeil (enceedingly cheap), wohlfeiler als je, als irgendwo sey, daß es nur, nur so viel, ja wirklich, man sollte es kaum glauben, nur so viel koste.“ Auch durch die großen meist goldnen Inschriften, womit Laden und Wände der Häuser, oft von oben bis unten bedeckt sind, werden die Käufer eingeladen. Fast jeder Verkäufer rühmt sich der Patronschaft irgend eines königlichen oder prinzlichen Haupts, oder versichert, daß er dem Könige, der Königin, oder doch einen Prinzen durch sein Patent besonders angehöre. Daher gab es sogar einen Bug-destroyer to Her Majesty the Queen, ist zu sagen: Wanzen-

vertilger Ihrer Majestät der Königin, und einen Eselsmilchlieferanten des Prinzen von Wallis. Ich ging täglich vor einem Hause in meiner Nähe vorüber, wo der berühmteste aller Londner Stiefelwichsfabrikanten, seine Waare, mit einer im vierten Stock anfangenden bis ins erste herab ausgedehnten Inschrift von 2 Ellen hohen goldgelben hölzernen Buchstaben, als die einzige und beste angepriesen hatte. Der tiefe Laden mochte leicht zehntausend Büchsen von allen Größen und Formen fassen.

Wenn diese Waarenlager und Kaufläden dem Fremden schon am Tage den interessantesten Anblick gewähren, und ihn Anfangs fast bey jedem Schritt festhalten, um das Einzelne zu betrachten, so ist die Wirkung noch ganz anders am Abend. Von jeher war die Londonsche Straßenerleuchtung berühmt. Sie ist itzt im hohen Grade durch den Gebrauch des Gaslichts gesteigert. Dieß reine Licht, das sowohl in den Laternen der Straßen, als in den Läden selbst, sobald es dämmrig wird, brennt, wirft auf alles einen solchen magischen Strahlenglanz, daß man in Feenschlössern umherzugehen glaubt. Da in vielen tiefen Läden im Hintergrunde und an den Seitenwänden Spiegel angebracht sind, so wiederholt sich alles doppelt und dreyfach Die köstlichen Seidenzeuge von den brennendster Farben, mahlerisch neben einander und über einander gelegt, die ostindischen

Shawls, die Krystallarbeiten, die pyramidalisch aufgestellten kostbaren und seltensten Früchte aller Länder, die natürlichen und künstlichen Blumen, erscheinen noch einmal so schön als am Tage. Dazwischen strahlen die großen runden Flaschen und Vasen der Chymisten, wie man die Apotheker nennt, mit hellen rothen, blauen, grünen und gelben Wassern gefüllt, als ob Rubine und Saphire, Topase und Smaragde in ihnen aufgelößt wären, und erwecken von fern schon die Idee einer festlichen Erleuchtung, da sie doch bloß das alltägliche sind. Man muß gestehen, daß auf diese Art die Straßen von London jeden Abend ein ganz ungewöhnliches und einziges Schauspiel gewähren, wozu gleichwohl niemand die Entree bezahlen darf.

Und nun — was doch immer bey aller Pracht und Herrlichkeit für den Beobachter das wichtigste bleibt — die Hunderttausende von Menschen, die sich in diesem großen Panorama unaufhörlich hin und her bewegen! —

Selbst an den schönsten Sommertagen sind die Straßen der Hauptstadt bis sieben selbst acht Uhr sehr menschenleer. Man begegnet fast wenigern Fußgängern als Postkutschen, die zum Theil schon um sechs nach allen Richtungen abgehen, desgleichen den großen Kohlenwagen, die von sieben ungeheuren — wie sich ein Reisender ganz richtig ausdrückt — rhinocerosartigen Rossen von dem

Ufer der Themse durch enge Gänge nach der Hauptstraße hinauf geschleppt werden, um alle Häuser mit dem Brennmaterial zu versehen. Diese Kohlen sind in starken Säcken neben einander geschichtet, aus welchen sie vor jeder Hausthür, durch runde, mit einer beweglichen Eisendecke versehene Oeffnungen, gleich in das Küchen- und Kellergeschoß hinabgeschüttet werden, ohne das Innere des Hauses zu berühren. Daneben begegnet man den kleinen Unglücklichen, welche, um die so schnell von Ruß gefüllten Schornsteine zu reinigen, sich in die engen Schlüfte hinaufzwängen müssen, und in dem härtesten und traurigsten aller Geschäfte, um ihre schönen Kinderjahre, oft um Gesundheit und Leben kommen. Es ist ein Jammeranblick, wenn man die sieben- bis achtjährigen Knäbchen (vielleicht selbst Mädchen), an denen nichts weiß ist als etwa das Auge, die Borstbesen in der Hand, einen Sack auf der Schulter, eine schwarze Binde um den Kopf, ihr kläglich tönendes Sweep! (Kehren!) ausrufen, oder in kleinen Gassen aus den Kellern elender Häuser, wo sie die Nacht zubringen, wie aus einem unterirdischen Nest, die kleinen Mohrenköpfe herausstecken und nach Luft schnappen sieht. Zwar hören die Menschenfreunde nicht auf, Mittel auszusinnen, dem Jammer abzuhelfen; dennoch hat der Erfolg ihre Bemühungen, von denen weiter unten noch einmal die Rede seyn soll, bis itzt wenig belohnt. — Fast eben so widrig ist der Anblick der Kleideraufkäufer, die old

Cloth's! (alte Kleider!) ausrufend, jeden Morgen die Straßen mit großen Säcken durchziehen, oder gar der schmutzigen Gesellen, die durch ihr gellendes Cats beef! (Katzenfleisch!) zum Futter für Katzen und Hunde Käufer einladen und ihnen den ekelhaften Fraß genau zuwägen. In den Fahrwegen der Straßen sind die Gassenkehrer beschäftigt, den Koth wegzuschaffen; vor den Häusern aber die Hausmädchen, die Fußtritte und Steinwege, so weit das Gebiet des Hauses reicht, zu scheuern. Freundlicher erinnern die Milchfrauen, mit ihren reinlichen hölzernen und kupfernen Eymern, an die herannahende Stunde des Frühstücks.

Nach und nach werden die Kaufladen ihrer nächtlichen Decken entkleidet. Die Lehrlinge sind emsig mit dem Abreiben und Putzen der Glasfenster beschäftigt. Der bunte Waarenschmuck erscheint wieder, ohne daß man noch den Verkäufer gewahr wird. Gerade in der Frühstunde kann man ungestört vom Gedräng alles am gemächlichsten beschauen.

Gegen 9 Uhr — und früher noch in der City als in Westminster — mehrt sich die Menschenmenge. Die Kaffeehäuser füllen sich mit jeder Stunde. Die Tagsblätter sind erschienen, und jeder eilt, des einen oder des andern habhaft zu werden. Die Sitze und Tafeln sind durch fast mannshohe Scheidewände von Mahagonyholz von einander geschieden, und man sucht die leeren Plätze, um desto ungestörter

die

die Neuigkeiten des Tages aus diesen im größten Folioformat gedruckten Zeitungen zu erfahren. Niemand spricht mit dem Andern, wenigstens ist das Gespräch nur leises Geflüster. Um die Mittagsstunde verändern sich die größeren Kaffeehäuser in förmliche Büreau's, wo Briefe geschrieben, wo oft weit mehr Geschäfte als in den Privatwohnungen abgemacht werden, und man stets sicher ist, seinen Mann zu finden, weil man weiß, welchen dieser Sammelplätze jeder regelmäßig besucht. Natürlich sind die in der Nähe der Börse und der Bank von allen die besuchtesten.

Die zahllose Menge von Menschen, welche, besonders auf den Hauptstraßen ihrem Geschäft nachgehend, wie Ebbe und Fluth hin und her wogen, würde das Gehen im höchsten Grade beschwerlich machen, wenn man nicht zuvörderst durch die etwas erhöhten an den Häusern fortlaufenden Trottoirs oder Bürgersteige für Fußgänger, von der Fahrstraße gesondert, und vor aller Gefahr, von den hin- und herrollenden Wagen verletzt zu werden, gesichert wäre. Dazu kommt theils der äußerst bequeme, daher weniger ermüdende Gang auf diesen ebenen Quadersteinen, theils die allgemeine Sitte, den Entgegenkommenden stets zur rechten Hand auszuweichen, überhaupt aber die anständige Art sich Platz zu machen, und bey aller Geschwindigkeit des Gehens — da die weiten Entfernungen Männern und Frauen fast den Sturmschritt zur Sitte gemacht haben — nicht leicht an einander zu rennen. Ist man daher

gleich in den Hauptstraßen eigentlich immer im Gedränge, da der Menschenstrom nie stockt: so kommt man doch schnell genug weiter, und hat jeden Augenblick einen andern Anblick vor und neben sich. Entsteht ja eine Hemmung, so hält irgend ein geschmackvoller Kaufladen, wo man eben stehen bleibt, schadlos. Vor einigen der schönsten sieht man immer einen Kreis von Beschauern. Gesellt man sich zu ihnen, so nehme man nur seine Taschen in Acht. Denn gerade diese Momente wissen die Taschendiebe (Pick-pockets), die man in ihrem anständigen Anzuge schwer herauskennt, zu benutzen, und unter dem Schein, die Waaren zu beschauen, ihr Händespiel gar künstlich zu treiben.

Was man in den großen Straßen von Fußgängern sieht, hat fast ohne alle Ausnahme den Anschein von Wohlhabenheit. Aermlichkeit und Schmutz, woran es auch in London nicht fehlt, erblickt man häufiger in den kleinen Straßen der City, oder auf größern Märkten und Plätzen. Dort hingegen ist fast Jeder wohlgekleidet; die Männer im Durchschnitt schwarz, und stets in sehr weißer Wäsche — denn dies ist unerläßlich um als ein Gentleman zu erscheinen — die Frauen ohne Ausnahme in Hüten und sehr zierlich angezogen, recht eigentlich geputzt, als ob sie eben in Gesellschaft gehen wollten. Man erzählt sich, daß selbst dem Kaiser von Rußland nichts so sehr in London aufgefallen sey, als die große Menge wohl-

gekleideter Männer und Frauen. In einigen Gegenden, wo die Prachtläden sind, wie Bondstreet, Oxfordstreet, legen sich in den Stunden von 12 — 3 alle Erfindungen der Mode, des Luxus und der Kleiderpracht in dem Anzuge der Damen aus, welche, oft mehr zu schauen und geschaut zu werden als zu kaufen, Ladenfahrten oder Ladengänge (a Shopping nennen sie es) machen, und unter die sich die jungen und alten Elegants, mitunter auch Incroyables mischen. Denn nicht in Paris allein sind diese Thorheiten zu Hause. Sah ich doch mehr als Einen gehend und reitend, der statt des gesunden Auges sich ein Glasauge, ich weiß selbst nicht mit welchem wunderlichen Mechanismus, angeklemmt hatte, und damit alle Vorübergehende lorgnirte. Ueberhaupt findet der Physiognom und Menschenbeobachter hier Stoff wie sonst nirgend. Denn wo begegnet ihm wohl der Verstand und der Unverstand, die Bescheidenheit und der stolze Dünkel, der Müßiggang und die anspruchlose Thätigkeit, daß Häßliche und das Schöne — letzteres jedoch hier wirklich in beyden Geschlechtern vorherrschend — in so mannichfaltigen Gestalten? Wo fände er mehr Anlaß, über den tausendartigen Gebrauch und Mißbrauch menschlicher Kräfte Betrachtungen anzustellen?

Mitten in dem so beweglichen Leben der Straßen und Plätze, stößt man indeß auch oft auf unbewegliche Gestalten. Da sieht man Männer, die wie Laternenpfähle an hohe Stangen gelehnt sind, an denen

oben eine Tafel befestigt ist, welche Sehenswürdigkeiten, „fremde Thiere, Riesen und Zwerge, Lotterien, bey denen Tausende zu gewinnen seyn sollen ohne etwas zu verlieren, Panorama's, Concerte“ ankündigt, indeß Andre, die dergleichen Tafeln auf den Rükken geheftet haben, sich ganz langsam damit fortbewegen.

Beängstigend wird das Gedräng, wenn sich ein Aufzug irgend einer Gilde in phatastischen Gestalten, mit Fahnen und Musik naht, und vor den Laden und Wohnungen der Meister oder Kaufleute, für die sie arbeiten, verweilt, um einen Ehrenlohn zu empfangen. Alles strömt dann herbey; denn in der Neugier steht das Londner Volk mit den Bewohnern aller Residenzen wenigstens auf ganz gleicher Stufe.

Aehnliches Menschengewühl sieht man zwar zu gewissen Zeiten in allen großen Städten, und überall wo es etwas zu sehen giebt. Das Eigenthümliche in London ist aber, daß es nie abreißt. Ein Fremder, der des Nachts angekommen war, und gegen Mittag aus seinem in einer Hauptstraße gelegenem Logis trat, blieb, als er dieß Hin- und Herströmen erblickte, erstaunt in der Hausthüre stehen, um, wie er hernach erzählte, die Menschen erst vorbeyzulassen. Es verging eine Stunde und noch eine Stunde — bis ihn endlich ein Freund fand, und ihn versicherte, er könne bis an den Abend stehen, und erst gegen die Nacht werde es enden. Er hatte nämlich fest geglaubt,

irgend ein Schauspiel, etwa eine Hinrichtung, sey die Veranlassung so gewaltigen Drängens und Treibens der Menge. — Freylich, wenn Hängetag ist, dann ist auch das Gedräng unbeschreiblich.

Der Fahrweg wird in Hauptgegenden der Stadt nicht nur nie leer, sondern füllt sich im Gegentheil oft so sehr, daß man zu Fuß weit schneller vorwärts kommt als im Wagen, indem häufig so viel Post- und Miethkutschen, Kabriolets und ungeheure Lastwagen zusammenstoßen, daß man, besonders zwischen dem Thor (Temple-Bar), das aus Westminster nach der Altstadt führt, nicht selten still halten muß, bis es endlich den bewundernswürdig geschickten Wagenlenkern möglich ist durchzukommen. Die zwey- und viersitzigen Miethkutschen führen den Namen Hackneys; man streitet, ob von einem sehr angebauten und von Städtern bewohnten Dorf Hackney, oder von dem engl. Wort to hackney (vermiethen). Man findet sie in allen Hauptstraßen und Plätzen von Morgen um neun bis nach Mitternacht. Ich weiß die Zahl nicht genau, aber wohl, daß ich mehrmals in Nr. 700, Nr. 920, einmal sogar in Nr. 1108 fuhr. Denn alle haben ihre Nummern von außen, inwendig aber an der Decke. Dadurch ist gesorgt, daß man dem Kutscher, wenn er seine sehr streng vorgeschriebene Pflicht nicht thut, z. B. sich vom Bock entfernt hat, wenn man ihn verlangt, oder mehr fordert als ihm zukommt — d. i. für eine englische Meile, oder ohnge-

fähr einen Weg von 25 Minuten, 8 Gr. — bey der Polizey belangen, ja sogar die Hälfte des Strafgeldes für sich bekommen kann. So groß die Zahl dieser Hackneys ist, und zwischen so vielen man bey trocknem Wetter wählen kann, so fehlt es dennoch oft ganz daran, sobald Regenschauer eintreten, was sehr häufig selbst an schönen Tagen der Fall ist. Schnell fährt man selten; die Pferde sind doch abgetrieben und contrastiren mit den zum Theil sehr schönen Wagen, welche die Remisen der reichsten Lords, die fast jährlich neue Equipagen kaufen, mit dieser Bestimmung vertauschen. Man thut daher wohl, ehe man den Kutscher ruft, sich die Pferde anzusehn. Denn einige sind auch vortrefflich gepflegt.

Früher wird es in der Mitte der Straße, später auf den Fußwegen still. Diese sind, da die Erleuchtung der Kaufladen und das Gaslicht der Laternen die Nacht zum Tage macht, oft um neun und zehn noch so voll wie um Mittag, und sie werden es vorzüglich noch einmal, wenn die Schauspiele gegen zwölf Uhr, auch wohl später, geendet haben. Dann verhallt allmählig das Getümmel. Alles kehrt aus Tabernen und Kaffeehäusern in seine Wohnungen. Schon von neun Uhr an nehmen die Nachtwächter (Watchmen) ihren Stand mit Piken und Schießgewehr an den Straßenecken, und rufen vernehmlich die Stunden, gegen Morgen auch das Wetter ab. (Bier ist die

Glocke! Trüber Himmel! Heitres — regnichtes Wetter!)

Kommt man nach Mitternacht zurück, so begegnet man nur noch Einzelnen, die vielleicht den Heimweg nicht finden können, oder keine Herberge wissen; am häufigsten unglücklichen weiblichen Wesen, die, leichenähnlich und fast hinsinkend, an den Wänden schleichen und dahin gekommen sind, ~~das~~ ihnen das Laster, dem sie sich zum Dienst verkauft haben, zuletzt den Hungertod zum Lohn giebt. Die Wächter schleppen sie dann halbtod unter irgend ein Obdach und überlassen sie ihrem Schicksal. Man hat mich versichert, daß es unter diesen Elenden oft genug auch solche gab, die in früherer Zeit in hohem Glanz lebten, sich mit Perlen und Juwelen schmückten, Equipagen hielten, und ihre Gunstbezeugungen um die höchsten Preise verkauften, bis sie dann alternd, allmählig von Stufe zu Stufe herabsinkend, ohne Lust und ohne Geschick zur Arbeit, keinen Erwerbzweig mehr fanden, und zuletzt ihr zerstörtes Leben in den Schmutzwinkeln der tiefsten Armuth und des trostlosesten Jammers aushauchen mußten.

## Sitten und Lebensweise in England.

Wenn man die unendliche Menge der Stufen berechnet, auf welchen selbst in allen civilisirten Ländern die einzelnen Menschen stehen, und wie gewissermaßen eine jede derselben einen so bedeutenden Einfluß auf den Charakter und die Sitten, folglich auch eine eigne Lebensform zur natürlichen Folge hat, so leuchtet ein, wie schwer es sey, ein allgemeines Bild von den Sitten und der Lebensweise eines Volks zu entwerfen. In unserm eignen deutschen Vaterlande darf man ja oft nur dreyßig bis vierzig Meilen reisen, um darin die größte Verschiedenheit gewahr zu werden; ja selbst in jeder Stadt — welch ein ganz andrer Charakter ist das Leben in den höchsten Ständen, in dem Mittelstande und in den ärmeren Volksclassen. Die höchsten sind sich fast überall gleich, und wer ein Paar Höfe von bedeutendem Rang gesehen hat, hat sie ziemlich alle gesehen.

Indeß ist es vielleicht, gerade wenn von England die Rede ist, weniger schwierig, gewisse Züge aufzufassen und treffend darzustellen, als in dem durch Lage, Klima und Regierungsform seiner einzelnen Theile so vielgestaltigem Deutschland. Die Volksthümlichkeit der Britten ist hervorspringender, alles ist sich offenbar ähnlicher, und selbst die drey Reiche Großbritanniens, das eigentliche England,

Schottland und Irland, begegnen sich doch häufig, wie in der Sprache so in den Sitten. Da überdieß gerade das zu dem Eigenthümlichen des brittischen Charakters gehört, daß er höchst beharrlich und besonders sehr anhänglich ist an das Uebliche und Hergebrachte, so stehn auch viele Formen fester als bey Franzosen und Deutschen. Uebt gleich auch in dem Inselreich die Mode ihre Herrschaft, so regiert sie doch wieder mehr Alle zugleich, und wenn einmal etwas durch sie zur Sitte geworden oder von den Tongebern als das Beste, Schicklichste, Gefälligste (fashionable) anerkannt ist, so wird es auch alsbald von Allen dafür angenommen, die nicht als Sonderlinge erscheinen wollen.

Eben daher darf ich hier am wenigsten hoffen, vielen Lesern etwas Neues zu sagen. Die Berichte, so vieler auch neuer Reisenden sind allbekannt, und wenigstens im Ganzen sehr übereinstimmend. Bin ich doch auch viel zu kurz in dem Lande gewesen, um die dortigen Sitten und Lebensweisen in allen ihren Gestalten betrachten zu können. Ich habe mich wohl bemüht, mich mit möglichst vielen und den verschiedenartigsten Menschen aus allen Ständen zu berühren, und das ist mir auch gelungen. Ich habe die kleinen ärmlichen Quartiere in der City, in Southwark und St. Giles, wo die niedrigsten Classen hausen, so wenig als die Prachtgegenden zu besuchen versäumt. Aber der Figuren sind doch zu viel, um ein so großes Gemählde

ganz genau ausführen und vollenden zu können. Auch müßte man dazu das Talent der edelsten Geschichtsmahler, eines West, einer Angelika mit dem eines Tennier oder der Meister der Carricaturen, Hogarth und Rowlandson in sich vereinigen. Begnüge man sich also mit einzelnen Andeutungen!

Den Hauptunterschied der Sitten macht, wie überall, die Verschiedenheit der Stände. Jedoch ist es gerade in England schwerer als in andern Ländern und Städten, diese Verschiedenheit äußerlich wahrzunehmen. Dieß ist schon bey der Kleidung der Fall. Die männliche Tracht zeichnet die höchste Einfachheit aus. Die Güte des Stoffs ist freylich verschieden, aber was ins Auge fällt, wenn man den Staatsminister, den reichsten Lord, den Kaufmann, den wohlhabenden Handwerker, den Commis im Comtoir, auf der Straße oder in Gesellschaft erblickt, ist durchaus dasselbe, und im gewöhnlichen auch gesellschaftlichen Leben, bloß die Hofgalla ausgenommen, wird davon keine Ausnahme gemacht. Nie habe ich in den volkreichsten Straßen irgend jemand wahrgenommen, der sich durch ein äußeres Abzeichen, eine besondere Uniform, eine Ordensdecoration oder dem ähnliches unterschieden hätte. Was bey uns zu tragen eine Art von Pflicht ist, würde dort Aufsehen machen, und vielleicht vor dem Spott und Gelächter des Volks nicht sicher seyn. Man erinnert sich vielleicht, wie es unserm Campe nach seinem eigenen Bericht

ging, als er sich im Ueberrock auf der Straße sehen ließ, oder als er statt des dort üblichen Huts, mit dem man zur Aufwartung bey vornehme Personen geht, ein kleines seidenes Armhütchen genommen hatte *). „Zufällig — so erzählte mir selbst in London ein Bekannter von ihm den Auftritt — zufällig stehe ich gerade an meinem Fenster, und sehe wie ein stattlicher Mann, umgeben und verfolgt von einer gewaltigen Menge, von Alten und Jungen, Männern und Weibern daherschreitet, und sich verlegen und verwundert umsieht. Glücklicherweise erkenne ich bald meinen angekommenen Freund, und habe nun nichts eiligeres zu thun, als hinunter zu eilen, ihn in meine Wohnung einzuladen und ihn dringend zu bitten, sich durch Bequemung in das Uebliche nie diesen Unannehmlichkeiten wieder auszusetzen.“

Nicht anders ist es mit dem Anzuge der Frauen. Der innere Gehalt und die Kostbarkeit, nicht die Form, nicht die Art sich zu tragen, macht den Unterschied. Es ist schon bemerkt, daß man in gewissen Gegenden der Stadt lauter vornehme Leute zu sehen glaubt, wie sehr sie auch sonst an Rang und Besitz sich ungleich seyn mögen; weil im gewöhnlichen Leben die letzte Kammerjungfer wie die reichste Lady den Hut und das schneeweiße Mousselinkleid trägt, und nur bey sehr

---

*) Campe neue Reisebeschreibungen für die Jugend, 4ter Th. S. 233.

feyerlichen Gelegenheiten, bey Prunkmahlen, und namentlich in der italiänischen Oper, aller Glanz der Kleiderpracht ausgelegt wird. In letzterer dürfen selbst die Männer nur völlig angezogen — in full dress wie man es nennt — also auch nur in Schuh und Strümpfen erscheinen, wenn sie nicht beym Eintritt zurückgewiesen seyn, oder die Gallerie wählen wollen.

Glaube man aber deshalb nicht, als ob bey aller jener Einfachheit der Kleidungsartikel für etwas unwesentliches gehalten würde. Im Gegentheil hat nicht nur wie bey uns, bey den Hofleuten oder dem hohen Adel, sondern bey allen einigermaßen Wohlhabenden, auch jede Tagszeit ihr eignes Kostum. Selbst wenn man ganz in der Familie lebt — und dieß ist bey der beschränkten Gastfreyheit in der Regel der Fall — kleiden sich besonders die Damen eigen für das Frühstück, eigen für das Ausgehn oder Ausfahren, wo ein großer Hut, Umschlagetuch oder Shawl ganz unerläßlich sind, um nicht angestaunt oder verspottet zu werden; dann wieder eigen für die Mittagsmahlzeit, wo auch der Kaufmann seinen Comtoir- oder Börsenrock auszieht. Mehrere deutsche Frauen habe ich über diese ermüdende, zeitraubende Förmlichkeit klagen gehört, die auch überdieß sehr kostbar ist, da die fleckenloseste Reinheit des meist weißen Hausanzugs verlangt wird. Ueberdieß gehören Modejournale und Modeabbildungen zu der allgemeinen Lectüre in den Zirkeln der feineren Welt, so gut wie in Paris, Wien

und Berlin, und Hrn. Ackermanns monatlich erscheinendes Repository of arts, litterature, London-female fashions, ist gewiß ein vortrefflicher Verlagsartikel.

Die tägliche Lebensweisen in den Familien der gebildeten Stände, selbst die äußeren Formen derselben, sind sich ebenfalls so gleich, daß, wer sie in einigen Häusern beobachtet hat, sie so ziemlich alle kennt.

Aus dem Vorigen weiß man schon, daß der Tag weit später als bey uns anfängt. Vor 8 Uhr wird es fast in keinem Hause lebendig, weil es so spät Nacht wird. Vor neun Uhr war selbst in meinem Logis, so gefällig die Wirthin und die Bedienung war, doch an keine Tasse Thee oder Kaffee zu denken, was um so lästiger ward, da die rasselnden Kohlenwagen gewöhnlich sehr früh den Schlaf verscheuchten. Punct neun gab dann eine in allen Stuben hörbare Glocke das Zeichen, daß man sich in dem unteren Zimmer versammeln solle. Für manche Hausgenossen schien es, nach ihrem späteren Erscheinen zu urtheilen, erst das Zeichen zum Aufstehn gewesen zu seyn. Die Hausfrau nebst ihrer Tochter und einigen fremden Damen, wenn sie sich nicht das Frühstück auf das Zimmer bringen ließen, präsidirten dann, schenkten Thee oder Kaffee ein, und der Sohn des Hauses besorgte das Uebrige. Eine Zeitung ging langsam herum. Die Unterhaltung war selten lebhaft. Ich zog daher bald vor, mich in eines der sehr nahgele-

genen Kaffeehäuser zu begeben und dort das Frühstück einzunehmen. Denn da war ich mein eigner Herr, und fand alle Hauptzeitungen zu meiner Unterhaltung. Kam ich indeß vor neun Uhr, so sahen die Waiters (Marquers) gewöhnlich noch sehr mitternächtig aus, rieben sich die Augen, polirten erst die Mahagonytische und schienen froh, mir die neuesten Tagsblätter, gewöhnlich noch ganz naß, hinreichen zu können, um Zeit zur Bereitung des Frühstücks zu gewinnen, und zugleich das Ihrige erst gemächlich zu genießen.

Uebrigens gehört das gemeinschaftliche Familienfrühstück (breakfast) zu den unverrückten Ordnungen des Tages. Auch werden wohl Freunde und Fremde dazu eingeladen. Ist die Familie religiös — und davon findet man die Beyspiele in allen Ständen, so wie die Königliche selbst in den guten Tagen Georg III. keine Ausnahme davon machte — so geht dem Frühstück das Morgengebet voran, wie es das kirchliche Gebetbuch vorschreibt. Ich habe in mehreren angesehenen Häusern dabey nicht nur den ganzen Familienkreis, sondern auch die ganze Dienerschaft gegenwärtig gefunden. Der Hausvater las die Gebete; war eben ein Geistlicher zugegen, auch wohl dieser. Es füllte den Zeitraum einer kleinen Viertelstunde. — Den meist runden Tisch bedeckt ein schneeweißes Tuch. Das Thee- und Kaffeegeräth steht wohlgeordnet in der Mitte. Im einfachsten aber zierlichsten Anzuge sitzen die Familienglieder um-

her. Die Hausfrau, oder auch der ältesten Töchter Eine, bereitet mit vieler Umständlichkeit und Fürsorge, daß er vortrefflich gerathe, den Thee, oder schenkt, je nachdem es jeder wünscht, den Kaffee ein. Ueber dem Kaminfeuer, das man selbst im Sommer selten in großen Zimmern vermißt, siedet der blanke Kessel. Nicht minder ist für das Essen gesorgt. Man hat die Wahl zwischen dem feinsten weißen Brodt, oder am Feuer gerösteten von beyden Seiten mit Butter bestrichenen Brodtschnitten (toasts), mohnblätterartigen Buttersemmeln, weich oder hartgekochten Eyern, auch wohl mancherley zierlich aufgeschnittenen Fleischspeisen, allerley Marmeladen, selbst Früchten zum Eintauchen in Rahm, kleinen Krebsen und was nicht sonst noch mehr. Alles das ist offenbar auf das späte Mittagsessen berechnet, und will daher dem, der an die frühere Zeit gewöhnt ist, Anfangs viel zu reichlich dünken. Wenn jeder Gast mit großer Aufmerksamkeit besorgt ist, wenn der in die Obertasse (nicht wie bey uns darüber) gelegte Löffel, und Messer und Gabel auf dem Teller, andeutet, daß man nichts mehr bedürfe, dann erst wird das Gespräch lebhafter. Auch die Tagsblätter geben den Stoff, oder aus eingegangenen Briefen wird etwas mitgetheilt. Nach anderthalb Stunden, auch wohl früher, entfernt sich davon jeder zu seinem Geschäft.

So habe ich die englische Morgensitte nicht bloß in den Häusern der Reichen, fast eben so im

Mittelstande, und selbst bey mehreren Gelehrten in Oxford und Cambridge gefunden. Am lebhaftesten schwebte mir bey obiger Beschreibung das Frühstück vor, zu dem ich von einem Parlamentsmitgliede, Hrn. Wilberforce, diesem kühnen Bekämpfer des die Menschheit entehrenden Sclavenhandels, dem schon so viele Tausende ihren besseren Zustand zu danken haben, in seinem schönen, von einem lieblichen Garten umgebenen Wohnhause eingeladen war, und das durch einige eben aus beyden Indien gekommene Gäste noch interessanter wurde. Noch oft werde ich dieser Stunden und des Mannes gedenken, der umgeben von einer blühenden Familie, einer auserlesenen Bibliothek und allen Gemächlichkeiten des Lebens, dabey im Besitz der Achtung der edelsten Menschen in allen gesitteten Ländern, so heiter auf sein schönes Tagewerk zurückblicken kann.

Zwischen dem Frühstück und dem Mittagsessen, liegt in der Regel ein sehr langer Zeitraum von 7 bis 8 Stunden. Es tritt daher in sehr vielen Häusern um Ein Uhr ein zweytes Frühstück, Londsch (Lunch) genannt, ein, wo man kalte Speisen nebst einem Glase Porterbier oder Wein genießt, was aber kaum mehr als eine halbe Stunde wegnimmt. Wer nicht in einer Familie lebt, geht wohl in die Kaffee- oder Speisehäuser, in welchen um diese Zeit wenigstens ein Teller Suppe nebst Cotelets, Pastetchen und beefstakes zu finden sind. Nicht täglich, aber doch oft

lieſet man auch an den Fenſtern mit großen Buchſtaben Turtle, d. i. Schildkrötenſuppe angekündigt. Wer Luſt hat, $1\frac{1}{2}$ auch wohl zu Zeiten 2 Thaler an eine ſolche zu wenden, kann, wie man mir geſagt hat, ſo ziemlich das Mittagseſſen entbehren, was ſogar ſchon bey der Mock-Turtle (einer aus andern Fleiſchſpeiſen bereiteten Nachahmung) der Fall iſt, die man für 8 bis 10 Gr. haben kann. In ſehr großer Menge bringen die Schiffe die Schildkröten aus Flüſſen und Meeren mit. Die Aufkäufer haben ganze Höfe voll, worin ſie heerdenweiſe umherkriechen und für den lüſternen Gaumen gemäſtet werden.

Die Hauptmahlzeit fängt früheſtens um vier, meiſt um fünf, in hohen Häuſern kaum vor ſieben Uhr an. Auf der Einladungskarte wird die Stunde bemerkt. Wie es dabey zugeht? Wie die Speiſen in der Regel beſchaffen und zubereitet ſind? — Hier fühl' ich die Ungeübtheit meiner Feder für Gegenſtände dieſer Art. Aber glücklicherweiſe hilft mir eine deutſche Frau, Madame Schopenhauer, aus der Verlegenheit, welche im Jahr 1805 England beſuchte. Die folgende Beſchreibung einer engliſchen Mahlzeit, die ich mit ihren eignen Worten — jedoch mit manchen Abkürzungen und kleinen in () eingeſchloſſenen Zuſätzen — mittheile, paßt zunächſt auf ein recht bemitteltes Haus. Aber die Hauptzüge findet man doch eigentlich — nur etwas ſtärker oder ſchwächer — in allen guten Häuſern wieder. Vorläufig geſtehe ich, daß mir — ei-

nige sehr schöne Familienkreise, und diese meist in deutschen oder halbdeutschen Häusern, ausgenommen — die Eßstunden für Körper und Geist fast am allerwenigsten angesprochen haben. Eh ich M. Schopenhauer reden lasse, will ich nur vorausschicken, daß die Gesellschaft meist kleiner ist als sie bey unsern Gastmahlen zu seyn pflegt. Ich erinnere mich kaum eine über 12 bis 16 Personen gefunden zu haben; oft noch weniger. Ein Grund liegt in der Enge der Wohnungen auch vieler sehr reicher Leute. Auf den Landsitzen ist es zwar anders. Aber man hat mich versichert, daß auch da eine Gesellschaft von 18 bis 20 Tischgästen das höchste sey, und man — die feyerlichen diplomatischen Diners und die berüchtigten Routs abgerechnet — von den sogenannten großen Abfindungen, um nicht ein gemeineres Wort zu gebrauchen, nichts wisse, wie denn überhaupt mehr Verwandte und Nachbarn auf den Fuß wären, bey einander zu essen. Doch zur Mahlzeit!

„Die Tafel — sagt unsre Reisende — steht, wenn man ins Speisezimmer (the dining room) eintritt, servirt da, doch meist ohne Servietten. Das Tischtuch hängt bis auf die Erde herab, und Jedermann nimmt es beym Niedersitzen aufs Knie, und handhabt es, wie bey uns die Serviette. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch; die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu

beyden Seiten Platz, so viel möglich in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gange gehören, stehn mit Blechglocken bedeckt auf der Tafel. Die Dame servirt die, reichlich mit Cayenne-Pfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich gefragt hat: ob er welche verlange? (Im gewöhnlichen Leben gehört die Suppe zu den Seltenheiten.) Ein Paar Hausfreunde helfen sodann dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich servirt, nicht nach der Reihe, wie in Deutschland. Sie bestehen gewöhnlich aus einem großen Seefisch, Lachs, Kabliau, Steinbutte oder dergleichen, der, beym Kochen gesalzen, noch vortrefflicher wäre, aus Puddingen, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter oder andre fremde Zuthat, in eigner Brühe gedämpft, geröstet, gebraten oder gekocht. Nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trocknen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Titel einer Pastete. Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bey der Tafel thut Jeder auf seinen Teller nach Belieben geschmolzene Butter daran. Kartoffeln fehlen bey keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddinge aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast

nur aus Ochsenmark und dergleichen zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht und mit einem Deckel von trocknem Teige versehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Wallnüsse, kleine Zwiebeln und dergleichen mit starkem Essig und vielem Gewürz eingemacht, sind vortrefflich. Mit diesen, so wie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabricirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Diese Saucen, Senf, Oel und Essig stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, so wie auch immer für zwey Personen ein Salzfaß. Der Salat wird von der Dame vom Hause über Tisch mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt.

Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Red' und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt, ob viel oder wenig, mit Brühe oder

ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fisch, ob er es gern stärker oder weniger gebraten hat? (Dieß ist in der That nicht übertrieben. Beym Essen ist fast nur vom Essen die Rede, was dem Fremden Anfangs viel Noth macht. Man muß die Kunstausdrücke erst lernen, und ich habe mich, ohne lange zu wählen, meist auf Discretion ergeben, womit aber den so besorgten Wirthen und Wirthinnen gar nicht gedient schien, weil sie wirklich jedem das Beste geben möchten.)

Das Cerimoniell beym Trinken ist sich überall gleich. Gewöhnlich nimmt der Wirth zuerst das Wort und bittet sodann eine Dame um die Erlaubniß, „ein Glas Wein mit ihr zu trinken“ und zugleich zu bestimmen, ob sie rothen Portwein oder weißen Scherry vorziehe. (Diese beyden Weine sind jederzeit, und überall in zwey gleichgeformten Karasinen, oft von dem schönsten Krystallglase, auf dem Tisch, nebst zwey Gläsern für jeden Gast von etwas verschiedener Höhe.) Zierlich sich gegen einander verneigend, sprechen die beyden handelnden Personen wie im Chor: Sir, Ihre gute Gesundheit, Madame, Ihre gute Gesundheit! trinken die Gläser aus und setzen sie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieselbe Cerimonie wird wiederholt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame, und jede Dame mit jedem Herrn wenigstens einmal die Reihe durchgemacht hat. Abschlagen darf man es Niemanden, das wäre beleidigend; obendrein muß

man noch mit dem ersten Glase den Wunsch für die Gesundheit jeder einzelnen Person an der Tafel, wenigstens durch ein Kopfnicken, andeuten und auch genau Acht geben, ob Jemand der andern Gäste uns diese Ehre erzeigt. Es wäre die höchste Unschicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte, sie muß warten, wäre sie auch noch so durstig, doch bleibt die Aufforderung selten lange aus. Auch die Herren müssen sich zu jedem Glase einen Gehülfen einladen, ein dritter hat aber die Erlaubniß, sich mit anzuschließen, wenn er vorher geziemend darum anhält. So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Essen und Trinken, mit Gesundheit trinken, und mit Acht geben ob Niemand die Unsre trinkt, vollauf zu thun. (So ist die alte Ordnung in vielen Häusern, von der aber, wie ich versichern kann, in andern auch mehr oder weniger abgewichen wird.)

Selten ist die Zahl der Schüsseln groß. Alles geht rasch. Nach einer guten Stunde ist die Mahlzeit vorüber. Der Tisch wird geleert, die Brodtkrumen sorgfältig mit einem Tuch abgekehrt, und es erscheinen verschiedene Arten von Käse, Butter, Radieschen und wieder Salat. Letzterer wird ohne alle Zubereitung bloß mit Salz zum Käse gegessen. Dieser Zwischenakt dauert nicht lange, er macht einem zweyten Platz. Jeder Gast bekommt nun ein kleines, schön geschliffenes Krystallbecken voll Wasser, zum Spülen der Zähne und Händewaschen, und eine kleine

Serviette; man verfährt damit, als wäre man für sich allein zu Hause. Nach dieser Reinigungs-Ceremonie ändert sich die ganze Decoration. Das Tischtuch, mit allem was darauf stand, verschwindet, und der schöne hellpolirte Tisch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaschen und Gläser vor dem Herrn des Hauses hingestellt, das Obst wird aufgetragen, und jeder Gast erhält ein kleines Couvert zum Dessert, zwey Gläser und ein kleines rothgewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckigt zusammengelegtes Tuch. Dieß aber wird nur selten entfaltet, man benutzt es nur, das Glas darauf zu stellen. Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern, wie vorher die andern Gerichte, vorgelegt, und mit vielen Fragen ausgeboten. Jetzt fangen die Flaschen an die Hauptrolle zu spielen; jeder schiebt sie seinem Nachbar zu, nachdem er sich selbst etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig, wie man will. Der Wirth bringt nun einige Toasts aus, er läßt seine Freunde leben; die königliche Familie wird nie bey dieser Gelegenheit vergessen. Bald aber erhebt sich die Dame des Hauses aus ihrem Lehnsessel; mit einer kleinen Verbeugung giebt sie den übrigen Damen das Signal. Alle erheben sich, und gehen sittsamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Jetzt wirds den Herren leichter ums Herz, aller Zwang ist nun verbannt, sie bleiben unter sich allein, bey Wein, Politik und heiterm Gespräch. (Tritt ein natürliches Bedürfniß ein, so trägt keiner Bedenken,

die im Winkel des Zimmers dazu nöthige Vorrichtung zu benutzen; auch wird wohl jeder Freunde von dem Wirth daran erinnert.) Indeß langweilen sich die Damen im andern Zimmer am Kamin, bis nach einer Stunde, auch wohl später, der Thee und Kaffee bereitet ist, die Herren wieder zur Gesellschaft kommen, und das Gespräch meist lebendiger wird.“ So weit Madame Schopenhauer!

Mit der späten Theestunde endet in sehr vielen Haushaltungen der Tag. Doch findet man auch, wenn die Mittagsmahlzeit um vier oder fünf Uhr fällt, um neun oder zehn Uhr wieder ein einfaches, meist kaltes Abendbrodt, wobey gewöhnlich der holländische oder Chesterkäse in einer sehr großen, blechernen Kapsel, die schön lackirt, mit Rädern versehen und halb offen ist, die Runde macht. Begreiflich wird es übrigens aus der Lebensweise der Großen, wenn man zuweilen in den Zeitungen lieset, daß die Abendmahlzeit des Morgens um vier oder fünf Uhr angefangen habe, da dieß dann mit dem Mittagstisch Abends um sieben oder acht Uhr in ein richtiges Verhältniß tritt, aber natürlich auch die Folge hat, daß in solchen Häusern die Zeit zum Aufstehen fast mit unsrer Mittagsstunde zusammenfällt.

Zum Theil liegt dieß in der ungeheuren Größe der Stadt und dem Gang der Geschäfte, wie dieß ja selbst bey kleineren Hauptstädten der Fall ist. Die Raths- oder Gerichtsversammlungen, die Büreaus, die Comtoire, zu denen die Mitglieder ja oft Stunden weite Wege

machen müssen, können nicht so schnell wie in kleineren Orten geschlossen, wieder geöffnet und die Geschäfte beendigt werden. Dazu kommt, daß alle Posten gleich nach Mitternacht abgehen, und man der Briefbestellung sicher ist, wenn er auch erst kurz vor zwölf Uhr abgegeben wird. So benutzt, um Nachrichten abzuwarten, auf diesem großen Markt des Welthandels, der Kaufmann oft noch den letzten Augenblick.

Möge nur eine solche Verkehrung der Tagesordnung, die doch auch in England nur in den großen Städten statt findet, nie in Deutschland herrschend werden! Leider sind wir schon auf dem Wege. Denn wie oft trifft es sich in Berlin, Hamburg, Magdeburg — auch wohl zuweilen bey uns — daß man sich zu einer Stunde zum Abendessen niedersetzt, wo viele lieber ihr Licht auslöschen und, um mit unserm Luther zu reden, flugs und fröhlich einschlafen möchten, um mit der Sonne den Lauf ihrer Geschäfte zu beginnen.

## Der Sonntag in England.

Fast alle Reisende kennen nichts Traurigeres als die brittische Sonntagsfeyer. Sie versichern, daß dann alles wie ausgestorben scheine, und jeder Ton der Freude verstumme. Sie bedauern das Volk, dem man selbst jeden erlaubten Genuß versage, und preisen unsre Länder glücklich, daß sie von diesem Zwange nichts wissen. Ich gestehe offen, daß mir der Sonntag in England nicht so trübe und freudenleer erschienen ist, ja daß ich mehrere dort verlebte Sonntage zu den angenehmsten Erinnerungen rechne, und sogar den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß wir wenigstens etwas mehr von dem unter uns wahrnehmen möchten, was man dort in eben so geistig gebildeten, als von Seiten des Charakters höchst achtungswürdigen Familien findet. — Ich meine damit nicht solche, die ein wirklich religiöser Trübsinn, in den allerunschuldigsten Beschäftigungen, wie Klavierspielen, Stricken, dem Lesen irgend eines Buchs, das nicht geistlichen Inhalts ist, eine Sünde finden läßt, und den Sabbath mehr in alttestamentlichem, als christlichem Sinn heiligen zu müssen meint; wohl aber die, welche wünschten, daß auch mit uns in Ausfüllung der Sonntagsstunden eine gewisse Harmonie beobachtet werden möchte. Ich sehe vorher, daß viele Leser darüber anderer Meinung seyn werden. Wie könnte man aber auch immer einer Meinung seyn?

Es ist nicht zu leugnen — der Unterschied zwischen den sechs Wochentagen und diesem Sie-

denten, ist in England auffallender als irgendwo. Es ist, als ob eine lang dauernde Ebbe eingetreten wäre, der keine Fluth mehr folgen wollte; oder als ob das frische Leben die Straßen und Plätze verlassen und sich in den Hintergrund der Wohnungen geflüchtet hätte; oder als ob Jedermann leiser athmete, um sich von den Anstrengungen und Erschöpfungen einer rastlosen Thätigkeit zu erholen. Das Letztere ist auch wirklich der Fall. Von dieser Seite allein schon ist das Gesetz, welches von den gewöhnlichen Geschäften zu feyern gebietet, für Unzählige, die sechs Tage lang des Tages und der Arbeit Last und Hitze getragen haben, oder im Gewirr der Weltgeschäfte gar nicht zu sich selbst so wenig als zu ihrer Familie gekommen sind, eine wahre Wohlthat, und es geht, was schon bey der alten mosaischen Stiftung des Sabbaths der Zweck war, in Erfüllung *). Sonnabends mit dem Schlag Zwölf muß im Theater der Vorhang fallen, und erst Montag Abend rollt er wieder auf. Außer den Kaufläden, in welchen die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, die keinen Stillstand leiden, zu haben sind, werden alle übrige den ganzen Tag verschlossen, und

*) „Sechs Tage sollst du deine Arbeit thun, aber den siebenten Tag sollst du feyern, auf daß auch dein Ochse und Esel ruhe, und der Magd Sohn und der Fremdling (der eingebohrne und gekaufte Sclave) sich erquicke.“ 2 Mos. 23, 12.

die Stadt erscheint, weil nun alle die Fensterwände mit farbigen Vorlagen bedeckt sind, in einer ganz veränderten Gestalt. Alle eigentliche Lustbarkeiten sind auf die Wochentage beschränkt. Wo die ganze Strenge des aus früheren Zeiten der Religionskämpfe herrührenden Gesetzes beobachtet wird, vermeidet man selbst größere Gastmähler, Spielpartieen und Concerte in den Häusern, und enthält sich aller Handarbeit. Auf den Straßen wird es indeß wieder lebendig, wenn gegen zehn und elf Uhr der Gottesdienst beginnt. Dann mehren sich wohlgekleidete Kirchengänger auf allen Wegen; — im Bürgerstande gewöhnlich Mann und Frau, die Kinder vor sich her, meist das allgemeine Gebet- und Gesangbuch (Common Prayer book und Psalms) in der Hand. Bey der Menge der Kirchen in allen Stadtgegenden vertheilen sich indeß die Massen, auch drängt es sich, wie überall, bey einer mehr als bey der andern. Insonderheit sind einige Abendkirchen, die um sechs Uhr angehen, so unbeschreiblich gefüllt, daß der Spätkommende kaum einen Platz findet, so bereit auch die Kirchendiener sind, ihn zu verschaffen.

Indeß würde man sehr irren, wenn man glaubte, jeder Mensch in England sey ein fleißiger Kirchenbesucher. Wenn man die Zahl der Einwohner von London auf zwölfmalhunderttausend berechnet, die Zahl aller seiner Kirchen und Kapellen, der herrschenden und der dissentirenden Reli-

gionsparteyen auf 466, so würde doch selbst diese große Menge, da es darunter auch sehr kleine giebt, kaum im Stande seyn, mehr als die Hälfte zu fassen. Aber es giebt auch dort genug Personen aus allen Ständen, für die keine Kirche und kein Sonntag da ist; sey es, daß sie, wie oft bey uns, in dieser Theilnehmungslosigkeit ihre höhere Aufklärung suchen; oder sich durch nichtige Entschuldigung von Zeitmangel dispensirt glauben; oder durch ein wüstes und zerrüttetes Sinnenleben, von allem, was über die Sinne hinausliegt, entfremdet sind. Indeß ist diese äußere Achtung gegen die öffentliche Religionsanstalt, und die christliche Gemeinschaft zur Erhebung der Seele zu Gott, wie zur Einkehr bey sich selbst, unstreitig in England viel allgemeiner. Sie mag auch bey Vielen bloße Gewohnheit, angebildete Sitte, Tagesordnung, Augendienst, Mittel gegen häusliche Langeweile, und mitunter mehr als jüdischer Aberglaube seyn, wie ihn schon Christus (Matth. 12, 1—8.) und Paulus (Röm. 14, 5—6.) bekämpfte; bey Vielen aber ist sie doch der reine Ausdruck innerer Religiosität, und wie sie entsprungen ist aus dem Bedürfniß, sich an die Gemeinde der Anbeter Gottes anzuschließen, so bewährt sie sich bey ihnen durch die wohlthätigsten Wirkungen, indem sie den Sinn für das Göttliche und Sittliche in ihnen rege erhält und fortbildet.

Wer das Theater, wer Tanzpartieen und Gewinnstspiele nicht für unentbehrlich hält, um vergnügt zu seyn, oder die Langeweile los zu wer-

den; wem diese künstlichen Vergnügungen den Geschmack an den großen Schauspielen der Natur, und den Freuden einer edlen und heitern Geselligkeit, besonders im Familienkreise, noch nicht abgestumpft haben — ich wüßte wahrlich nicht, wie er nicht in und außer London auch am Sonntage froh seyn könnte? Ich habe wenigstens an schönen Sonntagen die Landstraßen mit Wagen und Fußgängern oft gefüllter als in der Woche gesehen. Die Themse war mit Fahrzeugen bedeckt, die große Gesellschaften nach den herrlichen Ufergegenden und Landsitzen u. s. w. führten. Die Gasthäuser waren gegen Abend bis vor die Thüren voll von frohen Gästen, und die Kinder trieben ihre Spiele um sie her; die Kutschen waren von innen und von außen mit Kommenden und Zurückkehrenden gefüllt. Im Park von St. James, noch weit mehr im Hydepark, war gegen Abend das Gedräng so groß, daß man hätte glauben können, die Bürgerschaft von ganz London sey da auf der Wanderung. Um sieben, um acht und neun Uhr füllten sich dann wieder die Straßen mit zurückkehrenden Menschen, welche die ganze Woche in Werkstätten, Läden und kleinen Wohnungen eingeengt, sich mit Weib und Kindern in freyer Luft ergangen hatten. Allerdings versäumen Viele, Vornehme und Geringe, welche sich am Sonntage aus der Stadt auf das Land begeben, nicht leicht auch die Landkirchen zu besuchen, vor deren Thüren man oft ganze Reihen von Equipagen aus der Umgegend sieht. Aber dann genie-

ßen sie des übrigen Tages in der freyen Natur, oder in der geschmackvollen Umgebung ihrer Häuser, auch wohl recht oft bey reichen und geselligen Mahlzeiten. Ich selbst habe dieß alles am Sonntage nie vermißt — nicht einmal, wie man aus dem Folgenden sehen wird, die Musik. So fuhr ich am Morgen des 11ten Julius, unter Hrn. Ackermanns Führung, der immer darauf sann, mir angenehme Tage zu machen, durch das stille London und Fullham, diesen schönen mit einem großen Park umgebenen Sitz des Bischofs von London, nach dem paradiesischen Richmond. Für die Kirche kamen wir leider zu spät, und mochten keine Störung machen. Aber die freye Natur, daneben die Erinnerung an die graue Vorzeit beym Hinblick auf die Stätten, in welchen einst die alten britischen Könige Eduard I. und II. hauseten, wo Eduard III. um seinen Heldensohn, den schwarzen Prinzen, trauerte, wo Heinrich VII. starb, wo Elisabeth unter ihrer Schwester Maria als eine Gefangene lebte, und zuletzt als Königin hier ihre Laufbahn glorreich, wiewohl nicht innerlich glücklich, endete, — das alles von einem hohen Balkon angeschaut, war nicht minder geschickt, die Seele zu ernsten Betrachtungen zu stimmen.

Man kennt aus Reisebeschreibungen die höchst reizende und so berühmte Aussicht von den Höhen bey Lyon. Dennoch ist der Galloamerikaner Simond unparteyisch genug, der Aussicht von Richmond Hill

den Preis zu geben *). Von einer an sich nur mäßigen Höhe, auf die man allmählig gelangt, übersieht man zuerst eine weite Ebene, durch welche die Themse sich schlängelt. Ihre beyden Ufer sind mit herumirrenden Heerden bedeckte Triften. Große Massen von Bäumen treten unregelmäßig auf diesem schönen glatten Rasenstück hervor, mit ihrem schwarzen Schatten, Bogen und Vorgebirge bildend, und sich in einzelne schöne Gruppen sondernd, wie dicht belaubte Inseln in einer grünen Meeresfläche. Hier und da sieht man eine große Eiche, die ihre kräftigen Arme rechtwinklich von sich streckt; öfter noch ists eine Ulme, die ihre runden Laubmassen in dichten Geschossen übereinander aufbaut. Nur einige wenige halb im Gebüsch versteckte Häuser, einige auf dem Rasen nur wenig bemerkliche Fußsteige, die zu diesen Wohnungen führen, erinnern an menschliche Bewohner. Am fernsten Ende des unermeßlichen Halbzirkels den das Auge überschaut, immer die nämliche Verzierung und doch immer wechselnd. Aber wie eine einzelne Partie zurücktritt, zeichnet jede leichte Veränderung der ebenen Fläche den nächsten Plan auf den matten und bläulichen Grund des entfernten, bis endlich ein Horizont von Hügeln, von bläulicher noch unbestimmter Färbung das Ganze endigt. So hat sich denn hier die Natur, oder vielmehr ihr großer Urheber, einen herr-

*) Reisen. 1. Th. S. 169.

herrlichen Tempel erbaut, in welchem jede fühlende Brust zu einer heitern Andacht begeistert werden muß. Hier war es, wo der Lieblingsdichter der Britten, Thomson, dessen Asche auf dem Kirchhofe eine einfache Platte deckt, sang:

„Bezaubernd Bild! Mehr als die Muse je
Von Hellas sang und von Hesperien.
Du reiches Thal — du sanft geschwellte Höhe,
Wo hingestreckt des Landbaus Göttin froh
Die Wunder ihrer Reiche überschaut.
O Himmel! Welch ein reicher Anblick rings umher!
Schau! Höhn und Thal und Wald und Flur und Zinnen
Und hohe Burgen, goldne Ströme, bis
Die weite Landschaft sich in Nebelduft verliert.“

Hier war es auch, wo unser braver Landsmann Moritz ausrief: „O Richmond, Richmond! Nie werde ich den Abend vergessen, wo du von deinem Hügel so sanft auf mich herabblicktest. — O ihr blühenden jugendlichen Auen, ihr grünen Wiesen, und ihr Silberströme in diesem glücklichen Lande, wie habt ihr mich entzückt, als ich an dem blumigen Ufer der Themse voll Begeisterung auf und nieder ging *).“

*) Wirklich merkwürdig ists, daß man die ganze Stelle aus Moritz Reisen, ins Englische übersetzt und sogar in die S. 103. angeführte Picture of London aufgenommen hat. Dadurch ist Moritz Name Unzähligen, die dieß jedes Jahr neu erscheinende Buch benutzen, bekannt geworden, indeß man von vielen unsrer Classiker nichts weiß.

Von Richmond fuhren wir um Mittag nach Kew (Kiu), sahen den dortigen weltberühmten botanischen Garten an der Seite des Oberaufsehers aller Königl. Gärten Herrn Aiton, und, unter vielen andern botanischen Merkwürdigkeiten auch die alte Mutterpflanze der ersten Hortensia, von der alle Hortensien in Europa stammen; und speiseten dann bey der Familie des Hrn. Pappendiek, Pagen, oder wie wir sagen würden, Geheimkämmeriers der letzten Königin, welche hier, in ihrem Sommerhause, in den Armen seiner Gattin starb. Als wir in der Abendkühle zurückfuhren, hatte sich in der Gegend des Hydeparks vor London, eine unübersehbare Menge von Menschen vor den Kasernen der Königlichen Garde gesammelt, um die Regimentsmusik zu hören, die, wie man mir sagte, alle Sonntag Abend die beliebtesten englischen Volkslieder und andere auserlesene Stücke spielt. So trug denn auch hier der so berufene englische Sonntag kein Trauergewand.

Weiter geht man freylich in England nicht. Selbst der, welchem die Religion vielleicht weniger am Herzen liegt, als die Erhaltung gewisser väterlicher Sitten, verlangt, daß auch der Sonntag seinen eigenthümlichen Charakter behaupte, und zwischen seiner Hauptbestimmung, das Gemüth zu sammeln, und der übrigen Anwendung der Sonntagsstunden, kein zu greller Abstand eintrete. So würde es

z. B. jedem echten Britten als ein schreyender Gegensatz widerstehen, wenn etwa dieselben Eltern, die des Morgens mit ihren Kindern die Kirche besucht, da vielleicht eine Predigt über die Pflicht der Zucht und Ehrbarkeit gehört hätten, des Abends mit ihnen eine Farce zum Todtlachen im Theater, etwa einen Rehbock, oder so lüsterne nach der Natur geschilderte Scenen, wie sie sich in einigen unsrer Lieblingsstücke finden, vor den Augen der Jünglinge und Jungfrauen dargestellt, ganz ruhig mit ansehen könnten. — Aber so sollte wohl billig ein Jeder, dem nicht das ganze Leben ein Possenspiel ist, denken und fühlen. Wahrlich, das Schickliche gränzt oft näher als man glaubt an das Sittliche!

Zum Schluß will ich noch erzählen, wie ich den letzten Sonntag auf englischem Boden verlebt habe. Ich hatte Vormittags eine durch Einfachheit und Würde ausgezeichnete Predigt des würdigen Dr. Schwabe, welcher bey einer deutschen Gemeinde in dem tief in der City gelegenen Quartier Goodmannsfield steht, beygewohnt; dann den Mittag, in der liebenswürdigen Familie eines deutschen hier nationalisirten Banquiers Hrn. Burmester, sehr heiter zugebracht, dabey ganz das Innere eines englischen Haushalts kennen gelernt, und viel von der Lebensweise, besonders der Damen, die unsern deutschen Landsmänninnen nicht anspricht, erfahren. Der Abend war, nach

einem sehr heißen Tage, durch milde Kühle erquickend. Da beschlossen wir Alle, durch Gespräche über die Noth der Zeit, die itzt sehr groß in England ist, zum Ernst gestimmt, die letzten Stunden einem Gottesdienst zu widmen. Das Volk strömte gegen 6 Uhr nach mehreren Kapellen. Wir wählten eine in ihrer Art einzige. Mitten auf der Themse unweit des Towers liegt ein sehr großes Schiff, welches, in seinem Innern völlig zu einer Kirche umgeschaffen, Raum für fünf- bis sechshundert Menschen enthält und am Vordertheil die Inschrift führt: Schwimmende Kirche (Floating Church) durch freywillige Unternehmung. Die nächste Bestimmung ist, den Sailors oder Matrosen und ihren Familien, welche am Ufer wohnen, oder auf den Schiffen umher hausen, zu verschiedenen Tagesstunden einen nahen und ganz auf ihre Lebensart, Sitten und Bedürfnisse berechneten Gottesdienst zu verschaffen. Große Kosten haben religiöse Männer verschiedener Parteyen, doch vorzüglich Baptisten und Methodisten, daran gewendet, die aber durch die reichen Beyträge beynahe schon gedeckt sind. Sowohl der mittlere Raum, mit Kanzel und Gebetpult, als die Chöre, waren mit anständig gekleideten Männern und Frauen aus allen Ständen angefüllt, und wir fanden nur mit Mühe noch Platz, da Theilnahme oder Neugier auch sehr viele Fremde herbeygelockt hatte. Nach dem Gesange aus einer beliebten Liedersammlung, wobey zeilenweise bloß weibliche Discantstimmen mit

dem vollem Chor wechselten, trat ein baptistischer Geistlicher (Mr. Iwemy) im schwarzen Kleide ohne allen Ornat auf, und ermahnte seine Zuhörer, fast immer an die Seeleute sich richtend und alles auf sie beziehend, zur Besserung und zum Glauben mit der Begeisterung eines Missionars. Nichts von Kunst, desto mehr Beredtsamkeit des Herzens, mitunter der Ausdruck bis zum Auffallenden derb. Auch kleine Erzählungen wurden eingemischt, von guten und bösen Seeleuten, von Religionsspöttern, die mitten in ihrer Sünde das Meer verschlungen habe, Beyspiele von Muth, den rechtes Gottvertrauen gebe. „Ich habe — rief er einmal nach einer kurzen Pause aus — ich habe oft lebhaft gewünscht, ein Seemann zu seyn. Wir ruhigen Landbewohner haben auch wohl Noth und Gefahren zu bestehen. Aber so ein Seemann, wenn er Glauben an Gott hat, wie muß ihm das Herz stark werden; jeden Augenblick auf Sturm und Wetter gefaßt; jeden Augenblick den Abgrund geöffnet vor sich; umhergetrieben an unbewohnte Küsten, bedroht von unbemerkbaren Klippen — und dabey immer genöthigt besonnen zu bleiben — ja wahrlich, wahrlich ich möchte ein Seemann seyn, um zu erfahren was der Glaube vermag!“ Dieß mit einer gewaltigen, gewiß auf dem Verdeck hörbaren, und dann doch wieder sanft und mild werdenden Stimme gesprochen — man mag sich wohl vorstellen, daß das die gespannt aufhorchende Menge, die sich der Mann so zu befreunden wußte,

ganz anders ergriff, als die kalten abgelesenen Predigten der hohen Geistlichkeit in der hohen Kirche. Auch war auf allen Gesichtern die gespannteste Aufmerksamkeit, die nie den Redenden aus dem Auge verlohr. Ein Paar rührende Liederstrophen schlossen die Versammlung. Sie erinnerten an das Ufer jenseits, wo wir früher oder später alle, den Stürmen des Lebens entnommen, landen sollen.

Das glückliche Ufer, wir grüßen es bald,
Und dann sind die Wetter und Stürme verhallt *).

Ich sah an den nassen Augen meiner Nachbarn und Nachbarinnen, wie sie das alles bewegte. Auch ich theilte ihre Rührung. Nach wenigen Tagen sollte ich mich wieder den ungewissen Wellen anvertrauen, denn — erst jenseits lag das heimische Ufer.

Ehe man aufbrach, nahm der Vorsänger, der auch hier nach englischer Sitte ein Paar Stufen unter der Kanzel stand, ein Mann von feiner Bildung und Sitten, das Wort und sagte sehr vernehmlich: „Je erfreulicher die große Anzahl derer war, welche an der heutigen Versammlung Theil nahmen, desto mehr müssen wir wünschen, daß, da nur ein Ausgang ist, und die Fahrzeuge nur eine gewisse Zahl fassen können, niemand Schaden nehme. Darum bitten wir herzlich, daß keiner sich übereile. Es ist für eine

*) Soon I shall see the happy shore,
Where winds and storms distress no more.

hinlängliche Anzahl von Booten gesorgt, die, wenn nur alles ordentlich zugeht, in kurzer Zeit Alle an das Ufer bringen werden. Wir bitten nur, daß man sich, bis die Nächststehenden übergesetzt sind, auf das Verdeck begebe, und da des schönen Abends genieße, bis jeden die Reihe trifft einzusteigen. Niemand soll vergessen werden. Gedränge wird nur Aufenthalt und leicht Gefahr bringen."

Jeder fügte sich gern der verständigen Rede. Ich ging indeß mit meiner Gesellschaft in die große Kajüte, die zur Sacristey eingerichtet war, um den Mann, der so kräftig zu uns gesprochen hatte, die Hand zu drükken. Wir fanden die Vorsteher (Trustees) der Schiffskirche hier versammelt, und wurden von ihnen sehr freundlich zum Thee eingeladen. Sie waren alle von dem Gelingen ihres Unternehmens voll, und erfreuten uns durch Erzählungen von den guten Früchten, die sie schon an vielen vormals rohen Seelen wahrgenommen. Dann trugen sie Sorge, daß wir in dem eignen Boot der Committee sehr bequem, sicher und unentgeldlich ans Land gesetzt wurden.

Was ich gesehen und gehört, hatte meine Seele mit gar mancherley Betrachtungen und Empfindungen erfüllt, unter denen ich den sehr langen Weg nach meiner Wohnung zurücklegte, sehr zufrieden, einen Sonntag nach englischer Weise gefeyert zu haben.

# Erster Eindruck von dem Nationalcharakter, dem gesellschaftlichen Leben und dem Ton des Umgangs.

Was sich dem Reisenden in fremden Ländern — nächst dem, was die Natur oder was Menschenhand gebaut und eingerichtet hat — am ersten darstellt, und ihm fast auf jedem Schritt entgegenkommt, ist das Eigenthümliche in den Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten des geselligen Lebens, mit denen er sich, um nicht aufzufallen oder anzustoßen, nothwendig bekannt machen muß. Indeß gewöhnt man sich daran eben so bald, als das Auge an die neuen Gegenstände. Schon nach einigen Wochen geht man schnell vor dem vorüber, wobey man Anfangs Tage lang verweilen und glauben konnte, man werde nie müde werden es zu betrachten. Eben so fügt man sich auch schnell genug in die einmal angenommene Tagesordnung und Lebensweise. Ein viel höheres und dauernderes Interesse behält dagegen das innere Leben, in welchem die Eigenthümlichkeit des Volks, seine Denk- und Empfindungsweise, oder das Nationale des Charakters erkannt wird. Und gerade dieses gewährt der Betrachtung hier einen sehr reichen Stoff.

Die ersten Züge dazu sammelt man in dem näheren Umgange mit Menschen aus verschiedenen Classen. Aus dem, worin sie sich mehr oder minder

ähnlich sind, entwirft man sich nach und nach ein allgemeines Bild. Nur zu leicht kann man sich dabey übereilen. Gewöhnlich bestimmt den fremden Ankömmling der erste Eindruck, welchen er bey seinem Eintritt in die Gesellschaft empfängt. Die persönliche Erfahrung, die er von Freundlichkeit oder Gleichgültigkeit macht, stimmt sein Urtheil günstig oder ungünstig, und das Einzelne, oft sogar Zufällige, wird mit dem Allgemeinen und Beständigen verwechselt.

„Wie abweichend, sagt Göde, sind nicht die Schilderungen der Reisenden schon von dem Familienleben der Engländer! Vergebens würde man versuchen, diese Widersprüche auszugleichen. Es sind einzelne Ansichten, aus einzelnen abweichenden Standorten, die sich zu keinem Ganzen vereinigen lassen.“ Nach dem was ich erfahren, hat indeß dieser allzu früh der Welt entrissene Beobachter die Züge des englischen Nationalcharakters und der verschiedenen Stände, in seinem Werk besser und schärfer als irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger aufgefaßt, und eben so wahr als unparteyisch dargestellt *). Ich würde nur wiederholen müssen, was er so befriedigend hierüber gesagt hat. Was daher hier folgt, betrachte man nur als Bruchstücke eigner Erfahrungen und als offene Bekenntnisse des Eindrucks, welchen das Leben unter diesem so originellen Volk auf

*) Man s. besonders im 2ten Th. des 13ten und 14ten Cap.

mich gemacht hat. Ein längerer Aufenthalt hätte mir vielleicht Stoff zu einer reicheren Nachlese gegeben.

Ich hatte so viel von der Kälte, Zurückhaltung und selbst von dem alles Fremde verachtendem Stolze der Engländer gehört und gelesen, daß es mich wenig befremdet haben würde, dieß allgemein so zu finden. Ich will auch nicht in Abrede seyn, daß mir einzelne Erfahrungen davon vorgekommen sind, und daß ich namentlich auf der Reise, auf dem Schiff, in den Postkutschen viele Bekanntschaft gemacht habe, die nicht den leisesten Wunsch, sie fortzusetzen, zurücklassen konnten. Insonderheit hat man da, wo viele Menschen zusammenkommen, z. B. in Kaffee- und Wirthshäusern, Gelegenheit, die außerordentliche Ungesprächigkeit und Schweigsamkeit wahrzunehmen, indem selbst Personen, die sich lange und genau kennen, stundenlang, besonders am Kamin, neben einander sitzen können, ohne ein Wort zu sprechen; ja sie scheinen sich fast zu wundern, wenn man sich, nach unsrer deutschen entgegenkommenden, gern ein Gespräch anknüpfenden Weise, an sie wendet, oder die Unterhaltung in Gang zu bringen sucht. In den häuslichen Kreisen fand ich, namentlich die jüngeren unverheiratheten Damen, größtentheils äußerst still und fast ängstlich schüchtern. Personen, die viel unter Engländern gelebt haben, bezeugen auch, daß es in Familienzirkeln und bey freundschaftlichen Zusammenkünften nicht selten der Fall ist, daß auf ein lebhaftes Gespräch eine lange

Pause folgt, der man selbst den charakteristischen Namen der stillen auch wohl der englischen Unterhaltung (silent — english conversation) giebt. Ob dieß für den, der sich selbst innerlich zu beschäftigen weiß, nicht mitunter mehr werth ist, als ein unendliches Geschwätz von oder über — Nichts, und das lästige Bestreben mancher Gesellschafter und Gesellschafterinnen, das Wort nie ausgehn zu lassen und, um nur zu reden, lieber die gleichgültigsten Fragen zu thun, mag Jeder selbst entscheiden.

Wenn ich aber von meinen Erfahrungen ausgehn darf, so kann ich durchaus nicht einstimmen in die Klage, über ein durchgängig kaltes oder abstoßendes Wesen. Zuvörderst muß ich hier die große Gefälligkeit rühmen, womit der Fremde von den Unbekanntesten zurecht gewiesen wird. Kaum könnte das Gegentheil bey der zahllosen Menge von Menschen, denen man auf den Straßen begegnet, die einander ganz fremd sind, unerwartet seyn. Da ich — auch in den ersten Wochen — nie einen Lohnbedienten gehabt, um mich desto schneller selbst zurecht finden zu lernen, so habe ich mich in der That sehr oft in der Nothwendigkeit gesehen, die Begegnenden mit Fragen zu belästigen, ja ich habe es absichtlich mit Personen aller Stände versucht. Nie hat mich ein unfreundliches Wort beschämt. Oft hat man mich eine Ecke Weges begleitet, und ist dann wieder umgekehrt. Oft schien die Zurechtweisung, das „ganz richtig!“ oder „die dritte Straße

links!“ oder „gerade aus“ (straight on) rathgebenden Männern und Frauen sogar Freude zu machen. Frägt man zumal in dem nächsten Laden — dieß rieth man mir als das sicherste — so bekommt man einen so vollständigen Unterricht, daß man ihn kaum behalten kann. Ueberhaupt ist doch die Gefälligkeit im Zurechtweisen eine ziemlich allgemeine Tugend, und sie mag nur hier und da durch unverständliche oder gar neckende Fragen der Reisenden gelitten haben. Die Natur des Menschen ist zur Mittheilung geneigt, und selbst das Gefühl, etwas besser zu wissen als der Andre, oft als der Vornehmste, ist selbst für den Geringsten ein angenehmes Gefühl. Die Gefälligkeit ging oft noch weiter. Sehr häufig bin ich, wenn der kleinste Zipfel des Taschentuchs sichtbar war, von Vornehmen und Geringen erinnert, es in Acht zu nehmen, woraus man denn freylich zugleich schließen kann, wie man dort auf allen Wegen und Stegen mit Taschendieben umgeben ist.

In der Gesellschaft der Gebildeteren erwartet man zwar vergebens jenes förmliche Cerimoniel, jene tiefen Verbeugungen und hergebrachten Höflichkeitsformeln beym Ankommen und Abschiednehmen, an die man wenigstens früherhin bey uns gewöhnt war, wiewohl sie sich auch in Deutschland immer mehr verlieren. Dagegen aber herrscht bey der edelsten Einfachheit der Sitten die wahre Höflichkeit, die mehr That als Wort ist. Man reicht dem Vornehmsten wie seines Gleichen die Hand, und ist einer

freundlichen Erwiederung gewiß. Man begrüßt den Lord wie den Freund mit einem Guten Morgen! und scheidet von ihm mit einem Guten Abend! oder einer Guten Nacht! Oft hörte ich diese Worte mit einer wahrhaften Innigkeit aussprechen, wie denn auch im Schauspiel das beym Abgehen häufig vorkommende Lebewohl (farewell) auf eine ganz eigenthümliche Art betont wird. Die Umarmungen und Küsse unter Männern erscheinen den Engländern wie Unnatur, und man würde sich, wenn man gar öffentlich auf der Straße der deutschen Sitte folgte, den Insulten des Volks aussetzen. Man mag darin zu weit gehen; aber gestehen wollen wir doch nur, daß das schöne Zeichen der Liebe und innigen Freundschaft, unter uns zu sehr zur bedeutungslosesten Cerimonie entweiht ist, so daß man es loben muß, wenn das, was ein oft lästiger und mitunter widriger Gebrauch geworden war, immer mehr aus den Kreisen der Männer verschwindet, z. B. sich nach einer großen gesellschaftlichen Mahlzeit vielleicht durch 30 bis 40 Umarmungen und zwey oder dreymal so viel Küsse durchzuquälen, und, wie wohl vormals Sitte war, allen Damen die Hand zu küssen. Auch unter den englischen Frauen habe ich eine solche Annäherung beym Kommen und Gehen nicht wahrgenommen; desto öfter in Familien, unter liebenden Eltern, Kindern, Geschwistern.

An die in unserm Vaterlande noch ziemlich scharfen Abschnitte zwischen den Ständen,

wird man in England weit weniger erinnert, und gerade darin zeigt sich unstreitig eine der schönsten Eigenthümlichkeiten des brittischen Lebens. Jeder fühlt dort, daß er ein freygebohrner und durch die Verfassung des Landes auch bey seiner natürlichen Freyheit geschützter Mensch sey, und daß Alle vor dem Gesetz durchaus gleiche Rechte haben. Er weiß, daß er persönlich oder durch seine Vertreter eine Stimme in den großen Angelegenheiten der Nation hat; daß, wenn er sich vergeht, ihn seines Gleichen richten werden: daß er vor den Bedrückungen des Uebermuths, sey es des Adels, des Militairs oder des Clerus sicher ist, so lange er sich nur in den Schranken der Gesetze hält. Es fehlt auch dort nicht an Versuchen einzelner Mitglieder dieser Stände, sich über andre zu erheben. Aber wie jeder Hauseigenthümer meint, „sein Haus sey seine Festung“ (my house is my castle), so betrachtet auch jeder Staatsbürger die Verfassungsurkunden als das Bollwerk seiner Freyheit. Liege davon manches in der Einbildung — sie selbst macht ja oft schon zufrieden und glücklich. Dieser Geist wird von früher Jugend an genährt; er wächst mit dem Knaben und Jüngling auf. Eltern selbst behandeln, so heilig die väterliche Gewalt ist, ihre Söhne in diesem Geist, und die häusliche Erziehung ist im hohen Grade liberal. Wie man überhaupt Jedermann, auch den geringsten Lastträger, Herr (Sir) nennt, so hört man auch Knaben von

acht bis zwölf Jahren selbst von ihren Vätern mit diesem Namen bezeichnen. Hieraus entsteht das Ungezwungene im Umgange aller Stände unter einander; hieraus die Leichtigkeit, sobald man nur anständig gekleidet ist, in den ersten Häusern, selbst bey den Königl. Prinzen oder Ministern, ohne viele Umstände Zutritt zu erhalten; hieraus die Freymüthigkeit, bey gemeinsamen Zusammenkünften und Berathungen, dem Herzog und dem Grafen wie dem Bierbrauer zu widersprechen, wenn man nicht seiner Meinung ist. Die Parlamentsdebatten sind davon der beste Beweis. Aber eben weil diese etwas öffentliches sind, gehen sie in alle Stände über und werden zum Gemeingeist.

Nicht wenig wird dieser Gemeingeist dadurch genährt und gefördert, daß öffentliche Angelegenheiten, gemeinnützige Unternehmungen und Anstalten, die gewöhnlichste Unterhaltung ausmachen. Auch unter uns können sich wohl selbst Männer von höherer Bildung stundenlang an den kleinlichen Neuigkeiten des Tages, dem erbärmlichen Geklätsch von dem, was andre Menschen thun, reden, anziehn, einnehmen und ausgeben, oder an geistlosen Scherzen, die man, weil sie sich unaufhörlich wiederholen, Stereotypen nennen könnte, ergötzen, und sie werden wohl gar den interessantesten Unterhaltungen über ernste und wissenschaftliche Gegenstände vorgezogen. Dergleichen spricht, wie mich auch vieljährige unparteyische Beobachter versichert haben, dem Geschmack gebildeter Ge-

sellschafter in England nicht an. Politik und Handel ist freylich das Hauptthema. Aber auch für das allgemein Menschliche hat man Interesse, und es wird vieles der Art bey dem Glase Porter oder Wein mit großem Ernst verhandelt. Diese oft sehr lebhaft werdenden Verhandlungen unterscheiden sich auch dadurch, daß man jeden Redenden zu Wort kommen läßt und sich gegenseitig anhört, indeß bey uns oft jeder nur sich hört oder auf seinen Nachbar hineinspricht, so daß zuweilen in einem Kreise von zehn bis zwölf Menschen fünf Gespräche im Gange sind. In den stürmischen Parlamentsdebatten muß freylich oft Zur Ordnung (to ordre) gerufen werden, aber eben so oft ertönt, wenn etwas Wichtiges gesagt wird: Hört! Hört ihn! (Hear! Hear him!)

Natürlich kommt durch diese Art der Unterhaltungen ein gewisser Ernst in das gesellige Leben, und das laute oft lärmende Wesen, so wie das Vorschreyen Einzelner, würde als ein Verstoß gegen die guten Sitten erscheinen. Aber es wird auch eben dadurch eine recht große Masse gesunder Begriffe, Klarheit im Denken und Gewandtheit im Ausdruck in allen Volksclassen verbreitet, in welcher Hinsicht es gar nicht zu verkennen ist, daß überhaupt den Engländer das Leben noch weit mehr als die Schule bildet.

Die schönste Wirkung und Erscheinung des Gemeingeistes ist aber unstreitig das — bey diesem wie wohl bey keinem andern Volk so warme — Interesse,

teresse, an allem was das öffentliche Wohl betrifft, und der edle Eifer, jedes Unternehmen, was der Nation oder der Menschheit Ehre macht, auf das allerthätigste zu unterstützen. Nichts hat mich bey meinem kurzen Aufenthalt so sehr ergriffen, nichts mit einer so hohen Achtung gegen eine große Menge vortrefflicher Männer und Frauen erfüllt, als was ich davon theils selbst gesehen, theils von glaubwürdigen Zeugen erfahren habe.

Daß der Gemeingeist, sofern er in der Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten der Nation besteht, sich zuweilen auf eine Weise kund thut, die nichts weniger als Achtung oder gar den Wunsch erwecken kann, er möchte sich auch unter uns auf diese Art regen, ist selbst aus den neuesten Zeitbegebenheiten bekannt genug. Wenn gleichwohl Volksversammlungen, wie die letzten in London und Manchester, wenn halb ernsthafte, halb lächerliche Reden, Proclamationen und Aufzüge dort weniger befremden, vielleicht auch weniger schaden als unter uns der Fall seyn würde, so liegt dieß in der ganzen Verfassung, und der auf so vielfache Weise gesicherten Constitution; wiewohl die Wohldenkenden und Verständigen doch selbst nicht ganz ruhig dabey bleiben und auf Maaßregeln denken, die Stürme zu beschwichtigen, wohl wissend, wie viel Schlechtes gewöhnlich im Hintergrunde ist, wenn die ärmeren Volksclassen mit Gewalt Abänderungen ertrotzen wollen, die nur das Werk einer besonnenen

Ueberlegung und tiefen Einsicht in den wahren Zustand der Dinge seyn können.

Aber es giebt schönere Wirkungen dieses öffentlichen Geistes, welche, wiewohl in deutschen Blättern seltner besprochen, und daher zu wenig im Auslande gekannt, desto mehr Achtung und Nachahmung verdienen. Durch jenen Geist sind, theils in der Hauptstadt, theils in dem ganzen Lande und selbst den entferntesten Colonieen, Anstalten, Stiftungen und Vereine zu Stande gekommen, die, sowohl in der Vortrefflichkeit ihrer Einrichtung als in der Größe ihres Umfangs, schwerlich ihres Gleichen haben.

Zwey Haupttriebfedern haben dazu gewiß in gleichem Grade mitgewirkt; von der einen Seite, der, man darf wohl sagen, der Nation einwohnende Sinn, für alles was Gemeinwohl und Nationalehre fördert, sobald es für diesen Zweck, wärs auch mit der äußersten Anstrengung der Kräfte, nur irgend ausführbar ist; von der andern Seite der religiöse Geist, der, sey er auch mehr oder minder rein, doch unstreitig dort mehr als irgendwo durch alle Stände verbreitet ist. An sehr vielen bedeutenden Stiftungen und Vereinen der neuesten Zeit, welche, sobald man näher damit bekannt ist, fast alle Erwartung und Vorstellung übertreffen, hat offenbar beydes gleichen Antheil. Wenn bey einer großen Anzahl der Unternehmer, eine fromme Begeisterung und das hohe Interesse, die Lehren und Gebote des Christenthums aufrecht zu

erhalten und zu verbreiten, den ersten Anlaß gab, so fanden diese auch bey denen, welche vielleicht jene Begeisterung nicht mit ihnen theilten, vielleicht wohl gar Ungläubige oder Gleichgültige waren, dennoch die kräftigste Unterstützung. Es beseelt sie wenigstens ein eben so reger Sinn, für alles was Menschenwohl, Freyheit, Thätigkeit fördert, oder irgend etwas zur Ehre und zum Ruhm der Ration beytragen kann. Daher sieht man Prinzen, Herzöge und viele andere Mitglieder der höchsten Stände, die zum Theil gerade nicht in dem Ruf einer besondern Religiosität oder Sittenstrenge stehen, sich doch willig und oft an alle Vereine, deren Zweck auf gemeinnützige Anstalten und Versuche, oder selbst auf die höchsten Angelegenheiten der Menschheit gerichtet sind, anschließen, und sie durch ein gern übernommenes Patrocinium schützen und fördern. Wie viel Antheil auch wohl die Eitelkeit daran haben mag, ist ihre Sache. Das Allgemeine gewinnt immer durch ihren Zutritt und Einfluß.

Wie übrigens dieser Geist in einzelnen Einrichtungen und Anstalten hervortritt, davon wird in einem besondern Abschnitt in der Folge die Rede seyn.

# Besuch einiger der merkwürdigsten Anstalten, öffentlichen und Privatgebäude in und um London.

Daß die Könige und Prinzen in London keine glänzenden Palläste haben, und oft in kleinen Residenzen ganz andre Schlösser für kleinere Fürsten gefunden werden, als dort, ist schon oben (S. 104) bemerkt worden. Der St. James-Pallast ist, wegen seiner Unbedeutsamkeit und Unscheinbarkeit, fast berüchtigt, und man hat kaum die Versuchung, sich, wenn man das Aeußere sieht, mit dem Innern bekannt zu machen, wie dieß weit eher mit Carleton-House, worin der itzige König schon als Prinz von Wallis wohnte, der Fall ist. Die Stadtwohnung der Herzogin von York, in der Nähe von St. James, kann man kaum von einem Privathause unterscheiden.

Bey weitem die prachtvollsten Gebäude sind großen Nationalzwecken und Anstalten bestimmt. Die Hauptstadt hat mehrere durch die Architektur ausgezeichnete Kirchen. Die Bank, die Börse, das neue Zollhaus, die Münze, das ostindische Haus, die Wohnung des Lord Major, Greenwich und Chelsea, deuten durch ihre Größe und das Imponirende ihrer Bauart, auf den Reichthum und die politische Höhe, worauf die Nation steht. Andre merkwürdige Gebäude, wie die so einzigen Brauereyen, sind Bedürfniß für eine

ins Ungeheure gehende Industrie. Vollständige Beschreibungen davon findet man in vielen englischen, auch reichlich mit Kupfern ausgestatteten Werken von Stowe, Maitland, Chamberlaine. Dem Deutschen kann das, was Volkmann davon berichtet, so ziemlich genügen *). Ich selbst habe mich nur mit denen näher bekannt gemacht, welche mir durch ihre historische Bedeutsamkeit den reichsten Stoff zu Betrachtungen lieferten, wozu ich mich denn gewöhnlich des Morgens durch Nachlesen einiger Hauptschriften vorbereitete. Hrn. Ackermanns — in einem Saal seines Hauses befindliches — Museum, worin man unter andern die herrlichsten Werke über die Merkwürdigkeiten Londons und ganz Englands findet, bot mir dazu die beste Gelegenheit. Es stand mir täglich offen, und ich habe darin manche Stunde in einer lehrreichen Einsamkeit zugebracht. Durch die in seinem eignen Verlage erschienenen Prachtwerke, den Mikrokosmus von London, die Beschreibung der Westminsterabtey und die Ansichten von London **), war ich, noch vor dem Eintritt, in so

---

*) Eine vollständige Uebersicht aller dieser Werke sehe man in Meusels Literatur der Statistik. Leipzig 1806. 1 Th. S. 526.

**) Die vollständigen Titel sind:

R. Ackermann's Microcosm of London 3 Vol. Im größten Quartformat mit 104 colorirten Kupfern. (Preis 18 Pfd. oder 108 Thlr.)

manchem großen Denkmal alter und neuer Baukunst so orientirt, daß ich der Herumführer, so wie der kurzen gedruckten Beschreibungen, welche diese fast überall zum Verkauf anbieten, kaum bedurfte.

Papier, Druck, Stich und Colorirung in diesen Werken ist gleich vortrefflich. Dem Figurenzeichner Rowlandson, hat ein Recensent in der Allgem. Lit. Zeitung, (1820. Ergänzungsblätter Nr. 25.) vielleicht nicht mit Unrecht, den Vorwurf gemacht, daß er dem Zeitgeschmack seiner Nation an Carricaturen wohl im Ganzen ein wenig zu sehr gehuldigt und die charakteristische Schilderung seiner Landsleute nicht selten zu grell ausgedruckt habe, wenn gleich nicht zu leugnen sey, daß uns auf dem Continent manches am äußeren englischen Wesen als Carricatur erscheine, was dort völlig eingebürgert und das Gewöhnliche ist. Uebrigens zeigen die zahlreichen Kupfer nicht bloß das Aeußere der Ansichten, sondern stellen auch das Innere der Gebäude mit großer Wahrheit und Genauigkeit dar, und geben ein möglichst sinnliches Bild von dem inneren Leben, z. B. von der K. Mahlerakademie

---

Desselben History and Antiquities of the Abbey-Church of St. Peters Westminster. 2 Bde. m. 84 Kpf. (Pr. 15 Pf. od. 90 Thlr.) — Endlich in gleichem Verlage:

J. B. Papworth Select Views of London with historical and descriptive sketches of some of the must interesting of its Public Buildings 1816. in 76 colorirten Ansichten. (Preis 3 Pfd. 10 Sch. oder 22 Thlr.)

in Sommersethouse; von Astleys Amphitheater; der großen Halle in der Londner Bank; dem Auctionssaal der allbekannten Christie; dem Audienzzimmer in Carletonhouse; der schauderhaften Ansicht des Narrenhospitals, und dem Inneren des Unterhauses, mit dem Sprecher und Redner bey voller Versammlung im Parlamentsgebäude; — vieler andrer nicht zu gedenken.

Auch unsre Universitätsbibliothek besitzt ein noch größeres Kupferwerk, das Meusel nicht gekannt zu haben scheint, wiewohl es eine höchst vollständige und befriedigende Ansicht aller merkwürdigen Kirchen, Schlösser, Landsitze und öffentlichen Gebäude in ganz England giebt, und selbst für den Architekten ein großes Interesse haben muß *).

Erwarte man denn auch in dem Folgenden weniger detaillirte Beschreibungen der Gegenstände, worüber andre Schriften ausführlicher sind, als einen Versuch, die Ideen und Gefühle, welche sie in mir geweckt und zurückgelassen haben, auch meinen Lesern mitzutheilen.

---

*) Der Titel des Werks im größten Folio mit mehr als 200 Kupfertafeln ist:

Nouveau Theatre de la Grande Bretagne, ou description exacte des Palais du Roy et des maisons les plus considerables des Seigneurs etc. London 1725 — 27. III Tomes. Der zweyte Theil enthält alle Kirchen und geistlichen Gebäude.

# Die Westminsterabtey.

## (Westminster - Abbey.)

Im Jahr 1807 stand ich in St. Denys auf den zerstörten Grüften der Herrscher Frankreichs, und sah den Bau der Marmorhalle, in der Napoleon mit seiner Dynastie dereinst zu ruhen wähnte. Früher noch (1798) sah ich die prächtigen Sarkophage von Dännemarks Königen im Dom von Rothschild. Im Jahr 1811 führte mich, eine einzige Kerze in der Hand, ein armer Kapuziner hinab in das dumpfe Gewölbe, wo die Särge der Regenten des österreichischen Kaiserthums ein enger Raum umschloß. Die Erinnerung an alle diese und noch so manche andere Prachtwohnungen des Todes, erwachte lebhaft in mir, wenn ich in London einsam unter den hohen Gewölben des Westminsterdoms umherwandelte.

Je mehr man sich diesem ehrwürdigsten Denkmal aus dem grauen Alterthum nähert, desto mehr verliert sich das Geräusch der Volksmenge, welche in den dahin führenden Straßen unaufhörlich hin und her wogt. Schon auf dem Wege wird man durch die Bildsäule Karls des Ersten zu Pferde, an die Unsicherheit und das Ende aller menschlichen Macht und Hoheit erinnert. Er blickt nach dem Fenster des Pallastes von Whitehall hin, aus welchem er im Jahr 1649 auf das vorgebaute Schaffot stieg, um sein Haupt auf den Block niederzulegen, und, wie

144 Jahre später Frankreichs Ludwig, unter dem Beil des Henkers zu fallen. Tritt man in die am Tage immer offene Vorhalle von Westminster, so scheinen auf einmal alle Pulse des regen Lebens zu stocken. Ein kalter Hauch überfällt, zumal in der Sommerhitze, gleich beym Eintritt den Wanderer. Neben den todten Marmorbildern, ist ein kleiner schwarz gekleideter Mann, der sich für vorgeschriebenen Lohn zum Führer anbietet, oft das einzige lebende Wesen. Nur zu gewissen Stunden mehrt sich die Zahl der Besuchenden. Wenn man einmal den Weg an der Seite des langweiligen Führers gemacht und seine höchst unverständlichen Reden ausgehalten hat, entledigt man sich gern seiner Begleitung, um ungestört hier vorüberzugehen, dort verweilen und sich seinen eigenen Empfindungen überlassen zu können. Bald ist ein einfacher von dem Fußtritt der Besucher schon fast verblichener Name auf einem Grabsteine, um eine lange Gedankenreihe anzufangen, bedeutungsvoller, als das pomphafte Marmordenkmal in seiner Nähe. Bald verliert man sich bey dem Blick auf das Ganze in der Betrachtung, welche Heldengestalten hier in Staub und Asche versunken, zu den früheren der Vorzeit versammelt sind.

Die erste Anlage der Westminsterkirche *) geht in die allerältesten Zeiten des in England verbrei-

---

*) Münster bedeutet eben so viel als Kirche. Von Monasterium abgeleitet, ist Münster statt Kloster oder

teten Christenthums zurück, und ihre Geschichte verliert sich in ganz ungewissen Sagen. Gewisser ist, daß das Gebäude in der Form eines Kreuzes — welche hernach Normalform für alle englische Kathedralen ward — unter Eduard dem Bekenner (ums Jahr 1041) aufgeführt, und nach und nach von mehreren Königen theils erweitert, theils ausgeschmückt, so wie die Ausbesserung und Erhaltung, wie sie die Zeit nöthig machte, seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein Gegenstand der Fürsorge des Parlaments geworden ist. Die Länge des Gebäudes ist 360 Fuß, die Breite, da wo die Grundform des Kreuzes ist, 165 Fuß. Der prächtigste Nebentheil aber, selbst eine eigne Kirche bildend, ist die im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von Heinrich VII. erbaute Kapelle, das große Meisterwerk der gothischen Baukunst, „das — wie sich ein englischer Schriftsteller ausdrückt — so sehr alle menschliche Kunst übertrifft, daß man denken könnte, die Allmacht habe den Bau geleitet und die Engel hätten ihn ausgeführt.“ Außerdem ist sie von zehn andern kleineren Kapellen umgeben, in welche sämmtlich aus der Kirche der Eingang durch steinerne Wendeltreppen führt.

---

Klosterkirche wohl die richtigste Schreibart. Nach und nach ist Münster daraus geworden, und die Engländer, die keine Doppellauter haben, machen Minster daraus. Die Kirche, von der hier die Rede ist, liegt gegen Abend: daher Westminster.

Das Ganze nun dieser Kirche und dieser Kapellen ist schon architektonisch höchst merkwürdig. Zwey erhabne Thürme nach gothischer Art, mit mehreren kleineren in die Luft sich erhebenden geziert, schmücken den Eingang an der Westseite. Ein prächtiges Portal führt in das innere Heiligthum. Schlanke, leicht und kühn gebildete, und doch verhältnißmäßige Pfeiler, herrlichen mit prächtiger Verzweigung gekrönten Baumstämmen ähnlich, tragen das hohe Gewölbe. Durch die hohen Fenster dringt zwar hinreichend Licht. Aber es wird durch die antike Mahlerey mehr dämmernd, und erhöht selbst dadurch den Eindruck der — mit einem nicht zu beschreibenden Kunstfleiß gearbeiteten — Verzierungen.

Indeß gewinnt doch dieß ehrwürdige Denkmal das höchste Interesse, durch die fast nicht zu berechnende Menge der Todten, die in seinem Schooß ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Ehe ich weiter hiervon rede, scheint es zweckmäßig, einige darüber herrschende Vorstellungen zu berichtigen, die selbst durch viele Reisebeschreibungen nach und nach in Umlauf gekommen sind.

Man irrt zuerst, wenn man meint, daß es eine den Engländern ganz eigenthümliche Idee sey, ihre großen Männer an der Seite der Könige zu begraben. Westminster war, wie vordem so viele andre Kathedralen und Kirchen aller christlichen Länder, ein Begräbnißplatz für alle, denen es nicht an

Mitteln fehlte, die höheren Kosten eines Kirchengewölbes zu bezahlen. Auch in Holland und Deutschland ruhen ja viele angesehene Bürger, Gelehrte und Geistliche ganz nahe bey Fürstengrüften. Nicht also das Verdienst, sondern Stand und Vermögen hat bey vielen auch hier Bestatteten auf der Wagschaale gelegen. In die prächtige Hauptkapelle sollte übrigens, nach der ausdrücklichen letzten Verordnung des Erbauers Heinrich VII., durchaus nichts aufgenommen werden, als was aus königlichem Blut entsprossen wäre, und so ist es auch streng gehalten worden, dagegen manchem Denkmal wahrhaft königlicher Geister, ein ziemlich unscheinbarer Winkel in den Kreuzgängen angewiesen ist.

Nächstdem irrt man auch, wenn man glaubt, daß Alle, deren Monumente man erblickt, hier selbst begraben liegen. Bey den Meisten ist dieß zwar der Fall. Andre aber (wie Milton, Shakespeare, General Wolf) liegen fern von hier, und es haben die Parlamente sowohl als einzelne reiche Privatpersonen, die großen Namen, durch zum Theil kostbare Denkmäler und dankbare Inschriften, im Andenken der Nation zu erhalten gesucht.

Die Gräber selbst, ihre Monumente und Denksteine sind nun in dem ganzen unübersehbaren Raum der Kirche zerstreut, theils in dem Schiff und an den Seitenwänden, theils in den einzelnen Kapellen, in welchen besonders die ältesten, vor denen schon sechs bis sie-

ben Jahrhunderte vorübergegangen sind, gefunden werden. Zuerst tritt man gewöhnlich in den Theil des Tempels, wo Denkmale berühmter Schriftsteller, Dichter, Redner und Gelehrten aller Art die Wände bedecken, wovon er den Namen des Poeten-Winkels (the Poets Corner) erhalten hat. Shakespears Denkmal, wovon das Modell auch unter uns in Gyps und Kupferstichen aus den Ausgaben seiner Werke nicht unbekannt ist, fiel mir zuerst in die Augen. Gedankenvoll steht er in ganzer Figur in einer freyen Stellung, lehnt sich an ein Postament und zeigt auf eine herabhängende Pergamentrolle, worauf man folgende aus einem seiner Schauspiele entlehnte Worte lieset, die man zugleich als die bedeutsamste Inschrift zu dem Eingang dieser mit Schauer erfüllende Behausung so vieler Gewaltigen, die einst auf der irdischen Höhe der Menschheit standen, betrachten kann:

So werden
Die wolkenhohen Thürme, die Palläste,
Die hohen Tempel alle, selbst der große Erdball
Und was ihm angehört, einst untergehn,
Und ohne Spur verschwinden! — Dem Stoff
Aus dem der Traum gewebt ist, gleicht der unsre;
In langen Schlaf versinkt das kurze Leben.

Ein vaterländisch-magnetisches Gefühl, zog mich von Shakespears Denkmal zu der Ruhestadt zwey großer deutscher Künstler, deren Verdienst zu huldigen sich selbst die stolze Britannia nicht geschämt

hat, des großen Mahlers Kneller unter den Regierungen Karl II., Jacob II., Wilhelm III. und Georg I. und des gleich großen Musikers G. F. Händel.

Wer kennt Klopstock, ohne hiebey nicht dessen zu gedenken, was in seiner herrlichen Ode Wir und Sie, an die man überhaupt, wenn man in England lebt, Wort für Wort erinnert wird, in Beziehung auf jene beyden Kunstgenie's sang?

Wer ist bey ihnen, dessen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuscht?
Selbst Kneller gaben wir!
Wen haben sie, der kühnern Flugs
Wie Händel Zaubereyen tönt?
Das hebt uns über sie.

Knellers Denkmal ist einfach; weit stattlicher das des unsterblichen Componisten so vieler noch immer in Deutschland bewunderten Oratorien, (des Messias, Judas Makkabäus, Saul u. s. w.), der auch in England noch bis diesen Augenblick eine unbegränzte Verehrung genießt. Der geniale Künstler steht — edel an Gestalt wie an Bildung — aufrecht, den linken Arm auf musikalische Instrumente gestützt. Höchst ausdrucksvoll richtet er das Haupt empor, um auf die Töne einer Harfe, mit welcher ein Engel aus den Wolken herabsteigt, zu horchen. Vor ihm liegt von der Partitur seines Messias das Blatt, worauf die berühmte Arie steht: „Ich weiß daß mein Erlöser lebet.“ Die Inschrift ist ganz einfach: „Georg Friedrich

Händel, Esquire; geb. den 23. Febr. 1684, gest. den 14. April 1759.“ Eine Andeutung, daß er ein Deutscher, Halle sein Geburtsort war, sucht ich umsonst.

Wenn gleich einige Monumente auch von Seiten der Kunst Aufmerksamkeit verdienen, so gilt dieß doch nur von der kleineren Zahl, besonders den neueren. Die Kunst ist überhaupt nicht das, worin die Engländer sich auszeichnen. Auch in Westminster sind gerade manche, die Werth haben, Werke der Ausländer. Zu denen, welche die Britten selbst am höchsten schätzen, gehören die von Ruysbrack und Roubillac. Jener war aber ein Holländer, dieser ein Franzose. Erst itzt haben sie in John Flaxmann einen Künstler, den auch das Ausland ehrt, und der in den Denkmalen auf Lord Mansfield und den großen Seehelden Nelson in der St. Paulskirche, sein hohes Talent bewährt hat. Unter allen, worauf man den Fremden in Westminster aufmerksam macht, und wovon man in dem höchsten Superlativ der Bewunderung spricht — worin überhaupt viele Engländer, wenn von dem, was sie haben die Rede ist, beynah noch über die Franzosen kommen — wird nichts so oft genannt, als das Monument, welches ein reicher Privatmann Reitinggåle (Nightingale) seinen Eltern setzen ließ. Es ist, so wie das Händelsche, von Roubillac. Ich gestehe offen, daß es weit unter meiner Erwartung blieb. Der Vater verlohr die hochgeliebte Gattin in der Blüthe der Jahre. Was

hat nun der Künstler gethan, um dieses seiner Natur nach rührende Schicksal so darzustellen, daß es eine wahrhaft tragische Wirkung hervorbringen müßte? Der untere Theil des an die Wand gelehnten Monuments stellt eine Gruft vor, mit einer kleinen halb geöffneten Decke. Darüber erblickt man die Gattin, die todtkrank in den Arm des Gemahls zurücksinkt. Mit dem Ausdruck der Angst und des Entsetzens streckt jener den Arm vorwärts, um den aus jener halbgeöffneten Gruft, mit einem Pfeil in der Hand heraufzielenden Tod von ihr abzuwehren. Trefflich ist die Hauptfigur — der Gatte — in dessen Gesicht sich Entsetzen und tiefer Gram lebendig ausdrückt. Göde, in seinem übrigens so schätzbaren Werk über England, thut auch dem Künstler sehr Unrecht, wenn er die Gattin als schon entseelt beschreibt und dann fragt: „Wovor fürchtet sich denn der Gatte? Der entscheidende Schlag ist ja schon geschehen, und so mußte ihm der Tod itzt eine willkommene Erscheinung seyn. Es scheint, er sey nur auf seine eigene Sicherheit bedacht, und dieß bringt in der That eine höchst komische Wirkung hervor.“ Wie konnte Göde doch selbst einem mittelmäßigen Künstler einen solchen Fehlgriff zutrauen *)? Aber desto tadel=

*) Ueberhaupt scheint Göde bey der Beschreibung der Westminsterabtey etwas übler Laune gewesen und auf Tadel ausgegangen zu seyn. So läßt er Händeln auf die Töne der himmlischen Posaune horchen, die

tadelhafter schien mir die widrige Darstellung des Todes, der in der gewöhnlichen, hier noch dazu durch den engen Raum kleinlichen Gestalt des Knochenmanns mit dem hohlen grinsenden Schädel, der Gruft entsteigt, und man begreift nicht, wie eine so durchaus unkünstlerische Idee, selbst von solchem Künstler hat gewählt werden können. Wenn auch die ältere Griechische vom Genius des Todes hier nicht anwendbar war — wiewohl ich nicht sehe was es hinderte — ließ sich denn der König der Schrecken nicht würdiger darstellen? Auf Unschicklichkeiten dieser Art stößt man indeß bey vielen dieser Denkmäler.

---

die den Anfang des Weltgerichts verkünde. Es ist aber keine Posaune, sondern die Harfe eines Engels, nach der er hinaufhorcht. Auch ist es nicht die „alte steife deutsche Tracht," worin er abgebildet ist, sondern ein weiter Mantel fließt stattlich von den Schultern herab. Mad. Schopenhauer läßt ihn „sitzend schreiben und aufhorchen, um die Melodie der Sphären auf dem Papier festzuhalten." Es ist aber keine Spur von einer sitzenden oder einer schreibenden Stellung. Ueberhaupt kann man sich nicht genug über die Widersprüche der Erzähler verwundern. So sagt die eben genannte Erzählerin, „das Gesicht der Maria Stuart sey fast unkenntlich durch die Zeit geworden;" Herr Bornemann in seinen Einblicken in England sagt dagegen: „selbst aus dem kalten Erzgebilde Mariens sprechen die Reize überschwenglicher Schönheitsfülle." Ich habe so wenig das eine als das andere gefunden.

Daß der Eindruck, welchen die vielen hundert Monumente und Gedächtnißtafeln machen, durch ihre planlose Anordnung und das bunte oft ganz unsymmetrische Gemisch des Großen und Kleinen, des Mittelmäßigen und des Besseren, geschwächt, auch das Auge hier und da durch den darauf liegenden Staub, oder die Verstümmelung einzelner Figuren gestört wird, ist nicht zu leugnen. Das Große und Hehre des Gebäudes, und der Gedanke, was es seit sieben Jahrhunderten in sich aufgenommen hat, — das ist es eigentlich, was die Seele am stärksten ergreift und bewegt. So manche unvergeßliche Männer der Nation haben gar kein Denkmal, und nur ihr Name steht auf dem Quaderstein, der ihr Grab bezeichnet. Aber dieser Name selbst ist ihr Denkmal, das alle andre überleben wird. — So schien mir schon in Delft die einfache Aufschrift: „Dieß ist das Grab des Hugo Grotius“ auf seiner Gruft, mehr zu sagen, als die wortreiche lateinische Inschrift über derselben. Eben so macht die Zeile auf dem Grabe des Zeitgenossen Shakespears: „O rare Ben Johnson!“ und selbst der bloße Name Pitt, Fox, Sheridan, für jeden, der nicht fremd mit ihrem Leben und Wirken ist, jede andere Lobschrift entbehrlich.

Am längsten verweilte ich immer in den Seitenkapellen, in welchen die alten Beherrscher Englands bestattet liegen. Wer der englischen Geschichte — die besonders in einzelnen Perioden ein so hohes Interesse

hat — nur einigermaßen kundig ist, muß hier von den mannichfaltigsten Empfindungen durchdrungen werden. Eine Zeitlang werden ihn die Denkmale selbst beschäftigen, in denen sich auch der wechselnde Geschmack der fortschreitenden Zeit abbildet. Es sind meist steinerne, auf Postamenten ruhende, sargartige Behältnisse (Sarkophage), an den Seiten mit fein gearbeiteten historischen Basreliefs verziert. Auf ihnen liegen Figuren in Lebensgröße, theils in Marmor, theils in Erz, in das Kostum ihrer Zeit gekleidet, starr hingestreckt, und trotzen der Zeit, indeß die Leichname in den steinernen Särgen oder den unterirdischen Gewölben, längst in Staub und Asche verwandelt seyn mögen. Bald ermüdet aber die Einförmigkeit das Auge, und lieber verliert man sich dann in der Erinnerung an die Geister, welche einst diesen Staub belebten; an die Herrscher, die ihre auf immer geschlossenen Lippen einst zu Segen und Fluch öffneten; die nun erstarrten Hände mit dem Schwerdt bewaffneten, oder sie zahllose Todesurtheile unterzeichnen ließen; die gebrochnen Herzen, in denen so oft Haß und Liebe wechselnd gekämpft hatte. Bey den Gräbern der Heinriche, der Eduarde, wie erneuert sich da das Andenken an die blutigen Fehden der rothen und weißen Rose in den Häusern York und Lancaster, die erst ihr Ende erreichten, als die Muttererde diese feindseligen Kinder in ihrem Schooß zum Frieden zwang. Wer stünde besonders nicht still an dem prächtigen Denkmal, das

Jacob I., Elisabeths Nachfolger, seiner unglücklichen Mutter Maria Stuart*) errichten, und ihre Ueberreste darin aufbewahren ließ, die anfangs im Dom zu Peterboroug, in der Nähe ihres Gefängnisses zu Fortheringa bestattet waren. Das nebenstehende Kupfer wird davon eine deutliche Vorstellung geben. In gleicher Linie, nicht sehr weit davon getrennt, erblickt man das Monument ihrer Todtfeindin Elisabeth, jenem in Größe und äußerer Form bis zum Verwechseln ähnlich. Steht man zwischen beyden Gräbern — gern überläßt man sich dann der Täuschung, als sähe man die beyden Königinnen selbst der Gruft entsteigen, und wie in Schillers berühmten Trauerspiel, einander gegenüber stehen; als hörte man die schönste — so bezeugen es die Geschichtschreiber einmüthig — und die unglücklichste Frau ihrer Zeit, der Unversöhnlichen zurufen:

„Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich: ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen; falschen Schein
Hab' ich verschmäht mit königlichem Freymuth.
Das Aergste weiß die Welt von mir und ich
Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.

---

*) Maria Stuart, Thronerbin König Jacobs V. von Schottland, ward 1542 gebohren, 1558 mit Franz II. von Frankreich vermählt, 18 Monat darauf Wittwe. Sie vermählte sich als Königin von Schottland mit Darnley (aus welcher Ehe Jacob VI. von Schottland, nachmals Jacob I. von England entsproß), dann mit Bothwell, wodurch sie die Krone verlohr, nach Eng-

Weh euch, wenn sie von euren Thaten einst
Den Ehrenmantel zieht! —
Regierte Recht, so läget ihr vor mir
Im Staube itzt, denn ich bin eure Königin."

Hat der Dichter, von Mariens hartem Schicksal ergriffen, sie in ein zu schönes Licht gestellt, so hat er wenigstens, was er menschlich fühlte, vortrefflich ausgesprochen — ob historisch wahr — wer mag es entscheiden; als der untrügliche Richter der allein zu den Göttern der Erde sagen kann:

„Auf meiner Wage hab' ich dich gewogen;
Und sieh! ich habe dich zu leicht befunden."
Daniel 5, 27.

---

So viel von der Westminsterabtey, welcher als Fürstengruft der Dom in Rothschild bey Copenhagen, und die Kathedrale von St. Denys, wovon in künftigen Mittheilungen die Rede seyn soll, am nächsten kommt. Wer die einzelnen fast unzähligen Denkmäler näher kennen lernen möchte, muß das Ackermannsche Werk über die Abtey zur Hand nehmen, wo jedes einzelne, mit allen Inschriften und historischen Merwürdigkeiten beschrie-

---

land flüchtete, da von der Königin Elisabeth, als geheimer Anschläge verdächtig, gefangen gesetzt, und nach 19jähriger Haft 1587 hingerichtet ward. Elisabeth regierte von 1558 bis 1603, wo sie, von aller Glorie des Ruhms umgeben, zuletzt — man sagt aus Gram über Essex Hinrichtung — in tiefe Schwermuth versunken, starb.

ben und selbst in getreuen Abbildungen verjüngt darge=stellt ist. Bey dem ersten Besuch kann allenfalls die kleine historische Beschreibung, welche man an Ort und Stelle für einen Gulden kauft, die Stimme des so unverständlichen Herumführers vertreten.

Den Wunsch so vieler Reisenden, daß man in einem Lande der höchsten Reinlichkeit und Ele=ganz einen so besuchten Ort, doch saubrer hal=ten und vor Staub und Spinnen bewahren möchte, habe ich eben so wenig als das Gefühl unterdrücken können, daß den geputzten Wachsfiguren der Königinnen Elisabeth, Maria, Anna, dann Wilhelms, Pitt=Chathams, Nelsons, welche hier in eini=gen Kapellen in Wandschränken stehen, eine andere Stelle in irgend einer Curiosităten=Kammer, allenfalls im brittischen Museum weit angemeßner seyn würde. Mit den marmornen und metallnen Denkbildern, von denen man hier überall umgeben ist, steht Stoff und Kostum in einem zu grellen Contrast.

# Die St. Paulskirche.

Wenn man sich London naht, und fast auf jedem höheren Standpuncte der Stadt, namentlich auf allen Brücken der Themse, erblickt man die majestätische Kuppel des zum Himmel emporstrebenden Doms — die St. Paulskirche. Es ist nur eine Stimme, daß sie zu den vollkommensten Werken der neueren Baukunst gehöre, und ihr der nächste Rang nach St. Peter zu Rom gebühre. Aber auch das wird, so wie man ihr näher kommt, allgemein gefühlt, daß der Eindruck ungleich größer seyn würde, wenn sie in freyerer Umgebung stünde, wenn Straßen und Gebäude aller Art sich nicht zu nahe an sie drängten, so daß zuweilen der Weg von beyden Seiten durch Fußgänger, Kutschen und Fuhrwerke aller Art versperrt wird; daß insonderheit die kleinlichen Leichensteine auf dem Kirchhofe, und die gleich hinter dem ihn umgränzenden Eisengitter stehende, wunderliche, enggeschnürte und bereifrockte Statue der Königin Anna, die dem Auge entgegenstarrt, die Wirkung störe, welche ein in so hohem Styl gedachtes architektonisches Kunstwerk machen muß.

Auf derselben Stelle stand schon vor dem furchtbaren Brande im J. 1666, welcher einen sehr großen Theil Londons in die Asche legte, eine berühmte und herrliche Kathedrale, die vom Bischof Mauritius im J. 1086 angefangen, erst 1240 ganz vollendet, und unter Jacob I. mit sehr großen Kosten erneuert war.

Anfangs wollte man die selbst in der Zerstörung noch prächtigen Ruinen neu ausbauen, und es mußten, da man hernach dennoch beschloß, etwas ganz neues und wahrhaft großes zu schaffen, an 47,000 Lasten Schutt und Steine mit großen Kosten weggeschafft werden. Indeß entwarf der — nach Inigo Jones — berühmteste aller englischen Architekten, Christoph Wren, den ersten Plan, dessen Zeichnungen man noch aufbewahrt; der jedoch, da man darauf bestand, der Kathedrale die Form eines Kreuzes zu geben, von ihm umgearbeitet werden mußte. Nach diesem letzteren ist das Prachtwerk ausgeführt. Man bemerkt es mit Recht als einen eigenthümlichen Umstand, daß, obwohl der Bau 35 Jahre erfordert habe (von 1675 — 1710), dennoch nicht nur der Baumeister Wren, sondern auch der Maurermeister Thomas Strong und der Bischof von London D. H. Crompton, wie den Anfang so die Vollendung des Werks erlebten und sämmtlich der feyerlichen Einweihung beywohnen konnten.

Ich will versuchen, ob es, auch ohne begleitende Abbildung, der Sprache gelingt, den Lesern von dieser Kirche, die wohl in Europa unter den protestantischen, so wie die Peterskirche unter den katholischen, auch von Kunstverständigen bey weitem die besuchteste ist, eine einigermaßen deutliche Vorstellung zu machen.

Gehen wir von Temple Bar, oder dem Thor, das Westminster von der Altstadt scheidet, in

ganz gerader Linie von Westen nach Osten hinauf, Fleetstreet und Ludgate Hill entlang, so stoßen wir auf das vordere Gegitter des etwas höher liegenden Kirchhofs von St. Paul. Hier erhebt sich eine marmorne etwa 40 Fuß breite Treppe auf 20 Stufen. Zwölf gekoppelte korinthische Säulen tragen den Architrab, und auf der Mitte desselben acht römische, darüber das triangelförmige Frontispiz, worin im marmornen Basrelief Paulus auf dem Wege nach Damaskus abgebildet ist. Zur Linken und Rechten der Treppe, erheben sich in sehr schönen Formen hohe Glockenthürme. Tritt man durch diese offne Vorhalle in das Hauptportal, und so in das Innere des hohen Doms, so ist der Anblick des auf erhabnen Säulen ruhenden Gewölbes, bis in die Mitte, wo sich die Kuppel auf 32 Säulen erhebt, so ergreifend und überwältigend, daß man sich im ersten Augenblick mehr gedrückt und beklommen als erhoben fühlt *). Denn kein heller Punct

*) So fühlte auch Madame Schopenhauer. Wahr und schön sagt sie: „Es ist ein Tempel im höchsten Sinne des Worts. Ein feyerliches Grauen, eine Art Bangigkeit, die uns fast des Athems beraubte, ergriff uns, da wir mitten in der Kirche stehend hinaufblickten, bis dahin, wo beynahe unabsehbar der Dom sich wölbt, „ein zweyter Himmel in dem Himmel.“ Es war kein erhebendes, es war ein beängstendes Gefühl. Die wenigen Menschen um uns her schwanden fast vor unsern Blikken, und machten durch ihre Kleinheit die gewaltige Größe dieser Steinmasse uns erst recht anschaulich. Es wurde sehr schwer, sich von diesem ersten Eindrucke loszureißen. Solche Pygmäen waren es doch auch,

begegnet dem Auge, keine Verzierung, kein Bild, erheitert die grauen Flächen der Mauern. So verliert man sich denn Anfangs in dem so leeren und öden Raum, in welchem sich selbst dem Müden kein Ruhesitz anbietet, da sich der Gottesdienst bloß auf das hohe Chor, das durch ein Gitter und die Orgel darüber abgeschlossen ist, beschränken muß. Wie wäre dieß auch anders möglich, da die ganze Länge 500 Fuß, die Breite an dem Kreuz 285 Fuß beträgt. Am Fuß der Kuppel läuft eine Gallerie umher, zu der man auf einer Wendeltreppe von 200 Stufen gelangt. Dieß ist die berühmte Flüsterer-Gallerie (Whispering Gallerie). Wohl nirgend kann man einen stärkeren Eindruck von der Kraft und den Gesetzen des Schalles als hier bekommen. Das bloße Oeffnen und Schließen der Thüre gleicht vollkommen einem starken Pistolenschuß. Man mag so leise als man will gegen die Wand sprechen, der Gegenüberstehende hört es in einer Entfernung von mehr als 100 Fuß (dem Durchmesser der Kuppel) so laut und deutlich,

---

welche dies erstaunenswerthe Werk durch vereinte Kraft emporthürmten, und ein einziger unter ihnen bildete es vor seinem Geiste, noch ehe es sich in die Lüfte erhob. Ja, er dachte sich es noch weit herrlicher, als es jetzt dasteht; er allein leitete die Kräfte der vielen Hunderte, die arbeiteten und sich abmüheten, und doch nicht deutlich wußten was sie thaten. Jetzt ruhen der Werkmeister und die Arbeiter; aber ihr Werk wird stehen trotzend der mächtigen Zeit in herrlichen Ruinen, wenn die ganze volkreiche Stadt längst eine Wüste ward wie Palmyra und Persepolis."

als ob der Redende neben ihm stünde. Will man die ganze Höhe, die über 500 Stufen beträgt, ersteigen, so erreicht man die höchste nur $1\frac{1}{2}$ Fuß breite Gallerie, von welcher man nun gefahrlos den ganzen ungeheuren Mikrokosmus von London überschaut, und alles was dort unten Groß und Prachtvoll ist, zu seinen Füßen in kleine kaum noch kenntliche Gestalten zusammensinken sieht.

Steigen wir schwindelnd von dieser Höhe wieder herab in das Schiff des Doms, und haben uns von dem wunderbaren Eindruck des großen Ganzen erholt, so verdienen allerdings auch die Monumente, die man erst seit 1790 in diesem Heiligthum ausgezeichneten Männern der Nation zu errichten angefangen und an die Pfeiler und Nischen angelehnt hat, unsre Aufmerksamkeit; einige, wegen der künstlerischen Ausführung, wie die Werke Flaxmanns, andre mehr wegen der großen Namen, an die sie erinnern, wie Johnson, Reynolds, W. Jones, und vor allen des edlen, auch in Deutschland wohlbekannten J. Howard, der selbst als das Opfer seiner unermüdeten Bemühungen um die Verbesserung der Gefängnisse starb. Andre sind berühmten Helden zur See und zu Lande gewidmet. Unter ihnen ist das Nelsonsche das neueste. Auch die Asche dieses von der Nation vergötterten Seehelden ruht in diesem Dom. Steht man, gerade unter der Kuppel, auf dem Fußboden von mosaischer Arbeit, so kann man durch ein Gegitter schon etwas von seiner

Gruft gewahr werden. Steigt man aber hinab in die unterirdischen Gewölbe, welche sich unter dem ganzen Dom hinziehen, so sieht man den marmornen Sarkophag, welcher seine Gebeine umschließt. Ihn ließ einst jener mächtige und zuletzt durch Heinrich VIII. so tief von seiner Höhe gestürzte Kardinal Wolsey, eben der, welcher in dem Augenblick seines Falles ausrief: „Hätte ich meinem Gott nur halb so treu wie meinem Könige gedient, er hätte mich nicht verlassen!“ in jener Kapelle zu Windsor für seine dereinstige Bestattung bereiten, nicht ahnend, daß nicht er, sondern ein ganz andrer nach drey Jahrhunderten seine Ruhe in dieser steinernen Hülle finden würde.

Am längsten verweilt man doch in diesen schauervollen Gewölben an dem einfachen Grabsteine des Erbauers Christoph Wren, und freut sich, einmal eine ebenso geistvolle als wahre Inschrift zu finden.

Dieser Kirche und dieser Stadt Erbauer ruhet hier.
Ueber vierzig Jahre hat er nicht sich, sondern dem
Gemeinwohl gelebt.
Leser! suchst du sein Denkmal — so blick' umher *)!

Wohl muß jedes andre Monument, selbst jedes königliche Mausoleum, vor dem kolossalischen, das er sich in dieser Kathedrale, so wie in und außer London in seinen Werken erbaut hat, verschwinden.

Ueberhaupt gehört C. Wren unter die merkwürdigsten seiner und aller Zeiten. Die beyspiellose

*) Si monumentum requiris — circumspice.

Thätigkeit seines Lebens beginnt schon in seiner frühesten Jugend. Dreyzehn Jahr alt, erfindet er ein neues astronomisches Instrument, das er, so wie eine Abhandlung de ortu fluminum, und überhaupt alle seine jugendlichen Versuche, seinem Vater mit geistreichen lateinischen Distichen begleitet, widmet*). Kein Jahr geht hin, seit der Vierzehnjährige, Mitglied des Wadham-Collegiums zu Oxford geworden ist, ohne daß neue Schriften oder neue Erfindungen von ihm ans Licht treten. Man kann in seiner Biographie nicht ohne Erstaunen lesen, was er, als Lehrer der Astronomie in London und Oxford, durch Arbeiten in allen Theilen der Mathematik und Naturlehre geleistet, und wie er bey einer seltenen Belesenheit in allen Werken der Vorzeit und des Aus- und Inlandes, das Reich der Wissenschaften unablässig erweitert hat. Das bemerkenswürdigste aber bleibt der seltene Verein theoretischer und speculativer Wissenschaftlichkeit, mit dem ganz einzigen praktischen Genie, welches mit wahrhaft schöpferischer Kraft so viele große und bewunderte Werke der Baukunst entworfen, bey ihrer Ausführung die Seele zahlloser menschlicher Kräfte und mechanischer Werkzeuge geworden ist, durch welche, von ihm regiert, diese zum Theil kolossalen Werke ausgeführt sind. Das Scheldonsche Theater, die Voll- in Oxford, für ehrenwürdige Universitäten, 1663 erbaut,

*) Z. B. Jure accepta tibi refero flumina, pulchra rescro
Derivata suum respicit unda caput.

endung der Palläſte zu Wincheſter, Greenwich, Chelſea, hätten allein ſchon ſeinen Namen unſterblich gemacht. Aber durch die furchtbare Feuersbrunſt, deren bereits oben (S. 183.) gedacht iſt, öffnete ſich ihm ein Schauplatz der Thätigkeit, wie ſchwerlich ein ähnlicher irgend einem Architekten alter und neuer Zeit geworden iſt. Man zählt über ſechzig Kirchen und öffentliche Gebäude, die nach ſeinem Plan und unter ſeiner Leitung von 1668 — 1718, wo er Oberaufſeher aller königlichen Bauten war, vollendet ſind. Doch erfuhr auch er den Wechſel menſchlicher Dinge. Eine neue Regierung führte neue Günſtlinge herbey. Zurückgeſetzt, von allen öffentlichen Geſchäften frey, beſchloß er die letzten fünf Jahre ſeines Lebens in philoſophiſcher Stille. Nunc me, ſagte er da, fortuna jubet expeditius philoſophari! In naturhiſtoriſchen und mathematiſchen Forſchungen, und täglicher Beſchäftigung mit der heiligen Schrift, fand der beſcheidene, tugendhafte, und fromme Mann — dafür galt er allgemein — reiche Hülfsquellen. Vom Alter gebeugt, in ſeiner Jugend ſelbſt ein ſo guter und dankbarer Sohn, erlebte er große Freude an edlen Kindern, und überließ es gern ſeinem Sohne, den letzten Stein auf die Kuppel der St. Paulskirche zu ſetzen. Glücklich alle Väter, denen der Troſt wird, daß ihre Kinder, was ſie ſelbſt auf irgend eine Art gegründet und begonnen haben, würdig vollenden.

Auch die Geſellſchaft der Freymaurer betrachtet C. Wren als einen wichtigen Mann in ihrer Geſchichte.

Gewiß ist, daß er in seinem Werk, daß über die Geschichte der Baukunst im Mittelalter, auch sehr vieles über ältere und jüngere Corporationen von Maurern im eigentlichen Sinne des Worts gesammelt, auch bey den großen Bauten nach dem Brande, an der Spitze der Werkmeister, die sich in architektonischen Angelegenheiten oft in der Nähe von St. Paul versammelten, gestanden hat. Wie weit dieß aber mit den Zwekken der itzigen Freymaurerey zusammenhänge, mag ich um so weniger entscheiden, da mir theils das Innere derselben als einem Ungeweihten unbekannt, theils, wie ich sehe, selbst bey vielen der Geweihten hierüber Ungewißheit und Streit ist *). In Wrens mir bekannten Lebensbeschreibungen, habe ich keine Auskunft darüber finden können **). Lessing schlug einen ganz andern Weg ein, um den Namen Freymaurerey zu erklären ***).

---

*) Man sehe unter andern Br. K. C. F. Krause drey älteste Kunsturkunden der Freymaurerbrüderschaft. 1. 2. Th. Dresden. N. A. 1820. Das Register weiset die von Wren handelnden Stellen nach.

**) Eine sehr vollständige findet man in der Biographica Britannica, und deren Uebersetzung in der Sammlung merkwürdiger Lebensbeschreibungen, herausgegeben von J. S. Semmler. Halle 1770. 10ter Theil.

***) In Lessings, Ernst und Falk; Gespräche für Freymaurer, heißt es unter andern: „Masony, nicht Masonry, heißt zuerst die Freymaurerey in England. — Nicht von Mason der Maurer, sondern von Mase, der Tisch, die Tafel kommt der Name. Mase ist ein ursprünglich deutsches Wort, durch

Das Aeußere der St. Paulskirche würde einen ungleich schöneren Anblick gewähren, wenn nicht die mit edlen, in zwey Reihen über einander stehenden Pilastern decorirten Mauern, von dem Kohlendampf, der alle Gebäude Londons grau färbt, ihre ursprüngliche Farbe verlohren hätten, die denn doch, wo der Regen scharf darauf getroffen hat, wieder weiß hervortritt, und daher dem Ganzen ein buntes Ansehen giebt.

Besucht wird übrigens diese Kirche nur wenig. Sie ist mehr für feyerliche Gelegenheiten bestimmt. Im Monat May hört man da die schönste heilige Musik der größten Meister. Täglich besorgen die Dom=

---

die Angelsachsen nach England gekommen, wovon noch itzt Abstammungen übrig sind; Maskopey, Masleidig, Masgenosse. Selbst Masoney, eine geschlossene Tischgesellschaft, war noch zu Luthers Zeiten in Gebrauch. Jeder alte Hof in Deutschland hatte solche Masoneyen, Tafelrunden für Gesang und Gespräch. Nun sagt die Tradition, daß sich auch in London eine solche Masoney lange erhalten, die ihr Versammlungshaus unweit St. Paul hatte. Dazu gehörte auch Wren. Oft fand er sich da ein, um mit Bauverständigen zu Rath zu gehn. So ward aus Malony Masonry — wobey man sich eine Gesellschaft von Maurern, von Werkmeistern dachte." Lessings weitere Conjecturen, wie dieß durch einen so erfindsamen und thätigen Kopf wie Wren war, in eine speculative Gesellschaft übergehn und ihre Symbole von dem Handwerk der Maurer hernehmen konnte, muß man bey ihm selbst nachlesen. (Schriften 7ter Th. S. 320.)

Domherren und Vicare Gebet und Chorgesang nach der Liturgie. Leider war der schöne Festtag eben vorüber, wo an achttausend arme Kinder der Parochialschulen, welche die Stadt erhält, sich hier zu Dankgesängen und Gebeten versammeln.

Mögen sie von der Predigt, welche bey dieser Gelegenheit gehalten wird, um sie an die Fürsorge mit welcher die Vorsehung über ihnen waltet zu erinnern, noch so wenig verstehen — es bleibt doch eine schöne Sitte, an einem jährlich wiederkehrenden festlichen Tage, selbst durch einen sinnlichen Eindruck auf sie zu wirken, und zugleich durch den Anblick so vieler Hülfsbedürftiger, in den Erwachsenen den Sinn für Wohlthätigkeit und für fromme Stiftungen zu wecken.

Die St. Paulskirche hat einen Bischof, einen Dechanten, einen Präcentor, einen Canzler, einen Schatzmeister, fünf Archidiakonen, dreyßig Domherren, zwölf Canonicos minores, sechs Vicarien, und eine große untergeordnete Dienerschaft. Dicht neben ihr ist die St. Paulsschule, eine der vornehmsten in London.

## Die Westminsterhalle.
## Das Ober- und Unterhaus des englischen Parlaments.

Sowohl die große Westminsterhalle (die man nicht mit der Westminsterabtey verwechseln muß) als der Versammlungsort des Ober- und des Unterhauses, sind zum Theil Ueberreste eines alten königlichen Pallastes, zum Theil auf dessen Fundamenten erbaut, so daß wohl manche Gemäuer an sechshundert Jahre alt seyn mögen. Die Zeit und die Bauluft der verschiedenen Regenten, hat viele Veränderungen und Umgestaltungen herbeygeführt, und die itzige Einrichtung reicht nur bis zur Reformation, zum Theil nicht einmal so weit das Ganze hinauf. Das Aeußere ist von gar keiner vorzüglichen Wirkung, und gleicht mehr einer Reihe großer Häuser als einem Nationalgebäude. Ich besuchte mit meinem Reisegefährten den Saal der Generalstaaten und Volksrepräsentanten im Haag, welcher eben so glänzend als geschmackvoll ist, und er warnte mich im voraus, nichts ähnliches von dem Parlamentshause in London zu erwarten.

Am meisten imponirt die große stets gegen die Straße zu offne Westminsterhalle, welche zunächst an das Local angränzt, worin sich das Unterhaus versammelt. Sie gilt für den größten Versammlungssaal in ganz Europa. Das Deckgewölbe, 90 Fuß hoch, wird von keinem einzigen Pfeiler getragen. Sie selbst ist 270 Fuß lang und 79 Fuß breit. Die Decke ist

von Nußbaumholz in den zierlichsten gothischen Gestaltungen. Bey feyerlichen Gelegenheiten wird das Ganze mit Gallerien und erhöhten Sitzen versehen, und mit Teppichen behangen. Hier gab einst Richard II. 1377 (~~1737~~) das große Weihnachtsmahl, das zweytausend Köche bereitet haben, wobey zehntausend Gäste gegenwärtig gewesen seyn sollen. Hier stand der unglückliche Carl I. vor dem Gericht das sein Todesurtheil sprach. Hier wurde der siebenjährige Prozeß des Gouverneurs von Ostindien Hastings geführt und im J. 1795 entschieden, der uns so oft in den Zeitungen bald unterhielt, bald ungeduldig machte. Hier hat oft der Strom einer Beredtsamkeit, wie man sie in der alten Welt nur auf dem Areopag Athens und dem Forum von Rom zu hören gewohnt war, die Gemüther wie auf den Wogen getragen, bald hierhin und dahin mit sich fortgerissen, und den kämpfenden Parteyen ist hier bald Sieg bald Niederlage bereitet.

Geht man durch diese ungeheure Halle, so findet man am Ende, dem Eingang gegenüber, einige Stufen, die links durch einen dunkeln Gang in das Unterhaus (Haus der Gemeinen, House of Commons) durch große Doppelthüren führen, welche jedoch nur den Parlamentsglieder offen sind. Die Zuschauer aber gelangen durch eine enge Treppe auf die Gallerie. Es kann indeß nur eine Karte von einem Parlamentsgliede, oder ein Geschenk einer halben Krone (20 Gr.) an den Mann, welcher am Eingange steht, die Gatterthür

öffnen. Hat man sich durch das zuweilen fast erstickende Gedräng auf der Treppe, in diese Gallerie, die höchstens gegen 200 Menschen fassen mag, hindurchgewunden, und einen Sitz auf den stufenweise erhöheten Bänken gewonnen, so übersieht man den ganzen Saal. Er hat einen sehr mäßigen Umfang. Früherhin war es eine dem heil. Stephan gewidmete Kapelle, die aber schon seit Eduard VI. (1550) der itzigen Bestimmung gewidmet wurde. Die Wände sind getäfelt. Die Zuhörergallerie ist über dem Haupteingange am Ende des Saals; an beyden Seiten laufen in gleicher Höhe Gallerien für Mitglieder oder fürstliche Personen entlang, die meist ganz leer sind, was man, im Gedräng fast erdrückt, nicht ohne Neid ansehen kann.

Hier versammeln sich die 658 Repräsentanten der ganzen Nation. Dem Eingang gegenüber erblickt man den Sprecher (the Speaker) auf einer Art Thron im langen schwarzen Mantel, das Haupt mit dem Hut und einer großen Alongeperücke bedeckt *). Vor ihm steht ein großer decorirter Tisch, an welchem als Registratoren zwey Clerks in Perücken und schwarzen Mänteln

*) Der itzige Sprecher ist der Sohn des Erzbischofs von Canterbury, Herr Manners Sutton, welcher wegen seiner großen Gewandtheit in der Leitung der Verhandlungen sehr geschätzt wird. Er kann aus seinem eignen dicht angränzenden schönen Hause, welches er, so lange er Sprecher ist, als Eigenthum bewohnt, unmittelbar auf seinen Sitz kommen.

sitzen. Auf dieser liegen die Papiere und Pergamentrollen der eben eingebrachten Anträge oder Bills; am andern Ende aber, so lange durch die Gegenwart des Sprechers die Versammlung als gesetzgebende Macht erscheint, ein großer goldner Scepter. Die mit grünem Saffian beschlagenen abgestuften Bänke, den Saal entlang, sind die Sitze der Parlamentsglieder, von denen jedoch oft nur ein Drittel zugegen ist. Sie haben durchaus kein auszeichnendes Kostum; kommen im Ueberrock mit Stiefeln und Sporen, den Hut auf dem Kopfe; essen aus der Tasche, sprechen mit einander, wenn der Gegenstand nicht interessirt, oder durch ein bloßes Ja und Nein abgemacht wird, was der Sprecher anzeigt, aber doch so oft zur Ordnung! ruft, daß man es kaum noch zu beachten scheint. Bloß bey dem Herausgehen verbeugt sich jeder gegen den Wortführer.

Ich habe mehreren Sitzungen, doch nur stundenweise, beygewohnt. Denn sie dauern oft von drey Uhr Nachmittags bis Nachts um elf Uhr, bey wichtigen Debatten bis an den Morgen. Aber da die Gegenstände wenig interessant waren, keiner der vorzüglichern Redner auftrat, oder nur sehr kurz sprach (wie etwa Herr Tierney, Lord Castlereagh, und der Canzler der Schatzkammer, Herr Vansittart), so gestehe ich, zumal da ich bey dem steten Geräusch im Saale viele Worte verlor, daß die Unterhaltung mehr von dem Neuen und Eigenthümlichen dieses großen Schauspiels, und dem sinnlichen Ein-

druck das Ganze ausging. Selbst durch das Local wird das Bild der Ministerialpartey und der Opposition anschaulich. Jene sieht man immer zur Rechten des Sprechers, diese zur Linken.

Ungleich mehr als was eben verhandelt ward, beschäftigte mich der Gedanke, welche Männer seit Jahrhunderten an jenen Stellen gestanden, welche Blitze von hier aus über die alte und die neue Welt geschleudert waren, welche Funken des Geistes hier gesprüht, wie noch in unsern Zeiten hier die unsterblichen Pitts, Vater und Sohn, Worte gesprochen hatten, die in allen Welttheilen wiederhallten. Die Nähe des noch vorhandenen unterirdischen Kellers, in welchem im J. 1605, durch eine Explosion des Brennstoffs, allen Repräsentanten der Nation der Tod bereitet war, rief mir jene furchtbare Pulververschwörung, über der, wie über ihrer Entdeckung, noch immer ein Dunkel schwebt, lebendiger ins Gedächtniß zurück. Noch besteht seit jener Zeit die Sitte, vor jeder Sitzung den Keller von sichern Personen untersuchen zu lassen. Auch die Geschwindschreiber, welche auf der letzten Bank der Gallerie saßen, zogen mitunter meine Aufmerksamkeit ab. Ich bewunderte ihr scharfes Ohr wie ihre erstaunliche Fertigkeit, das, was unten, in so großer Entfernung von ihnen, oft gar nicht laut, meist rasch gesprochen wurde, aufzufassen; aber nicht minder die unglaubliche Schnelligkeit der englischen Druckereyen. Denn, was oft tief in der Nacht erst nachgeschrieben seyn konnte, war schon am folgen-

den Morgen in einer Menge öffentlicher Blätter in vielen Tausend Abdrücken zu lesen. Endlich machte ich auch hier wieder manche angenehme Erfahrung von der Gefälligkeit einiger meiner Nachbarn, die mir die merkwürdigsten (gewöhnlich gegen einander über sitzenden) Mitglieder der Ministeriellen = und Oppositionspartey nannten, und manches was mir unverständlich war, so bereitwillig erklärten. Bey Andern sprach sich der Beyfall oder der Unwille, wenigstens durch heftige körperliche Bewegungen, und in bedeutsamen Mienen unverkennbar aus. Das Ganze hatte ich mir indeß feyerlicher gedacht. Dazu bleibt doch Stille und Ruhe die erste Bedingung. Wohl mag diese geherrscht haben, wenn Chatham sprach; wenn er warnte, Amerika nicht zu reizen; und als er in jener unvergeßnen Stunde noch einmal sich auf seinen Krücken empor hob und mit sterbender Stimme rief: „Britten Ihr wollt Frieden kaufen? Aufopfern Ruhm und Herrschaft, Frankreich nicht züchtigen, das vor euch bebte und nun euch Hohn spricht. Ich — zeuge wider euch bey der Nachwelt. Auf! Laßt uns kämpfen, und wenn es seyn muß, fallen, aber nur unter den Trümmern des Vaterlandes.“ Wohl mag kein Odem laut geworden seyn, wenn Burke prophetisch über die Revolution Frankreichs redete; wenn Fox donnerte, oder Chathams großer Sohn W. Pitt, ruhig die Hand auf den Tisch gestützt, stundenlang und dennoch kein Wort sprach, das nicht die Hauptsache traf, und — wie auch der Strom der gewaltigen Beredtsamkeit

Fox und Sheridans gegen ihn anbraußte, dennoch fest stand wie ein Fels im Meere, und, wie ein kundiger Seemann, die Hand nicht abzog, das Schiff des Staats zu steuern und zu retten.

Das Oberhaus (the House Lords) macht die andre Abtheilung des ganzen Gebäudes aus. Der Saal ist eben so groß wie der vorbeschriebene, hat aber keine Gallerie. Zuschauer, die nur durch eine Karte von einem der Lords Einlaß erhalten, müssen sich hinter der Barriere halten, welche den Raum, worin sich die Sitze der Mitglieder eben so wie im Unterhause an den beyden Seiten der in der Mitte stehenden Tafel befinden, von dem hinteren Raum absondert. Selbst wenn das Haus der Gemeinen eingeladen wird, eine Deputation zu schicken, bleibt diese hinter dieser Barriere. Manche Zuschauer legen sich auf die platte Erde, wo man es noch besser hören soll. Auch dieser Saal hat nichts prachtvolles. Die fast zweyhundertjährigen Tapeten an den Wänden, schildern die Siege über die spanische Armada. Am Ende des Saals erblickt man den Thron, auf welchem der König oder sein Stellvertreter das Parlament eröffnet oder vertagt. — Vor dem Thron sitzt der Großcanzler, welcher, eben so wie im Unterhause der Sprecher, stets präsidirt und die Verhandlungen leitet, auf seinem Wollsack. Zur Rechten die ersten Stände des Reichs, der Erzbischof von Canterbury und der Erzbischof von York im bischöflichen Ornat, wie denn alle 24 Bischöfe

Mitglieder des Oberhauses sind, daher sie auch mit My=lord angeredet werden. Sodann folgen die Her=zöge, Grafen und übrigen Großen des Reichs. Unter dem Schutz des Bischofs von Peterbo=rough, Doctor Marsh, (der auch unter uns als Uebersetzer der Michaelisschen Einleitung in d. N. T. bekannt ist) war ich bey der letzten Sitzung des Oberhauses gegenwärtig, und hörte unter andern eine kurze aber kräftige Rede des Grafen von Lands=down, worin er Herrn Wilberforce's neueste Anträge, wegen der gänzlichen Abschaffung des Scla=venhandels, auf das kräftigste unterstützte. Er sprach so deutlich und bestimmt, daß mir kein Wort entging, was im Unterhause häufig der Fall war.

Den Tag darauf, am 3. Julius, schloß die Rede des Prinzregenten die Sitzung. Ich wollte mich, ob ich wohl eine Karte hatte, der Gefahr im Saale er=drückt zu werden, und dennoch weder etwas zu sehen noch zu hören, nicht aussetzen, und zog es überhaupt vor, den prachtvollen Zug aus den Fenstern des Bi=schof Marsh, wo er dicht vorbeyging, anzusehen. Es kostete Mühe, sich in den dahin führenden wiewohl sehr breiten Straßen, durch die unermeßliche Menge von Menschen und Wagen durchzuarbeiten. Aber reich=lich lohnte diese Mühe der Anblick einer ungeheuren Masse aus allen Ständen, in allen Gestalten, der An=blick eines Volks, in dem der Knabe schon an dem Theil

nimmt, was Nationalsache ist, und sich zu einem Urtheil berechtigt wähnt, ob das Oberhaupt des Staats mit Hissen (Ausspotten) oder Beyfallrufen begrüßt werden solle. In dem Aufzuge selbst sah man noch das ganz alte eigenthümliche Kostum, sowohl an den Wagen, als den Herolden und dem ganzen begleitenden Personal. Die Stimmung des Volks war kalt, und man ahndete schon manches von dem was späterhin erfolgt ist. Doch brach sie in keinen lauten Unwillen aus. Die ganze Cerimonie dauerte kaum eine halbe Stunde, worauf der Zug in derselben Ordnung wieder zurückging. Die Garde zu Pferde erschien dabey in dem vollen Glanz ihrer Uniform auf ihren prächtigen Rossen. War sie gleich da, die Ordnung zu erhalten und dem Zuge freye Bahn zu machen, so ward man es doch wohl gewahr, wie säuberlich sie mit dem Volk verfuhr und wie gemessen die Befehle seyn mochten, die sie dazu erhalten hatte.

## Der Tower.

Wer kennt nicht auch unter uns diese hehre Veste? Es ist ja seit undenklichen Zeiten kaum etwas Denkwürdiges in England vorgegangen, wobey nicht der Tauer (so wird bekanntlich der Name ausgesprochen) auch eine Rolle gespielt hätte, sey es um Könige und Königinnen bey dem Antritt ihrer Regierung zu empfangen, oder sie als Gefangene einzukerkern; sey es festliche Nationalangelegenheiten durch den Donner seiner Kanonen zu verkündigen, oder große Momente in der Geschichte der Vorzeit ins Andenken zurückzurufen. Die Neugier wallfahrtet dahin, um die Königskrone oder das reiche Zeughaus, oder die Menagerie wilder Thiere, Löwen und Tieger zu sehen. Wem aber Englands Geschichte in ihren wechselnden Perioden im Gedächtniß schwebt, der durchwandert noch mit ganz andern Gedanken und Betrachtungen diese Nationalburg, an der Jahrhunderte gebaut und Jahrhunderte zerstört haben.

In seiner itzigen Gestalt, von welcher die Titelvignette, von der Wasserseite aufgefaßt, ein vollkommen richtiges Bild giebt, ist der Tower ein verworrener Haufe von Thürmen, großen und kleinen Gebäuden. Sie umgeben das alte Hauptschloß, ein irreguläres Viereck, das man leicht an den vier Thürmen ungleicher Gestalt auf dem Castell erkennen wird. Dieses ists, was man zum Unterschiede des Uebrigen den weißen Thurm nennt. Was man von Julius Cäsar

als erstem Begründer fabelt, hat keinen historischen Werth. Gewiß ist dagegen, daß ihn Wilhelm der Eroberer ums Jahr 1056 auf einer Anhöhe dicht an dem Ufer der Themse erbaute, um sich im Fall eines Aufstandes hineinzuwerfen und zu vertheidigen, da die Burg den Strom und die Stadt beherrscht. Sein Sohn, Wilhelm Rufus, hat Wall und Graben darum gezogen; jeder der nächstfolgenden Könige hat etwas neues hinzugefügt, und alles noch stärker befestigt. Itzt sind der Gebäude, selbst der Straßen noch viel mehr in dem großen Umkreise der Wälle, z. B. die Kirche, der Blutthurm, der Kleinodienschatz, die großen und kleinen Arsenale, das Haus des Gouverneurs und vieler Beamten, früherhin auch die Münze.

An alterthümlichen Merkwürdigkeiten kann es in einem solchen Denkmal der Vorzeit nicht fehlen. Auch versagt man den Besuchern, die keinen Tag ausbleiben, den Zutritt nicht, ohne sie jedoch zu quälen alles zu sehen. Da jede Abtheilung ihren eignen Aufseher hat, so bleibt die Wahl frey.

Mit den Reichskleinodien fängt man gewöhnlich an. Sie befinden sich in einem eignen dunkeln Gewölbe. Man wird in ein eben so dunkles Vorgemach geführt, und auf eine vor einem Eisengitter stehenden Bank sich niederzusetzen angewiesen. Dahinter erscheint dann der Schatzbewahrer mit einem Lichte, und zeigt ein Stück nach dem andern in einer bestimmten Entfernung vor; als da sind: die Reichskrone, der Reichs-

apfel, der Scepter, St. Edwards Stab, das goldne Salzfaß in Gestalt des weißen Towers, das Schwerdt, die Ampulle und der goldne Adler, welcher das heilige Salböl enthält u. s. w. Dabey wird nicht vergessen, die Lection von der unendlichen gar nicht zu schätzenden Kostbarkeit aller dieser mit Juwelen und Perlen beladenen Herrlichkeiten aufzusagen, wiewohl Sachkundige sehr bezweifeln wollen, daß alles so echt sey als es angegeben wird. Dem heutigen Geschmack muß die Krone wohl nicht mehr zusagen, da uns die Zeitungen melden, daß so eben zu der bevorstehenden Krönung Georg IV. eine ganz neue von sehr hohem Werth verfertigt wird. Die große Vorsicht, welche man bey dem Vorzeigen beobachtet, ist die Folge eines unter Karl II. Regierung versuchten Raubes, dessen sich ein Gouverneur des Towers, Obrist Blod schuldig gemacht hatte.

Unter den übrigen Merkwürdigkeiten interessiren zunächst in einem andern Gebäude zwey sehr große Säle am meisten. In einem derselben (the spanish Armory) zeigt man die Trümmern der weltberühmten spanischen Flotte (Armada) als Trophäen aus den Zeiten Philipps und der Königin Elisabeth (im J. 1588), deren Wachsfigur im Kostum der Zeit man auch am Ende des Saals erblickt, wie sie eben ihr Roß besteigen will, um sich an die Spitze des Heers zu stellen; desgleichen spanische Waffen, Ketten und Daumschrauben, welche die Siegträumenden für die

Gefangenen bereit gehalten hatten; daneben noch so manche andre Ueberreste früherer Jahrhunderte. In dem andern (the Horse Armory) ist die ganze Reihe der englischen Könige, von Wilhelm dem Erobe= rer bis auf Georg II. herab, in der Rüstung, wel= che sie selbst getragen, auf ihren Streitrossen sitzend, aufgestellt. Einige erinnern durch ihre Riesengestalten recht lebhaft an Shakespearsche Dramen, und der Contrast, wenn man sie hier so starr und stumm da= stehn sieht, und dann an das rege Leben denkt, worin sie dort ihre Rolle spielen, macht einen schauderhaften Eindruck. An den Wänden hingen eroberte Helme und Panzer. Wie glänzten die blanken französischen Küraſſe von Waterloo vor allen hervor!

Unermeßlich ist der Vorrath von Waffen, welche in den verschiedenen Zeughäusern des Towers auf= bewahrt werden, aber auch einzig die Kunst in ihrer Aufstellung und Verbindung zu den glänzendsten Ge= stalten und Gebilden, wodurch man für das immer wiederkehrende Einerley der Flinten und Säbel für mehr als 100,000 Krieger, entschädigt wird. „Dieß — soll Alexander im J. 1815 gesagt haben — ist kein Zeughaus nach einem Kriege der beendigt ist, es ist die Vorbereitung zu einem beginnenden.“

Während mehrere meiner Begleiter bey dem Ein= zelnen der Rüstungen, Waffen, besonders mancher merkwürdigen Artilleriestücke u. d. m. verweilten, rief ich mir denkwürdige und herzergreifende Begebenheiten aus

der Geschichte der Vorzeit zurück. So oft hatte ich mich in diese alte Zeit versetzt; itzt stand ich auf dem Schauplatz wo sie vorgegangen waren. Die gewöhnlichen Herumführer achten darauf viel zu wenig. Auch mag sie selbst der Wunsch der Schaulustigen oft genug bestimmen, nur das zu zeigen, was unmittelbar in die Sinne fällt, wie etwa das Henkersbeil, unter welchem das Haupt der Johanna Boleyn gefallen ist, der Spazierstock Heinrichs VIII., dessen Knopf drey kleine Pistolen enthält, womit er oft ungekannt nächtliche Wanderungen gemacht haben soll, um zu sehen, ob die Constablers und Wächter ihre Schuldigkeit thäten. Einmal, erzählt man, sey er als ein Verdächtiger ergriffen und in das Wachhaus geschleppt, ohne sich zu erkennen zu geben, bis man am Morgen wahrgenommen, wer der Verhaftete sey. Zitternd und bebend habe sich der Wächter vor ihm niedergeworfen, habe aber statt der Strafe nur Belobung erhalten. Ueberdieß sey für die Heizung der Wachhäuser seitdem eine Summe ausgesetzt, weil die Majestät in dieser kalten Nacht gewaltig gefroren habe.

Ein mit der Geschichte vertrauter Wegweiser, könnte, sobald er nur einen Kreis von Zuhörern fände, der es würdig wäre, viele Tage zubringen, um ihnen an Ort und Stelle alle die Scenen zu vergegenwärtigen, bey denen man schon bey dem Leben derselben in Burnet, Hume oder Shakespeare, von dem mannigfachsten Wechsel der Gefühle, bald der sanften

Rührung, bald des empörten Hasses der Tyranney verweilt.

„Hier am Ufer der Themse — könnte er gleich am Eingange sagen — ist jenes verhängnißvolle blutige Verräther-Thor (traitors gate auch bloody gate), durch das seit Jahrhunderten unzählige des Hochverraths angeklagte in diese Veste geführt sind, um nie wieder zurückzukehren. Jenes Hauptgebäude, der weiße Thurm, war in früherer Zeit der Pallast, in welchem alle Könige und Königinnen die ersten Tage nach ihrer Thronbesteigung ihre Residenz hielten. Auch versammelten sie oft bey wichtigen Anlässen hier die Vertrautesten ihrer Räthe, und zahllose Verhöre — noch liegen die Acten dort im Record Office aufgethürmt — sind in diesen und den benachbarten Hallen angestellt; oft, weil es die Herrscher so wollten, in der ersten Stunde des Verhörs schon Todesurtheile über Schuldlose gefällt, da es nur weniger Tage bedurft hätte, die Unschuld ans Licht zu bringen. — Jenes ist der Blutthurm *) — die That hat ihm den Namen gegeben! — in welchem Richard III. seine schuldlosen Mündel, Eduard und York,

*) Noch itzt ist das Gefängniß für große Verbrecher bestimmt. Der letzte war der ohnlängst hingerichtete Thistlewood, der Anführer des Mordanschlags gegen alle Minister des Königs. Auf der Vignette ist dieser Thurm durch die Gebäude bedeckt.

York, einkerkerte, und als sie fest schluminerten, ersticken ließ, um sich des Thrones zu bemächtigen *). Unter jener Treppe hatte man die Leichname geborgen; erst 191 Jahre später entdeckte sie bey einem Bau Christoph Wren, und Karl II. ließ die Ueberreste ihrer Gebeine in Westminster bestatten und ehrte sie durch ein Denkmal. — In jener alten Halle im weißen Thurm, berückte der heuchlerische Tyrann den mächtigen Hastings, daß er sich selbst sein Urtheil sprach; brach dann wüthend hervor, und in derselben Stunde lag schon sein Nacken auf einem zufällig in diesem Hofe liegenden Balken, um den Todesstreich zu empfangen. Solche Eil hatte die Rache! — Das alte Gemäuer, das sich dort erhebt, (auf der Vignette der kleinere runde Thurm rechts im Vordergrunde), ist der Beaukamp Tower. — Es war der letzte Aufenthalt der zweyten, so heiß begehrten und so bald vergeß-

*) Das sind die jungen Prinzen, deren Ermordung Shakespeare so rührend beschreibt, daß man kaum weiß, ob er sich darin mehr als Mahler oder als Dichter verherrlicht hat.

So — lag das zarte Paar,
Sich fest umschlingend
Mit den unschuldgen Alabasterarmen:
Wie Rosen eines Stengels ihre Lippen,
Die sich in ihrer Sommerschönheit küßten.
Und ein Gebetbuch lag auf ihrem Bette. — Man würgte hier
Das süße Werk, das schönste das Natur
Seit Anbeginn der Schöpfung je gebildet.
Richard III. 4ter Aufzug.

senen Gemahlin Heinrichs VIII., Anna Boleyn. Von hier aus ging sie zum Blutgerüst, wo das Beil, das wir im oberen Saal in der Hand hatten, ihr schönes Haupt vom Körper trennte. — In jenem Gebäude wohnte der Untercommandant des Tower Pardridge. Aus dem Fenster dort oben sah Johanna Gray den blutigen Leichnam ihres hingerichteten Gemahls zur Gruft tragen. Eine halbe Stunde später fiel sie selbst, hier wo wir stehen, als Opfer der unversöhnlichen Maria."

Solche und ähnliche Erinnerungen, welche ein verständiger und besonders geschichtskundiger Cicerone mit noch sehr vielen andern vermehren könnte, geben dem Besuch historisch so merkwürdiger Orte ein sehr erhöhtes Interesse. Es wird uns dann zu Muthe, als stünde was geschehen ist noch itzt vor unsern Augen da. Wozu bedürfte es auf der Bühne der Scenerieen und Decorationen, wenn nicht auch sie den Eindruck dessen, was man hört und geschehen sieht, verstärkten? Indeß ist dergleichen von den gewöhnlichen Herumführern gar nicht zu erwarten, und es bleibt daher kein andres Mittel, als sich selbst in das Geschichtliche einzustudiren. Gerade hier ist dazu des Stoffs so viel. Es giebt Zeitperioden in der Geschichte von England, wo sich, fast eine Seite um die andre, von den ersten Männern des Staats, Günstlingen und Vertrauten, die Meldung wiederholt: „Er ward in den Tower gesendet; ward vor Gericht gestellt; auf die den Tower umgebende Anhöhe (Tower Hill) geführt; da ward er enthauptet!"

Indeß erinnert wohl an keine dieser blutigen Zeiten das uralte Staatsgefängniß so lebhaft, als an jene, wo Heinrich VIII., Luthers Zeitgenoß, herrschte. Gab doch selbst die unter ihm gewissermaßen beginnende Kirchenreformation — unter seinem Sohn Eduard VI. glücklich fortschreitend, nach dessen frühem Tode unter seiner älteren Tochter Maria grausam verfolgt, unter der jüngeren Tochter Elisabeth neu belebt — so viel traurigen Anlaß zu politischen und religiösen Kämpfen, Verfolgungen, Einkerkerungen und Blutgerichten. Wer mag die Seufzer, wer die Thränen zählen, die unter jenen Regierungen in diesen Mauern ungehört verhallt, ungesehen geflossen sind? Von vielen der Schlachtopfer wilder und fanatischer Leidenschaften, hat die Geschichte nur im allgemeinen die Umrisse ihres Schicksals aufbewahrt. Bey andern verweilt sie desto länger. Wenn die Tyranney selbst der Jugend, wenn sie sogar des Geschlechts nicht schont, dem man auch größere Fehltritte als Verirrungen einer schwächeren Natur zu verzeihen geneigt ist, so erfüllt dieß auch den kältesten Geschichtschreiber mit wehmüthiger Theilnahme, und wenn er sich dann selbst die zu entschuldigen bemüht, bey denen, wie bey Maria Stuart, die Schuld kaum zu verschleyern ist, so billigt jeder Leser wenigstens das Menschliche der Ansicht. Aber aufs höchste muß man empört werden, wenn man auf Blutscenen stößt, wie sie die Geschichte jener beyden

jungen Königinnen Anna und Johanna aufstellt. Seit ich in der Nähe ihrer letzten Kerker und ihrer längst eingesunkenen Gräber stand, ist ihr Bild nur noch lebendiger vor meine Seele getreten, und hat mich veranlaßt, in den zuverlässigsten Quellen den kleinsten Umständen der Geschichte ihrer letzten Tage noch einmal nachzuforschen. Vielleicht ist auch manchen meiner Leser hier eine kurze historische Episode nicht unwillkommen. Sie bietet zugleich eine so natürliche Gelegenheit dar, längst vergangene Zeit mit der Gegenwart zu vergleichen, wo in demselben Lande, welches der Schauplatz der fürchterlichsten Willkühr der Herrscher war, wieder eine Königin, ihrem Gemahl und dem Parlament gegenüber, zu einem Kampfe über Schuld und Unschuld in den Schranken steht, und dieß unter Umständen, zu denen sich kaum eine Parallele in der Geschichte auffinden läßt.

Versetzen wir uns denn zuerst noch einmal in den Beaukamptower, den letzten Aufenthalt der Anna Boleyn. Eine kurze Erinnerung an Heinrichs Ehestandsgeschichte muß der ihrigen vorangehn.

Mit der tugendhaften, in seinen eigenen Augen unbescholtenem Katharina von Arragonien, der Wittwe seines Bruders, hatte er 18 Jahr in der Ehe gelebt, und eine Tochter, die nachmalige Königin Maria, erzeugt. Auf einmal bekam er Gewissenszweifel über die Rechtmäßigkeit der Verbindung mit einer so nahen Verwandtin, die noch beunruhigender gewor-

den seyn sollen, seitdem er die junge, schöne, geistvolle Anna Boleyn, Ehrenfräulein der Königin, kennen gelernt, und ihm keine Hoffnung geblieben war, ihre Tugend auf unerlaubtem Wege zu überraschen. Als er nach vieljähriger Bemühung endlich die Dispensation zur Ehescheidung erhalten hatte, vermählte er sich mit ihr. Sie gebahr ihm im nächsten Jahr eine Tochter Elisabeth. Bald war auch diese Neigung vorüber. Denn schon wieder hatte eine jüngere Johanna Seymour den Unbeständigen gefesselt. Einen Prozeß einzuleiten, ein Todesurtheil zu erhalten, war einem so gefürchteten Herrscher bey einem so schwachen Parlament nicht schwer. Anna wird der Untreue angeklagt, verhaftet, und nach tumultuarischem Verhör enthauptet. Die neue Gemahlin Joh. Seymour, welche übrigens die Geschichte rühmt, gebiehrt ihm Eduard VI., seinen Nachfolger, und stirbt wenige Tage darauf. Heinrichs vierte Ehe ist ein Handel der Politik. Auf Anna von Cleve fällt endlich die Wahl. Sie kommt in England an; unbeholfen, fast so korpulent als der König selbst; ohne Anmuth, ohne Geistesbildung. Sie mißfällt vom ersten Moment, und wenige Tage nach der Vermählung ist die Ehe wieder getrennt. Ganz andern Eindruck macht bald darauf die schöne Katharina Howard. Ihre Hand giebt sie dem Könige; ihre Neigungen haben längst andern Höflingen angehört. Der Leichtsinn ihrer Aufführung kann nicht lange verborgen bleiben. Dießmal zur Trennung nicht geneigt,

muß sich doch der König entschließen, die Treulose in Anklagestand zu versetzen, und nach kurzer Untersuchung und eignem Eingeständniß ihrer Schuld, fällt auch ihr Haupt wie das Haupt ihrer Buhlen auf Towerhill. Eine junge Wittwe K. Parr endigte die Reihe der Gemahlinnen. Einmal droht auch ihr der Fanatismus den Untergang. Schon sind Verhaftsbefehle ergangen. Ein Zufall und ihre Klugheit rettet sie. Sie ist die einzige die den Tyrannen überlebt.

Welch ein Gemählde des Privatlebens eines Königs! Aber zugleich — welch ein Bild der Verderbniß seiner Zeit, des kriechenden Gehorsams der Parlamente, der Gesunkenheit eines freyen Volks, der Unrechtlichkeit der Gerichtspflege! — Blicke man dagegen itzt nach England hin; lese man wie itzt eine schwer angeklagte Königin auftreten und Recht fordern kann, wie zart und schonend das Parlament handelt. Welches auch der Ausgang dieses Streits, auf welchen diesen Augenblick die Augen von ganz Europa gerichtet sind, und auf welcher Seite auch das Recht seyn möge, — verkenne es nur keiner, daß die Zeiten besser und menschlicher geworden, daß das Leben und die allgemeinen Rechte des Menschen im Werthe gestiegen sind.

Unter jenen Gemahlinnen Heinrichs erweckt nun keine durch ihr Schicksal so viel Theilnahme als die zweyte, Anna Boleyn. Sechs Jahre hatte Heinrich mit dem Pabst und vielen Universitäten unterhandelt, um die Trennung seiner ersten Ehe gesetzmäßig

zu machen. Denn damals bedurfte es zu gewissen Ungerechtigkeiten wenigstens der Sanction der Kirche, um die öffentliche Meinung nicht zu verletzen. War diese erlangt, erzwungen oder erschlichen, so erlaubte man sich dann jede Härte in der Ausführung. Auf keinem andern Wege war auch Anna zu einer Verbindung zu bringen, und der Widerstand, den ihre Tugend standhaft allen unwürdigen Anträgen geleistet hatte, mußte ihr selbst die Achtung des Königs sichern. Nachdem sie gesetzmäßig mit ihm vermählt war, erhielt sie sich drey Jahre darin. Dann trat Erkältung ein. Sie hatte nach ihrer ersten Tochter, der nachmaligen so gefeyerten Elisabeth, einen todten Sohn gebohren. Schon dieß ließ er sie durch Härte entgelten. Sie hatte eine lebhafte, fröhliche Natur; sie war in Frankreich erzogen, und das steife englische Hofceremoniell war ihr zuwider. Ihr Umgang war offen, freundlich, zuweilen unvorsichtig; am wenigsten konnte sie sich gegen Verwandte, oder die Freunde ihres vorigen Standes zur Hoheit gewöhnen. Dieß gab in einer Zeit des Argwohns schon Stoff zu Anklagen und Verleumdungen, und die Gemahlin ihres Bruders, die Gräfin von Rochefort, eine boshafte Frau, ließ es am wenigsten daran fehlen. Zwar war sie durch Schönheit, Milde und Wohlthätigkeit der Abgott aller ihrer Umgebungen. Aber sie war den Protestanten geneigt, und es entging den Anhängern der alten Lehre nicht. Dieß, und die neue Leidenschaft des Königs für Johanna Seymour

beschleunigte ihren Fall. Als ihr bey einem zu Greenwich gehaltenen Turnier, ihr Taschentuch aus der Hand fiel, worin der König Verabredung mit einem der Ritter argwöhnte, war er beschlossen. Sie bekam auf der Stelle Hausarrest. Mehrere des Hofes, die ihre Freunde oder Diener waren, wurden sogleich in den Tower gesendet; schon an dem folgenden Tage sie selbst. Die Unbefangene glaubte noch immer, man wolle sie nur auf die Probe stellen. Als sie den Tower betrat, sank sie auf die Kniee und beschwor ihre Unschuld. Sie hatte einen schlimmeren Kerker vermuthet, und erholte sich als man ihr ein anständiges Zimmer anwieß. Jedoch gestand sie selbst nachher mit großer Offenheit die kleinen Unvorsichtigkeiten im Benehmen und Gespräch, die sie, nichts Böses darin ahndend, sich möchte erlaubt haben; behauptete aber eben so fest ihre unverbrüchliche Treue. Doch des Königs Zorn war unbezwinglich. Kein Höfling trat für sie auf; selbst die, welche große Wohlthaten von ihr empfangen hatten, verstummten. Der einzige Erzbischof Cranmer wagte es, jedoch, wie sein noch vorhandener Brief beweiset, nur sehr schüchtern, für sie zu sprechen. Er war immer ihr warmer Freund gewesen. Ihr Eifer für die Reinigung der Religion und Kirche, dessen letztes Werk die Förderung einer Uebersetzung der Bibel in die Landessprache war, so wie ihre ausnehmende Wohlthätigkeit gegen alle Arme und Leidende, hatte sie dem ersten Beamten der Kirche so werth gemacht. Eben darum wollte ihm Heinrich in dieser Zeit nicht persönlich begegnen.

Itzt nahm Anna ihre Zuflucht zur Feder, und schrieb folgenden eben so einfach edlen als rührenden Brief an den unversöhnlichen Heinrich:

„Sire! Das Mißfallen meines Königl. Gemahls und meine Gefangenschaft erscheint mir als etwas so unerhörtes, daß ich durchaus nicht weiß, was ich schreiben soll oder worüber ich mich zu entschuldigen habe. Ew. Gnaden wollen, daß ich durch das Bekennen der Wahrheit Ihre Gunst wieder erhalte, und lassen mich dieß durch den wissen, den Sie als meinen alten erklärten Feind kennen. Ich hatte nicht so bald diese Botschaft von ihm erhalten, als ich Ihre Meinung wohl verstand. Wenn das Bekenntniß der Wahrheit mir Sicherheit verschaffen kann, so werde ich mit dem willigsten Gehorsam Ihre Befehle vollziehen.

Nur mögen Ew. Gn. sich nie einbilden, daß Ihre arme Gemahlin je dahin gebracht werden könne, Vergehungen einzugestehen, von denen nie ein Gedanke in ihre Seele kam. Nein, nie hatte ein Fürst eine in allen ihren Pflichten und in der aufrichtigsten Liebe getreuere Gattin, als Sie stets in Anna Boleyn gefunden haben. O wie gern hätte ich mich mit diesem Namen und Verhältniß begnügt, wenn es Gott und Ew. Gn. so gefallen hätte. Auch habe ich mich zu keiner Zeit auf meinem erhabenen Standpuncte, oder bey erlangter königlicher Würde so vergessen, um nicht stets einen Wechsel, wie er jetzt eingetreten ist, vorauszuahnden. Denn da meine Erhebung keinen festeren Grund hatte, als Ew. Gn. flüchtige Neigung, so wußte ich auch wohl, daß die geringste Veränderung darin hinreichend seyn werde, eben diese Neigung gar bald auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Sie haben mich, weit über meine Wünsche und mein Begehren, aus einem niederen Stande erwählt, Ihre Königin und Gefährtin zu seyn. Da Sie mich aber solcher Ehre für würdig geachtet haben, so darf ich Ew. Gn. auch bitten, daß nicht ein flüchtiger Einfall oder ein böser Rath meiner

Feinde, Ihre fürstliche Gunst mir entziehen möge. O lassen Sie die unwürdige Beschuldigung eines ungetreuen Herzens gegen Ew. K. Gn. nicht Ihr getreues Weib und die unmündige Prinzessin, Ihre Tochter, so schmählich beflecken.

Ich wünsche verhört zu seyn; aber lassen Sie mich ein gesetzmäßiges Verhör finden, und nicht meine geschwornen Feinde als meine Ankläger und Richter zugleich erscheinen. — Ja, mein König, gewähren Sie mir ein offnes Verhör. Meine Aufrichtigkeit darf keine öffentliche Beschämung fürchten; Sie werden ja dann erfahren, ob meine Unschuld gereinigt, Ihre Ueberzeugung beruhigt, die Lästerung und Verleumdung der Welt beschämt, oder ob meine Schuld öffentlich kund wird. Was dann Gott oder Sie selbst über mich beschließen mögen, so werden wenigstens Ew. Gn. sich dadurch vor einem öffentlichen Tadel sichern. Kann mein Vergehen gesetzmäßig erwiesen werden, so haben Ew. Gn. die Freyheit vor Gott und Menschen, nicht allein mir eine angemessene Strafe, als einer ungetreuen Gattin aufzuerlegen, sondern auch der Neigung zu folgen, welche Sie schon einer Andern zugewendet haben, deren Namen ich schon längst hätte bezeichnen können und um derentwillen ich bis hieher gekommen bin. Ohnehin sind Ew. Gn. meine Muthmaßungen darüber nicht unbekannt. Wenn jedoch schon über mich entschieden ist, wenn nicht nur mein Tod, sondern eine schändliche Verleumdung Sie zu den Genuß Ihres gewünschten Glückes führen soll, so bleibt mir nichts übrig, als Gott anzuflehen, daß er Ihnen und meinen Feinden, die das Werkzeug davon sind, die schwere Schuld verzeihe, und Sie am Tage des Weltgerichts, an dem Sie wie ich bald erscheinen müssen, nicht für Ihr unfürstliches und grausames Betragen gegen mich, zu einer zu strengen Rechenschaft ziehen möge. Dann wenigstens wird meine Unschuld öffentlich bekannt werden und ich gereinigt von jeder Anklage dastehen.

Nur das soll noch meine letzte und einzige Bitte seyn, daß ich allein die Last von Ew. Gn. Zorn tragen möge, und er nicht die unschuldigen Seelen jener Unglücklichen, die, wie ich höre, gleich mir in strengem Gewahrsam ge-

halten werden, berühre. Habe ich jemals Gunst vor Ihren Augen gefunden, ist der Name Anna Boleyn jemals Wohllaut für Ihr Ohr gewesen, o! so gewähren Sie mir diese Bitte. Nicht länger will ich Ew. Gn. lästig werden, und mit dem inbrünstigen Gebet zu dem Dreyeinigen enden, daß er Sie in seine Obhut nehme und regiere in allen Ihren Unternehmungen.

Aus meinem traurigen Gefängniß im Tower, den 6. May 1536.

Ihre treueste und ergebenste Gemahlin
Anna Boleyn.

Wie sehr auch dieß Schreiben den Charakter eines reinen Bewußtseyns an sich trägt, so ging doch das Gericht des ungeduldigen Heinrich einen sehr raschen Gang. Einige zugleich Verhaftete blieben standhaft in dem Bekenntniß ihrer Unschuld; andre gestanden Reden ein, welche allerdings für eine Königin gegen ihre Unterthanen zu frey scheinen konnten. Norris, der Oberkammerdiener, dem man, wenn er bekennen würde, das Leben versprach, wollte lieber tausend Tode sterben, als eine Schuldlose anklagen. Der einzige Smeton, ihr Kammermusikus, gestand, wie man sagt durch falsche Hoffnungen der Begnadigung bewogen, einen strafbaren Umgang mit ihr ein. Da indeß die Königin auf rechtliches Gehör drang, so eilte man um so mehr mit seiner Hinrichtung, und als sie darauf bestand, ihrem Ankläger gegenüber gestellt zu werden, hatte jener schon mit dem Tode gebüßt. —

Die Geschichte hat viele Einzelnheiten über ihren Zustand, während des nur neunzehn Tage dauern-

den Verhafts im Tower, aufbehalten. Anfangs, als sie der Schlag so ganz unvorbereitet getroffen hatte, und sie noch in der grausamsten Ungewißheit über ihr Schicksal schwebte, litt Körper und Seele in gleichem Grade. Sie fiel oft in Krämpfe und Zuckungen, und eine Ueberspannung, die sich bald durch lautes Weinen, bald durch unnatürliches Lachen äußerte, wechselte mit ruhigern Stunden. Aber bald gelang es ihr sich zu fassen. Als sie, ohne daß man ihr einen Anwalt gegeben hatte, vor dem Gericht der Pairs und der Geschwornen stand, vertheidigte sie sich mit großer Besonnenheit. Als das Urtheil Schuldig! und die Strafe „Verbrannt oder enthauptet, wie es der König bestimmen wird," ausgesprochen war, hob sie ihre Hände gen Himmel und sprach: „O „mein Vater, o mein Schöpfer, und du, der du bist „der Weg, die Wahrheit und das Leben. Du weißt, „daß ich dieses Schicksal nicht verdient habe!" wendete sich dann an die Richter und wiederholte in der kräftigsten Sprache — in a pathetic declaration sagt Hume — ihre Unschuld. Als sie in ihr Gefängniß zurückkam, sendete sie noch ein letztes Schreiben an den König, worin sie ihm dankte, daß er nicht aufhöre sie immer größer zu machen. „Aus einem unbedeutenden Fräulein erhoben Sie mich zur Gräfin; dann zur Königin; und nun da Sie mich in dieser Welt auf keine höhere Stufe stellen können, zur Märtyrerkrone im Himmel." Man könnte fast behaupten,

daß der Hang zu witzigen, spöttischen, humoristischen Einfällen, woran ihre Gespräche überhaupt so reich gewesen seyn sollen, sie auch hier nicht verlassen zu haben schien.

Einer der Aufseher des Towers, Kingston, dem sie anvertraut war, schrieb wenige Stunden vor ihrer Hinrichtung, in einem schlecht stilisirten officiellen Berichte an den Oberrichter, folgendes:

„Sie hat diesen Morgen zu mir geschickt, und mich gebeten, bey den letzten Aussagen über ihre Unschuld gegenwärtig zu seyn. — Eben, indem ich dieß schreibe, schickt sie wieder. — „Herr Kingston, sagte sie, ich höre, daß ich diesen Morgen noch nicht sterben soll; das thut mir leid. Ich hoffte gewiß, vor Mittag todt und über allen Schmerz hinweg zu seyn.“ Ich antwortete ihr, sie werde keinen Schmerz empfinden. Es sey ein Augenblick. — Dann sagte sie noch: Man sagt mir, der Scharfrichter sey sehr geschickt, und ich habe einen dünnen Hals. Hiebey umspannte sie ihn mit der Hand, und brach dabey in herzliches Lachen aus. — Ich habe sehr viele Männer und viele Frauen hinrichten sehen, und wohl bemerkt wie bang sie waren. Aber ich finde, diese Dame hat Lust und Freude an ihrem Tode. — Ihr Beichtvater ist seit heute Morgen um 2 Uhr bey ihr. Weiter ist nichts merkwürdiges vorgefallen.“

Kurz vor Mittag führte man sie zum Blutgerüst auf der grünen Anhöhe des Towers. Man hatte den Nachrichter aus Calais, als einem Virtuosen in seinem Geschäft, verschrieben. Sie redete die in Menge versammelten Zuschauer noch einmal, aber mit großer Mäßigung an: „das Gericht habe sie verdammt, dem

müsse sie sich unterwerfen. Dem Könige danke sie für seine früheren Gnadenbezeugungen, für sie möge man beten.“ Dann überließ sie sich einer stillen Andacht, legte darauf das Haupt auf den Block und unter den Worten „Christo befehl' ich meinen Geist“ fiel das verhängnißvolle Beil. Den Leichnam legte man in einen alten Gewehrkasten. Als die Mittagsglocke zwölf schlug, war er schon in der Kapelle des Towers ins Grab gesenkt. — Am nächsten Tage vollzog Heinrich seine Vermählung mit der schönen Seymour.

Vergleicht man die männliche Fassung, womit Anna Boleyn endigte, mit dem späteren Benehmen des einst so mächtigen Ministers und Staatssecretairs Cromwell — welcher einer der Augenzeugen ihrer Hinrichtung war — welch ein Contrast! Seinen Brief an den König schließt er mit den Worten:

„Ich bin ein jammervoller Gefangner, ich muß mich in den Tod ergeben, wenn es Gott und Ew. Majestät so gefällt. Aber mein schwaches Fleisch dringt mich um Gnade und Verzeihung zu bitten.

Geschrieben im Tower mit schweren Herzen, mit zitternder Hand von Ew. Majestät allererbarmungswürdigsten Gefangnen, Ihrem armen Sclaven, Thomas Cromwell. —

N. S. Allergnädigster Herr, ich bitte um Gnade — Gnade — Gnade!“

Wenn der Anna Boleyn in ihren letzten Tagen der Trost fehlte, sich selbst von jedem Schatten des Leichtsinns und der Unvorsichtigkeit frey erhalten zu haben, wenn sie sich selbst besonders darüber Vorwürfe machte, eine rechtmäßige und tugendhafte Königin, in deren Dienst sie stand, wenn gleich ohne absichtlichen Plan, verdrängt, und deren Tochter Maria nicht immer freundlich behandelt zu haben, so steht dagegen Johanna Gray vor jedem menschlichen Urtheil rein da wie ein Engel. Denn daß sie, anfangs widerstrebend, doch endlich eine Krone annahm, die ihr nach dem Testament des verstorbenen Königs Eduard VI. und mit scheinbarer Zustimmung des Parlaments gebührte, wer kann, wer darf ihr das zum Verbrechen machen, da ihr junger Gemahl sie beschwor, da ihr Vater und Schwiegervater Gehorsam gebot, da die kaum frey gewordne Kirche selbst ihren Schutz gegen die unterdrückende Partey anzuflehen schien?

Heinrich VIII. hatte in seinem Testamente seinen einzigen Sohn Eduard zum Nachfolger ernannt. Dieser regierte nur sechs Jahre. Nach eben diesem Testament hatten seine Schwestern, zuerst Maria, dann Elisabeth die nächsten Ansprüche an den Thron. Aber durch die Scheidung von der Mutter der älteren, durch die Verstoßung der Mutter der jüngeren Tochter, waren beyde im Grunde für illegitim erklärt, und mehrere Große des Reichs, theils von

Ehrgeiz theils von Interesse für den unter Eduard emporgekommenen Protestantismus getrieben, wußten gerade diese letzte Rücksicht bey dem hinwelkenden Könige geltend zu machen. So entschloß er sich endlich, der Enkelin der Schwester seines Vaters, als nächster Verwandtin des Königlichen Hauses, der Johanna Gray, mit Ausschluß seiner Halbschwestern, die Thronfolge zu bestimmen.

Sechzehn Jahr alt, war sie, nur zwey Monate vor dem Tode Eduards, scheinbar unter glücklichen Vorbedeutungen, mit dem kaum ein Jahr älteren Guilford Dudley, viertem Sohn des damals mächtigen Herzogs von Northumberland, vermählt. Der kranke, und sonst sehr sparsame König, hatte noch einmal alles aufgeboten, den Hochzeittag seiner Verwandtin, die mit ihm aufgewachsen war, viele Lehrstunden mit ihm getheilt, und ihn oft übertroffen hatte, glänzend zu machen. Nie, sagt die Geschichte, war Jugend und Unschuld in einem Brautpaar schöner erschienen. So sehr indeß an jenem Vermählungstage das Volk über sie entzückt schien, so ward doch ihre Thronbesteigung mit Kälte aufgenommen. Der stolze Northumberland genoß und verdiente auch keine Gunst; die Rechte der Maria, die, selbst eine eifrige Papistin, besonders unter der nicht geringen Zahl der katholischgesinnten einen großen Anhang hatte, schienen verletzt, und Heinrichs Testament widerrechtlich umgestoßen zu seyn.

Als man der Johanna in dem Landsitz Durham-House, wo sie am liebsten in der Stille lebte, ihre Erhebung ankündigte, als ihr Vater Suffolk, ihr Schwiegervater Northumberland sie auf ihren Knieen, wie dieß itzt noch in England Sitte ist, als Königin begrüßten, war sie einen Augenblick betroffen, faßte sich aber bald, und bot — durch eine frühe ganz seltne Geistesbildung des Wortes sehr mächtig — alle Beredtsamkeit auf, um eine Würde von sich abzulehnen, die ihr nicht zu gebühren und der zu genügen sie sich nicht stark genug fühlte.

„Der Schwester Eduards“ — so erklärte sie sich — „nicht mir kommt der Thron zu. Ohnerachtet meiner Jugend bin ich alt genug, um die Wechsel des Glücks zu kennen, und habe in Katharina von Arragonien und Anna Boleyn warnende Beyspiele. Auch fühl' ich mich zu schwach für die Last einer solchen Würde, und möchte überhaupt meine Freyheit und meinen Frieden nicht gegen goldne Fesseln vertauschen. Wer mich wahrhaft liebt, wird mich nicht Stürmen aussetzen wollen, die unvermeidlich seyn würden.“

Ganz anders aber dachte der stolze Northumberland. Auch sein Sohn, Guilford, Johanna's junger Gemahl, blieb gegen den Glanz einer Krone nicht gleichgültig. Die er aufs höchste liebte, hätte er gern auch auf der höchsten Stufe gesehen, und so ließ er es an Bitten und Zureden nicht fehlen. So ward sie denn endlich durch Zudringlichkeiten von

allen Seiten überwunden. Man ließ ihr kaum Zeit zum Besinnen. Als neue Regentin ward sie von ihrem Landsitz auf der Themse, zuerst, nach der Sitte der Zeit, in den Königl. Pallast im Tower geführt, und bey dem Eingange von den Großen des Reichs, ihrer Mutter und ihren nächsten Verwandten mit tiefer Ehrerbietung empfangen.

Mit allen Geschäften, Künsten und Berechnungen der Politik unbekannt, war sie von diesem Augenblick an nur das Werkzeug der Gewalthaber, die unter ihrem Namen regieren wollten. Indeß wuchs im Lande der Aufruhr. Immer größer ward der Anhang der durch Heinrichs des Achten Testament ernannten Maria, und kaum war eine Woche hingegangen, als man bereits das Jauchzen des herbeyströmenden Volks im Tower vernahm. Da blieb Johanna's Vater, dem Herzog von Suffolk, nichts mehr übrig, als ihr schonend anzukündigen, „daß alles verloren sey.“ Mit großer Ruhe hörte sie ihn an. „Viel freudiger — erwiederte sie — steige sie vom Thron herab, als sie ihn angenommen habe. Ihre willige Lossagung möge nun gut machen, was Andre verschuldet hätten.“

Die siegende Maria zog im Tower ein, und nahm von den Königlichen Gemächern des weißen Thurms, worin Johanna neun Tage als Königin gewohnt hatte, Besitz. Diese und ihre ganze Familie war nun ihre Gefangene. Man wies ihr in

der Burg in einem Privathause des J. Pardridge eine Wohnung an. In dieser Lage blieb sie gegen acht Monate bis zu ihrem Ende. Vor das Gericht in Guildhall gestellt, hatte sie unumwunden sich selbst darüber angeklagt, die Krone angenommen zu haben, was ihr zartes Gefühl schmerzlich bereute. Der Oberrichter hatte das Todesurtheil gesprochen. So schnell sich auch die Hinrichtungen folgten, so schien doch Anfangs Maria eines so jungen und unbescholtenen Lebens, das ihr nicht mehr gefährlich werden konnte, schonen zu wollen. Zuletzt siegten doch die Rathschläge ihrer Umgebungen. Daß die Entthronte eine eifrige Protestantin war, vollendete ihren Untergang; doch mehr noch ihres Vaters unbesonnenes Beginnen.

Verweilen wir aber erst einen Augenblick bey ihrer Bildung und ihrem Charakter, ehe wir sie aufs Blutgerüst begleiten.

In den historischen Nachrichten der Zeitgenossen, so wie in allen späteren Geschichtschreibern, erscheint Johanna fast als ein Ideal weiblicher Schönheit, fleckenloser Tugend und einer ganz seltnen Geistesbildung. Diese letztere trägt allerdings das Gepräge einer Zeit, die in so vieler Hinsicht von der unsrigen durchaus verschieden war. Namentlich war dieß auch der Fall mit dem Unterricht der Kinder aus den höheren und besonders den fürstlichen Ständen. Zuvörderst war er ganz in den Händen gelehrter Geistlichen. Dann machte theils die Erlernung fremder Sprachen,

selbst der ausgestorbenen, wie der lateinischen auch wohl griechischen, theils eigentliche Theologie, die wesentlichsten Bestandtheile desselben aus. So erklärt es sich, daß viele der Fürsten und Regenten jener Zeit, neben den neueren Sprachen, wenigstens der lateinischen mächtig waren, deren man sich damals ohnehin in der Diplomatik bediente. Jene Unterrichtsweise ging nun selbst auf das weibliche Geschlecht über, und wo irgend Anlage und Lust sich zeigte, ermangelten die Lehrer nicht, auch die jungen Prinzessinnen schulgerecht zu bilden.

Heinrich der Achte war bey aller Rauhheit seines Charakters nichts weniger als unwissend. Er hatte sogar die Scholastiker gelesen. Vor allen schätzte er den Thomas von Aquinum, und nahm daher Luthern, der geringschätzig von diesem geurtheilt hatte, dieß so übel, daß er sogar eine lateinische Schrift von den sieben Sacramenten gegen ihn herausgab. Kein Wunder, daß er auch seinem Thronerben Eduard eine gelehrte Erziehung geben ließ, woran von Zeit zu Zeit seine Verwandtin Johanna Theil nahm. Diese, den Prinzen an Talent noch übertreffend, ergriff mit unglaublicher Wißbegier alles was man sie lehrte. Noch sehr jung, war sie wie der neueren, auch der lateinischen und selbst griechischen Sprache so kundig, daß sie darin sogar Briefe fertig schrieb. Von ihren Eltern war sie in ihrer Kindheit äußerst streng behandelt. Vielleicht hatte dieß ihren natür-

lichen Hang zur Stille noch mehr genährt. Wenigstens fühlte sie sich von Jugend auf weit mehr zu den Wissenschaften, als zu den Lustbarkeiten des Hofes hingezogen. Der gelehrte Asham, Lehrer der Prinzessin Elisabeth, erzählt in seinen Briefen, wie er sie einst, während der ganze Hof auf der Jagd gewesen, mit Platons Phädon von der Unsterblichkeit der Seele beschäftigt angetroffen, wobey sie ihn versichert, daß sie sich in solchem Umgang am glücklichsten fühle. Besonders gab sich einer ihrer Lehrer, Ellmer, ein eifriger Protestant, viele Mühe, sie recht tief in der Religion zu begründen, und gegen die Irrthümer des Papismus sogar mit allen Waffen der Schule auszurüsten.

Eine solche Bildung, die schon in ihrer frühen Jugend ihren Geist eine gewisse Frühreife verschafft hatte, muß uns allerdings etwas verkehrt vorkommen, wenigstens als Pedanterey erscheinen. Aber es gehörte nun einmal zum Charakter der Zeit, und hatte auf Johanna wenigstens die wohlthätige Wirkung, daß sie frühzeitig etwas viel höheres kennen lernte als den Glanz einer Krone, und daß ihr, selbst nach der Verbindung mit dem jungen Guilford, so sehr sie ihn auch geliebt haben soll, doch das Leben in der Wissenschaft weit wünschenswerther erschien, als die gefahrvolle Höhe eines Thrones.

Herrlich bewährte sich dieß in den letzten Stunden und Tagen ihres Lebens. Sie wurde, nebst

ihrem Gemahl und mehreren Verwandten, zwar im Tower als Gefangne bewacht, jedoch Anfangs gestattet, daß sie sich sehen und im Königlichen Garten am Schloß ergehen konnten. Der Ausgang blieb ihr gleichwohl dunkel, und sie suchte Trost und Beruhigung in ihren Studien, vorzüglich aber in der Religion, an der sie mit ganzer Seele hing.

Vielleicht wäre auch eine lebenslängliche Gefangenschaft ihr Loos geblieben, hätte sich nicht ihr eigner Vater, der Herzog von Suffolk, dem Maria schon einmal verziehen hatte, an die Spitze einer unzufriednen Partey gestellt, worin die Königin und ihre Räthe nichts anders, als den Versuch seine Tochter wieder auf den Thron zu setzen, erblicken konnten. So wenig sie davon wußte, und so entfernt ihr Herz davon war, so beschleunigte dieß doch den Befehl, sowohl Johanna als ihren Gemahl aus der Welt zu schaffen. Sie empfing die Nachricht, auf die sie so viele Verfolgungen und Hinrichtungen protestantisch Gesinnter schon längst vorbereiten konnten, mit grosser Gelassenheit, und beklagte viel mehr als sich den jungen Gatten, und besonders den unglücklichen Vater, den der Vorwurf peinigte seine Tochter aufgeopfert zu haben. Man hoffte sie wenigstens im Angesicht des Todes zu der katholischen Kirche herüber zu ziehen. Dem Probst von Windsor, D. Feckenham, einem gelehrten und feingebildeten Manne, wurde der Versuch aufgetragen. Johanna empfing ihn mit einer

Milde und Zartheit, die ihn selbst tief bewegte. Den Religionsstreitigkeiten wich sie aus. „Sie habe die wenigen übrigen Stunden nöthig, sich zu sammeln und auf den wichtigen Schritt vorzubereiten.“ Er nahm dieß für einen Wunsch, ihre Hinrichtung aufgeschoben zu sehen, und erbat ihr noch drey Tage Frist. Sie waren ihr unwillkommen. Indeß blieb sie bey den wiederholten Besuchen keine Antwort schuldig, und vertheidigte ihren Glauben, namentlich die reformirte Abendmahlslehre, im Gegensatz der katholischen von der Messe, mit Gewandtheit und Beredtsamkeit, richtete auch an ihren vormaligen Lehrer Harding, den die Zeiten der Verfolgung wankend gemacht hatten, voll Mißmuth über seine Abtrünnigkeit von einer Lehre, die sie zum Theil seinem Unterricht verdankte, einen noch vorhandnen sehr heftigen und bittern Brief, der jedoch zuletzt mit den innigsten Bitten, zur Wahrheit zurückzukehren, endigte. Auch ihrer Schwester schrieb sie, indem sie ihr griechisches N. Testament ihr zum Andenken übersendete, in gleicher Sprache auf die weißen Blätter einen rührenden Abschied, und beschwor sie, dem evangelischen Glauben treu zu bleiben.

So kam der Tag des Todes heran. Guilford sollte zuerst sterben. Er wünschte Johannen noch einmal zu sehen. Sie kannte wohl seine Schwäche, fürchtete die Scene des Abschieds, und ließ ihn bitten, ihr und sich den Kampf zu ersparen, und sie

lieber jenseits zu erwarten, da nur wenige Augenblicke zwischen ihrer Wiedervereinigung lägen. Als er zum Tode auf Towerhill geführt ward, winkte sie ihm aus dem Fenster ihres Verhafts das letzte Lebewohl zu, sah bald darauf den in ein weißes Tuch gehüllten Leichnam vorüberführen, und freute sich zu hören, daß er standhaft und dem Glauben getreu gestorben sey. Bridgs, der Lieutenant des Towers, erbat sich ein Andenken. Sie gab ihm ihre Schreibtafel, in die sie noch eben einige Sentenzen über die Nichtigkeit alles Irdischen und über das gerechte Urtheil, das die Unschuld erwarten dürfe, in verschiedenen Sprachen geschrieben hatte.

Man fürchtete, die Oeffentlichkeit ihrer Hinrichtung werde einen zu starken Eindruck machen. Es war daher befohlen, das Blutgerüst innerhalb des Towers, auf dem Rasenplatz vor dem weißen Thurme, zu errichten. Der katholische Geistliche Feckenham wich nicht von ihrer Seite. Ihr Gebetbuch in der Hand, achtete sie wenig auf seine Zusprache. Doch dankte sie ihm zuletzt sehr freundlich für seine theilnehmende Güte, mit dem Wunsch, daß ihn Gott erleuchten wolle, die Wahrheit zu erkennen. In einer kurzen gefaßten Rede klagte sie sich nochmals der übereilten Annahme der Krone an, wiewohl ihr Herz sich nie danach gesehnt, und demüthigte sich vor Gott, der sie durch Leiden der Anhänglichkeit an das Irdische habe entreißen wollen. „Sie sey nicht frey gewe-

sen von Eitelkeit und Wohlgefallen an vergänglicher Lust. Aber sie habe durch ihr Schicksal Zeit gewonnen, ihre Fehler zu bereuen und ihren Frieden mit Gott zu machen. Uebrigens — setzte sie hinzu — nehme ich Sie, Mylords und übrige hier Versammelte, zu Zeugen, daß ich als eine evangelische Christin sterbe, allem Verdienste vor Gott durch meine Werke entsage, da ich wohl weiß, wie vieles an ihnen fehlt, um nicht allein auf seine Gnade und das Verdienst Jesu Christi zu rechnen." — Sie endete mit dem lauten Gebet des 51sten der Psalme Davids.

Hierauf — so erzählen alle Chroniken jener Zeit — hat sie, die angebotene Hülfe des Nachrichters ablehnend, sich selbst das Oberkleid aufgeschnürt, dann von ihren treuen Dienerinnen Elisabeth und Helena entkleiden lassen, darauf Halstuch und Handschuhe unter sie vertheilt. Dem knieend um Verzeihung bittenden Nachrichter hat sie freundlich geantwortet, und nur gebeten, schnell mit ihr zu enden. Als man ihr das Tuch zum Verbinden der Augen gereicht und sie den Block erblickt, hat sie gefragt: „Wird mich der Streich treffen eh ich mich darauf gelegt?" Da man sie des Gegentheils versichert, hat sie schnell die Augen verbunden, dann nach dem Block umhergegriffen, und nachdem man sie daran geführt, sogleich das Haupt willig hingestreckt. Unter dem brünstigen Gebet: „Herr in deine Hände befehl ich meinen Geist!"

ward es vom Körper getrennt. Da — mögen wir wohl mit unserm Schiller sagen — da ging

ihr Kerker auf, und ihre Seele schwang
auf Engelsflügeln sich empor zur ewgen Freyheit.

In der Kapelle des Towers wurde sie neben Guilford bestattet. Kein Auge, selbst derer die auf Mariens Seite gewesen, ist dabey trocken geblieben; in alle Länder ist der Ruf ihres seltnen Verstandes und ihrer schönen Seele gedrungen; überall, auch spät noch, sind nah und fern ihrem Schicksal Thränen geflossen. Künstler und Dichter haben gewetteifert, sie in ihren Werken zu verherrlichen. Der Oberrichter Morgan aber, der ihr Todesurtheil gesprochen hatte, ist nach dessen Vollziehung wahnsinnig geworden, hat unaufhörlich ausgerufen: „Weiche — weiche von mir Johanna!“ — und so ist er gestorben.

---

So stellt denn die englische Geschichte, unter drey auf einander folgenden Regierungen, in einem Zeitraum von neun und funfzig Jahren, eine höchst tragische Trilogie in dem Schicksal dreyer Königinnen auf, die auf dem Blutgerüst geendet haben. — Mit diesem Eindruck verließ ich den Tower, und suchte nach einer langen Wanderung, die mich zugleich dem Grabmahl der Maria Stuart in Westminster näher brachte, die Einsamkeit. Eine grauenvolle

Vergangenheit war vor mir aufgestiegen; eine durch die Kerker, die Richtstätten, das Henkerbeil, aufgeregte Phantasie, gab dem gesammelten Nachdenken reichen Stoff. Das Leben und das Ende dieser königlichen Frauen ging noch einmal vor mir vorüber. Welche von ihnen, aus dem moralischen Standpunct aufgefaßt, die gerechtesten Ansprüche an unsre Theilnahme habe, konnte nicht zweifelhaft seyn. Aber jede von ihnen ist auch von dramatischen Dichtern zur Heldin gewählt; wie von J. Banks die Anna Boleyn; Johanna Gray von Rowe und Wieland; von unserm großen Zeitgenossen die Maria Stuart. Dacht' ich sie mir aus diesem Gesichtspuncte, so änderte sich die Ansicht; es könne, schien es mir, nur zwischen Anna und Maria die Entscheidung des Dramaturgen schwanken. An einem andern Orte werde ich meine Gedanken darüber dem Urtheil der Aesthetiker unterwerfen *).

*) M. s. die Vermischten Aufsätze und Fragmente am Ende dieses Bandes.

## Die königlichen Wohnungen Carltonhaus und Schloß Windsor.

(Carltonhouse. Windsor-Castle.)

Ich habe Gelegenheit gehabt beyde genau kennen zu lernen. Carltonhaus bewohnte der itzige König Georg IV. schon seit 1788 als Prinz von Wallis und hernach als Prinzregent; Schloß Windsor war der vormals so geliebte, späterhin so traurige Aufenthalt Georg III. bis zu seinem Tode. Dort ist alles reich und neu; hier alles einfacher, und selbst das Prächtige veraltet.

Man muß besondre Empfehlungen haben, um Carltonhaus im Innern zu sehen. Ich fand sie durch den eben in London anwesenden hannöverschen Quartalcourier Herrn Heidmüller, der, da mehrere Depeschen sogleich an den jedesmaligen Regenten abgegeben werden müssen, sehr bekannt im Hause, und daneben ein Landsmann des deutschen Geheimcämmeriers war, unter dessen Aufsicht die Gewehrkammer steht. Gerade diese Gewehrkammer gehört, besonders für Kenner, zu den ersten Sehenswürdigkeiten des Pallasts. Sie füllt vier Zimmer im zweyten Stock, in deren Nähe der Prinz selbst wohnt. Für einen militairischen Besucher muß es im hohen Grade interessant und lehrreich seyn, von der Armatur aller Nationen alter und neuer Zeit, von der Rüstung des Preußischen Grenadiers oder

Jägers, bis zu dem Waffenschmuck der Seapoys, der Chinesen, der Japaner, der Leibwache des Großmoguls u. s. w., auch keine einzige zu vermissen, und Beobachtungen, theils über die nationale Verschiedenheit, theils über die Fortschritte der Kriegskunst, und selbst des Geschmacks in der Verfertigung aller dieser Werkzeuge des Todes anzustellen. Der Reichthum, welchen diese vier Gemächer an einzelnen Kostbarkeiten, an den edelsten Metallen, an Juwelen und Perlen, womit die Prachtsäbel, die Degengriffe, die Turbans und Helme geschmückt sind, enthalten, ist wohl unschätzbar. Vor allen zeichnet sich, wie man leicht erwarten kann, das aus, was aus Ostindien kam; namentlich so manches aus den unermeßlichen Schätzen, welche den Engländern im Jahr 1792, nach dem Sturm von Seringapatnam, wo der gewaltige Tippu-Saheb zuletzt Reich und Leben verlohr, zur Beute wurden. Das Nachbild dieses unglücklichen Sohns eines bessern Vaters, des bekannten Hyder-Ali, das man mit dem Schmuck den er trug bekleidet hat, symbolisirt recht lebendig den Tyrannen von Mysore, wie in seiner Herrlichkeit so in seinem Fall. Die Rücklehne des goldnen Throns des letzten zingalesischen Königs von Kandi, Rajah Sindah, bildet eine große Sonne mit vielen von Juwelen seltner Größe durchbrochenen Strahlen. Man zeigt seinen Thron als das jüngste Denkmal der brittischen Eroberungen in Indien. Denn

erst im Jahr 1815 ging der Glanz seiner Herrschaft unter, und England gewann durch den Sturz des Reichs die Alleinherrschaft auf Ceylon. Ein Jahr später ward Thron und Scepter des Besiegten den Schätzen dieser königlichen Sammlung zugesellt.

Wenn man sich von allen diesen Trophäen, welche viel mehr eine geistige als physische Ueberlegenheit, aber auch viel mehr eine ungemeßne Begier nach Besitz und Herrschaft, als gerechter Anspruch hier zusammengehäuft hat, umgeben sieht, — wie möchte man da nicht versucht werden zu fragen: „Was gab Europäern, oder genauer zu reden, was gab einer Handelsgesellschaft (Ostindische Compagnie genannt) das Recht, in einem fremden Welttheile Königreiche zu zertrümmern und Nationen zu unterjochen, denen es gewiß nie eingefallen wäre, den Frieden eines entlegenen Inselreichs zu stören?“

Daß, wie in der Natur aus den furchtbarsten Zerstörungen so oft neue Bildungen und Organismen hervorgehen, eben so auch in der Menschenwelt Anfangs empörende, aber doch nur momentane Grausamkeiten, tausendjährigen Greueln ein Ende gemacht haben, kann diese zwar nicht entschuldigen, und der Erfolg nicht gut machen, was nicht gut ist an sich; aber es hat doch diese Erfahrung für den Menschenfreund wenigstens etwas beruhigendes. In dem Untergang der Rohheit und Barbarey uncivilisirter, oder in den tiefsten Aberglauben versunkener Völkerschaften,

darf er doch, wenn auch erst nach hundert Sonnenwenden, das Emporkommen künftiger Generationen ahnden, die vielleicht nur durch die gewaltsamsten Mittel menschlicher, also auch besser und glücklicher werden konnten. Großbritannien hat nicht mehr als ohngefähr achtzehn Millionen Einwohner. Dieses beschränkte Reich ist gleichwohl nach und nach Herr einer Ländermasse von sechzig Millionen Menschen in fremden Welttheilen geworden. Und wer mag verkennen, daß durch diese Oberherrschaft eines so hochgebildeten Volks, der geistigen, sittlichen und religiösen Cultur, und mit ihr auch edleren und sanfteren Mitteln sie zu vollenden, der Weg gebahnt ist? Selbst da, wo rohe Nationen noch weit entfernt sind, Sinn für die Wissenschaften zu haben, oder die Lehren einer geläuterten Religion anzunehmen — die doch unter allen Bildungsmitteln der Menschheit von jeher das wirksamste gewesen ist — fangen sie wenigstens an, die Ueberlegenheit, welche geistige Cultur den Europäern über sie giebt, zu fühlen, und werden geneigt, ihre Kinder das Lesen und Schreiben lernen zu lassen. Unter bestimmten Gesetzen, die von einer gereiften Vernunft, nach deutlicher Einsicht in die Grundfesten einer jeden Staatsgesellschaft, entworfen sind, befindet sich überdieß jedes Volk besser, als unter gesetzloser Willkühr. Die Härten und Unmenschlichkeiten, deren sich einzelne englische Gouverneurs schuldig gemacht haben, waren unter dem Scepter asiatischer Sultane, Peischwa's,

Schachs und Rajah's der gewöhnliche Zustand. Krieg und Länderverwüstung war das Geschäft ihres Lebens, und das furchtbare Schicksal ihrer Gefangenen kennt man aus allen Beschreibungen jener Länder. Die allmählige Zertrümmerung des Reichs des großen Moguls, so weit sie durch brittische Waffen bewirkt wurde, hat allerdings genug Blut gekostet. Aber es ist dennoch nicht zu vergleichen mit dem, wovon noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Delhi, der Sitz des Aurangzebs und seiner Nachfolger, Zeuge war, als ein beleidigter hindostanischer Fürst den persischen Tyrannen Schach Nadir zu Hülfe gegen den damaligen Mogul Mahmud gerufen hatte. Mahmud legte Diadem und Scepter zu seinen Füßen und hunderttausend Menschen ohne Unterschied des Alters, Geschlechts oder Standes schwammen in ihrem Blute. Tausende stürzten sich in die Brunnen. Viele der Hindus schlossen in rasender Verzweiflung ihre Familien ein, steckten die Häuser in Brand, stürzten sich dann in die Flammen, um mit Weibern und Kindern umzukommen. Mitten unter diesen grausenvollen Scenen saß Schach Nadir in der Moschee mit seinem teuflischen Angesicht. Als er vernahm, daß fünfhundert seiner Leute zu den freyen Horden am Kaukasus zu fliehen gedachten, da ließ er ihnen mit Federmessern die Augen ausschneiden. So that er am Kuru siebenhundert andern, die gleichen Sinn trugen; hundert und zwey und neunzig Köpfe

ihrer

ihrer Vornehmsten ließ er in einen Thurm einmauern. Seinem ältesten Sohn ließ er die Augen ausstechen, weil er zu sehr geliebt wurde. Wer wider die militairische Pflicht irgend sündigte, dem wurden die Ohren oder die Lippen abgeschnitten, oder er wurde bey den Füßen aufgehangen und so lange auf die Sohlen geschlagen, bis die Knochen entblößt waren *). Auch der König von Kandi, dessen Thron mich zu dieser Ausschweifung verleitet hat, war der willkührlichste Tyrann, und von seinem eignen Vezier wegen seiner unerhörten Grausamkeiten den Engländern verrathen. Wenn nur die Hälfte von den Unmenschlichkeiten wahr ist, die mir ein Deutscher, der lange als Soldat im englischen Dienst stand, selbst bey seiner Gefangennehmung gegenwärtig war, und durch einen sonderbaren Zufall, eben als ich das vorstehende geschrieben hatte, vor meiner Thür um ein Reisegeld bat, erzählte, so kann man sich doch nur freuen, daß dieser Thron itzt hier steht, keine Schlachtopfer mehr seine Stufen mit ihrem Blute färben und kein Barbar ihn wieder besitzen wird.

Die eigentlichen Wohnzimmer des itzigen Königs in Carltonhaus sind für Fremde unzugänglich. Aber die Staatszimmer und Säle in dem untern

*) So erzählt Johannes Müller i. d. Allg. Gesch. 3. Th. S. 313. und so bestätigt es noch neuerlich W. Thorn in der Geschichte des Krieges in Indien. C. 4. Ein Auszug davon steht in F. v. Cöln Neuen freymüthigen Blättern vom Jahre 1820. 4tes Heft.

Geschoß, gewähren durch eigenthümliche Pracht, moder-nen Geschmack und unschätzbaren Reichthum doch mehr Unterhaltung, als man gewöhnlich zu finden pflegt, wenn man sich an der Seite langweiliger Führer durch alle Gemächer fürstlicher Schlösser durchquälen muß. Der Kunstkenner findet vortreffliche Gemählde aus der alten und neuen Schule, auch Büsten von Fox, Lady Hastings u. A. In dem Bibliothekzimmer würde der Literator, und besonders der Freund von Prachtausgaben und Seltenheiten jeder Art, gern viele Tage verweilen. Der Saal, worin das kostbare silberne und goldne Tischgeräth — welches noch aus den Zeiten Karl I. und der Königin Elisabeth stammt — hinter großen Spiegelscheiben (jede sagte der Führer, koste an 200 Thlr.) aufgestellt ist, gewährt einen ganz einzigen Anblick, so wie der Thronsaal und das Zimmer, worin sich der geheime Ministerialrath versammelt, wie man erwarten kann, einer großen Nation würdig ist.

Den wenigsten Eindruck macht das Aeußere von Carltonhaus. Eine lange Säulenreihe jonischer Ordnung, welche gegen die Straße den Vorhof be-gränzt, verbirgt beynahe die ganze Fronte des nur zwey Stock hohen Hauses, dessen obere Zimmer noch dazu auffallend niedrig sind. Man war aber eben sehr daran, nicht nur den Platz, wo das Schloß liegt, durch edlere Gebäude zu verschönern, sondern durch Wegschaffung vieler Häuser eine weite Aussicht bis in

die Straße von Picadilly zu eröffnen, um sie dann durch architektonische Prachtgebäude zu schließen. Dann soll auch die Kolonade vor der Fronte weggerissen und das ganze von seiner ängstlichen Beschränkung befreyt werden. Bey der unglaublichen Schnelligkeit, womit man in London große Gebäude entstehen und verschwinden sieht, wird unstreitig der Plan seit Jahr und Tag schon weit fortgerückt seyn.

---

Windsor, sechs kleine Meilen von London, ist als Stadt nicht beträchtlich, und wird von Eton, einer noch kleineren aber durch ihre Schulanstalt so berühmten Stadt, bloß durch eine Brücke geschieden. Es liegt in dem Mittelpunct sehr schöner, höchst fruchtbarer und cultivirter Ebenen, umgeben von einer zahllosen Menge reicher Landsitze und lieblicher Landhäuser (Lodges, Cottages), die von Familien, welche sich dem Stadtgewühl entziehen wollen, oft das ganze Jahr hindurch bewohnt werden. Mit der Stadt hängt das Schloß (Windsor-Castle) nah zusammen, erhebt sich aber auf einer bedeutenden Anhöhe, die man von einer Seite auf mehreren hundert Stufen ersteigen muß. Es hat von fern und selbst in der Nähe, durch die hohen von Quadern hinaufgeführten Mauern fast das Ansehn einer Bergfestung, wozu es auch wohl Wilhelm der Eroberer, der vor siebenhundert Jahren den ersten Grund dazu legte, bestimmt haben

mag. Unter den Eduards ist vieles verändert und erweitert. Heinrich der Achte aber, und seine dort 45 Jahr lang regierende Tochter Elisabeth, späterhin Karl II., haben eigentlich dem Schloß seine itzige Gestalt gegeben. Um einen Theil der Gebäude geht ein, an der einen Seite wohl 25, an der andern etwa 10 Ellen breiter, mit Sand belegter Weg, oder die berühmte Terrasse, welche zuerst von der Königin Elisabeth angelegt, dann erweitert, in so vielen Beschreibungen der Reisenden, selbst in so vielen Liedern der Dichter, hinsichts der wundervollen Aussicht, zu den schönsten Standpuncten in England gerechnet wird. In der That kann man sich kaum von dem Anschauen der wiewohl mehr lieblichen als großen Natur, die sich ringsumher dem Auge darstellt, trennen. Zur Linken erblickt man den gefeyerten Park von Windsor, den die Freunde der englischen Literatur aus Pope's Gesängen kennen. Daran lehnt sich die ehrwürdige gothische Kirche von Eton. Im Vorgrunde sieht man in das — alles was wir gewohnt sind, übertreffende — Grün der Wiesen *), reich geschmückt mit dichten Baumgruppen im herrlichsten Wuchs, und von der mannichfaltigsten Schattirung des Laubes. In unzähligen

*) Die Schönheit des englischen Rasens, veranlaßte den Galloamerikaner Simond, die Mühe die man darauf wendet, näher zu untersuchen. Er berichtet in seiner Reise darüber folgendes: „Zuerst werden alle große Un-

Windungen (wovon vielleicht der Name Windsor) schlängelt sich die Themse, und überglänzt im Sonnenschein, wie geschmolzenes Silber, die heerdenreichen Wiesen. Den weitesten Blick nach allen Seiten hin hat man auf dem alten runden Thurm, vormals der Wohnung des Commandanten. Die Platteform ist mit Bley bedeckt, so daß man auf derselben ringsumher gehen kann, wo denn das Auge die ganze Gegend

---

ebenheiten so viel als möglich geebnet. Die Walze thut dann das Uebrige. Besonders braucht man sie im Frühling, wenn der Boden so fest geworden ist, daß sie nicht mehr einsinkt und doch noch weich genug um sich zu ebnen. Wenn das Gras moosicht wird, frischt man es durch Asche oder Dünger wieder an, aber nur selten, weil es nicht hart und fest sondern niedrig und dünn wachsen soll. Man mäht, oder vielmehr man schiert diese völlig ebene Fläche wohl wöchentlich einmal, ja in warmer und regnichter Zeit wohl zweymal. Bey trocknem Wetter ist einmal des Monats genug. Das Wetter muß feucht, die Sense muß sehr scharf und so gestellt seyn, daß sie ganz platt auf dem Rasen streicht, und eine breite Klinge haben. Die Walze ist gewöhnlich von gegossnem Eisen und inwendig hohl. Die Handwalzen haben ungefähr 18—20 Zoll im Durchmesser, sind $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß lang und wiegen etwa 500 Pfund. Die, welche ein Pferd zieht, sind zwey oder dreymal so schwer. Ich habe vor einigen vier Pferde gesehen.“ So weit Simond. Auf diese Art wird es allein erklärlich, wie der so bearbeitete Rasen (turff) diese Vollkommenheit erhält. Ich kann versichern, daß es mir vornehmlich in einigen der Collegiengärten zu Oxford vorkam, als ob ich auf Teppichen von dem schönsten grünen Sammt ginge.

beherrscht und zwölf Grafschaften überblickt. In der Mitte erhebt sich ein hoher Baumstamm, an welchem die Reichsfahne, zwanzig Ellen lang, mit dem Wappen Englands und Schottlands flaggt, wodurch man immer viele Meilen weit umher wissen konnte, wenn der König in Windsor gegenwärtig war.

Das Schloß, dessen Inneres man ohne Schwierigkeit sehen kann, hat große, zum Theil sehr antik decorirte und meublirte Säle und Zimmer. Man wird besonders auf das aufmerksam gemacht, worin alle Schönheiten, die einst an dem üppigen Hofe Karl II. glänzten, meist von Kneller gemahlt, eine lange Reihe bilden. Andre waren zu großen Festlichkeiten, zu Versammlungen und Concerten bestimmt gewesen. Noch erblickt man in dem einen derselben Händels Orgel nebst seinem Bildniß. Zu der ersten Fahne, die Marlborough nach dem Siege bey Blenheim nach England sendete, waren die ersten Adler die der Held von Waterloo überschickte das herrlichste Gegenstück. Beyde Siegszeichen fanden wir in einem jener großen Säle aufbewahrt. In dem Innern des Schlosses herrschte seit der Krankheit des Königs eine öde Stille. Wir näherten uns dem Zimmer, in welchem seit vielen Jahren Georg III. wohnte. Nur zwey Wände, sagte unser Führer, trennen uns von dem Monarchen. Man weiß, daß er schon früher in eine traurige Geisteszerrüttung verfiel, die jedoch im J. 1789 wieder vorüberging. Aber seit 1810 hatte alle Kunst vergebens gestrebt,

den Nebel, der seinen Geist umhüllte, zu zerstreuen, und es war ihm kaum eine Erinnerung an vorige Zeiten, mit einem dunklen Bewußtseyn seiner Würde geblieben. Zuletzt hatten ihm auch die beyden edelsten Sinne den Dienst versagt. Alle Monat ging eine eigne Commission, zu der auch der Bischof von London gehörte, nach Windsor, um über seinen Zustand treuen Bericht zu erstatten. Sonst war, außer den Gliedern seiner Familie, jedem Andern der Zugang zu dem königlichen Kranken verschlossen. Die Königin hat ihn, so lange sie es selbst vermochte, wöchentlich zweymal gesehen. Sie starb vor ihm. Am 29. Januar 1820 endete auch er seine trüben Tage.

Man ist gewohnt, daß bey dem Tode selbst der mittelmäßigsten, wohl gar gehaßter Fürsten, die öffentlichen Blätter dennoch von Lobsprüchen wiedertönen, an die niemand glaubt, von Thränen reden, die niemand geweint, und von allgemeiner Trauer, die keiner gefühlt hat. Selbst bey dem Hinscheiden eines so guten Regenten wie Georg III. war, könnte man, bey seinem hohen Alter, und bey der völligen Unthätigkeit, in die ihn sein Zustand versetzte, leicht ähnliche Aeußerungen für nichts als leere Worte halten. Aber hier würde man sich dennoch irren. Mit einer ganz ungetheilten Verehrung und Liebe hat die Nation an ihm gehangen, und von den täglichen Gebeten um die Fristung seines Lebens, welche ich noch während meines Aufenthalts in England so oft hörte, sind gewiß recht

viele aus der tiefsten Seele gekommen. Die Veränderung scheuend, vorahndend was sie für Folgen haben könnte, hielt man sein bloßes Daseyn schon für eine Wohlthat. Das alte Volkslied: God save the King! ward bey allen Gelegenheiten aus voller Brust gesungen. Wenn sich nur ein Glied der Königlichen Familie im Theater sehen ließ, wurde augenblicklich vom Publicum die Absingung von den Schauspielern gefordert, und man konnte es kaum abwarten, bis der Vorhang herabgelassen ward und das Sängerchor hervortrat, wo denn bey den Stellen: great Georg our King! Our noble King! immer der lauteste Beyfallsruf ertönte. In allen Bilderladen hing sein Bildniß, besonders wie man ihn sonst — im Sommer in der Regel von Freytag bis Sonntag — auf der Terrasse zu Windsor gegen Abend mit seiner Familie umherwandelnd, und jedermann freundlich anredend, zu erblicken gewohnt gewesen war. „Ich kann — sagte unser itzt bey dem brittischen Museum angestellter Landsmann, Hr. Röden *) — nie den Eindruck vergessen, welchen der Anblick dieses anerkannt edlen Fürsten auf mich machte, als ich ihn zum ersten Mal in der Hofkirche zu Windsor sah. Er war damals 51 Jahr und gehörte noch zu den schönsten Männern. Sein unbeflecktes Leben, seine tugendhafte Häuslichkeit, die pünctliche Erfüllung seiner Regentenpflichten,

*) Zeitgenossen St. XVII.

die einnehmende Männlichkeit seiner Person, die alt-englische Einfachheit in seinem Betragen, seine herablassende Leutseligkeit im Umgang, flößten Hochachtung ein, und gewannen ihm alle Herzen. Die Königlichen Kinder waren damals noch im jugendlichen Alter und bildeten eine äußerst liebenswürdige Gruppe um die erhabenen Eltern.“ Wenn man hiebey an so manche schmerzliche Erfahrungen denkt, welche diese Königlichen Eltern gleichwohl späterhin in ihrer Familie erlebt haben, so möchte man fast an dem Eindruck vortrefflicher Beyspiele irre werden, wenn man nicht wüßte, wie sehr die Welt, zumal die große Welt, mit allen ihren Verführungen selbst in die sorgfältigste Erziehung eingreift, und wie viel sie fast gewaltsam zerstört, was jene gebaut hat.

Bey der schwächeren Gesundheit des Prinzregenten, itzigen Königs, hatte die Hoffnung des Landes desto freudiger auf seine durch Geist und Herz ausgezeichnete Tochter, die Prinzessin Charlotte hingeblickt. In ihrer Verbindung mit dem edeln Prinzen von Koburg, die lediglich das Werk ihrer eignen Wahl war, schien sich die alte Tugend und Häuslichkeit ihrer Großeltern zu verjüngen. Wie schnell ging auch dieser Stern unter! Bekanntlich starb sie bald nach der Geburt eines Prinzen, der selbst nur einen Blick in das Leben that, und der noch wenige Stunden vorher überglückliche Gemahl, verlor in der nächsten eine hochgeliebte Gattin, einen Sohn,

und die Aussicht auf den Antheil an einer Krone, den ihm die allgemeine Liebe und die Achtung schon zugesichert hatte. Man hat mir oft gesagt, daß man sich keines Tages erinnere, der dunkler und schreckenvoller über London aufgegangen sey, als jener verhängnißvolle. Wie mit einem electrischen Schlage sind alle Kaufläden geschlossen, ist alles in Trauer gehüllt gewesen. Die ältesten Greise hat man auf der Straße weinend gesehen. Man hat anwenden können, was Klopstock bey dem Tode der Königin Louise sang —

wer mehr empfand, blieb unbeweglich stehen,
verstummt, und weint' erst spät.

Wie sehr auch die Nation an der Idee der Freyheit hängt, so hängt sie doch eben so fest an Regenten, welche das Bollwerk derselben, die Constitution, ehren und schützen. Der König kann, durch sie gebunden — dieß ist ein Nationalgefühl — nie Böses, aber unendlich viel Gutes thun. In der Prinzessin Charlotte hoffte man dereinst eine Regentin zu besitzen, ähnlich der gefeyerten Elisabeth, weise, fest, mächtig wie sie, aber durch Weiblichkeit und Güte weit über sie erhaben.

In der, unter andern auch wegen der schönen neuen Glasmahlerey, sehenswürdigen Kathedralkirche von Windsor, oder der St. Georgenkapelle, einem sehr edlen gothischen Gebäude von großem Umfang, in welcher reiche Domherren täglich durch Vicarien (Choristers) Psalmen und Gebete für

sich singen lassen, ist itzt die Königliche Gruft. Man wallfahrtet noch immer zu ihr hin, um der unvergeßlichen Charlotte zu gedenken. Mit nassen Augen zeigte man uns die Stelle, wo der trostlose Gemahl seinen Schmerz bey der feyerlichen Bestattung bezwingen mußte, als er mit dem Sarge, der sein ganzes Glück in sich schloß, alle seine Hoffnungen versenken sah. Die Begräbnißfeyer des entschlafenen Monarchen — wie wird sie alle diese Empfindungen wieder aufgeregt haben!

An den Säulen im hohen Chor, schweben die Fahnen mit dem Wappen der Ritter vom Hosenbande (the garter) über ihren Sitzen, so lange sie leben. In dieser Kirche werden sie installirt. Die Fahnen Friedrich Wilhelms und Alexanders, welche bey ihrem Besuch im J. 1815 mit den Orden bekleidet wurden, gehörten zu den jüngsten. Als Unterbediente des Ordens, betrachtet man die Mitglieder einer Stiftung für herabgekommene Edelleute oder Militairs. Sie führen den Namen der poor Knights, d. i. der armen Ritter.

## Die Porterbrauereyen.

Ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, die beschränkte Zeit meines Aufenthalts in der Hauptstadt nicht durch das Anschauen von Gegenständen zu verkürzen, die zu sehr außer dem Kreise meiner Kenntniß und Beurtheilung lagen. Selbst bey denen, die auch für den Nichtkenner ein gewisses allgemeines Interesse behalten, wollte ich mich lieber mit mündlichen und schriftlichen Beschreibungen begnügen. Namentlich sollte dieß der Fall mit allen dem seyn, was zum Fabrik- und Maschinenwesen, und überhaupt jenen merkwürdigen mechanischen Erfindungen gehört, wodurch sich der brittische Erwerbfleiß von jeher, in neueren Zeiten aber in einem so ganz einzigen Grade, ausgezeichnet hat. Hierzu ist auch namentlich die itzige Einrichtung der Brauereyen des Porterbiers zu rechnen. Doch gerade diese, meinten alle meine Bekannte und Freunde, müsse keiner wer London gesehen habe ungesehen lassen. Er würde versäumen was nirgend anders nachzuholen sey.

Ein durch Geist und Herz gleich achtungswürdiger Theilhaber eines großen Handelshauses, Herr Heisch, ein gebohrner Straßburger und vormaliger Freund des unvergeßlichen D. Blessig, bot sich mir zum Führer an. Durch seine Bekanntschaft mit einem der ersten Brauherrn gelang es mir, alles noch genauer zu sehen als man es gewöhnlich Fremden zu zeigen pflegt. Ich kann nur berichten, was unmittelbar

ins Auge fiel. Dem werkverständigen Leser möchte ich einen geschickteren Berichterstatter wünschen, der ihn tiefer in das Innere blicken zu lassen vermöchte.

Zuerst etwas über den Ursprung und die Benennung des so berühmten englischen Porters. In früheren Zeiten hatte man dreyerley Malzgetränke, welche Aehl, Bier, und Zweypfennigbier genannt wurden. Gewöhnlich wurden diese an Güte und Stärke verschiedene Arten, vermischt getrunken, und man forderte in den Bierhäusern entweder halb und halb ander (half and half) oder auch dreydräthiges Bier, (three threads) worunter ein Gemisch aller drey Arten verstanden wurde. Dieß hatte die Unbequemlichkeit, daß der Schenkwirth immer vor drey Fässer treten mußte, was denn den Brauer Howard auf den Einfall brachte, eine Bierart zu versuchen, die an Geschmack und Kraft jenem gemischten Getränken gleich käme. Es gelang ihm ums J. 1730, und weil das von ihm erfundene Bier seiner nährenden und stärkenden Kräfte wegen sich vornehmlich für Leute eignete, welche schwere Arbeit verrichteten, so nahm er Anlaß davon, es nach diesen Porter zu nennen, welches im Englischen bald einen Pförtner bald einen Lastträger bezeichnet *). Stärker noch als der Porter ist das Aehl; leichter das, was man Tafelbier (table bier) nennt.

*) S. Campe Reisen 4ter Th. S. 400.

Bekanntlich gehören nun jene Getränke, und besonders der Porter, womit die Hauptstadt sich selbst und das ganze Land umher versorgt, zu den allerbedeutendsten und einträglichsten Erwerbzweigen. Der Gewinn davon, sagte einst Johnson, übersteigt selbst die Träume des Geizigen. Man zählt außer unzähligen kleineren Brauhäusern, allein an zwölf Porter- und sechs Aehlbrauereyen von ungeheurem Umfang. Die von Barclay, Perkins und Comp., welche wir besuchten, steht an Größe und Vertrieb oben an; nächst dieser die, welche dem, auch als Oppositionsredner bekannten Whitbread, der sich vor wenigen Jahren mit dem Scheermesser das Leben nahm, gehörte; dann Meux, Reid u. s. w. Diese Namen glänzen dem Auge in und außer London, in allen Straßen, an unzähligen Schildern der Bier- und Gasthäuser entgegen. Herr Barclay, eben so gefällig als fein gebildet, auch, wenn ich nicht irre, Mitglied des Unterhauses, empfing uns mit entgegenkommender Bereitwilligkeit, und beauftragte den ersten seiner Officianten uns mit Allem bekannt zu machen. Bald fand ich bestätigt, was ich oft darüber gelesen hatte, daß sich eine Londner Brauerey zu den unsrigen wie die Hütte zum Pallast verhalte.

Das Hauptgebäude enthält alle zur Fabrication erforderliche Gefäße, so wie die ganze Maschinerie. In dem unteren Raume sieht man zuerst die steinere Cisterne, welche mehr als vierthalbtausend Oxhoft

faßt; dann die ungeheuern kupfernen Kessel, in denen eine ganze Gesellschaft Tafel halten könnte; in der Höhe die Kühlschiffe wie Seen, die mehrere englische Morgen im Umfange haben; die Bottiche und Tonnen von so riesenhafter Größe, daß man zwey bis drey Stockwerk hinaufsteigen muß, ehe man die mit einem Balcon umgebene Höhe erreicht. Aber ein einziges dieser großen Gefäße, deren wir gegen neunzig zählten, und in denen der Porter, wenn er die letzte Zubereitung erhalten hat, aufbewahrt wird, faßt 2500 Oxhoft, daher auch das kleinste wenn es ganz voll ist für 3000 Pf. Sterlinge oder 18000 Rthlr. werth an Gebräude enthält.

Im Innern dieser Fabrik sieht man indeß nur wenige Arbeiter beschäftigt; Ruhe und Stille herrscht in den großen Räumen. Alles, was in früheren Zeiten, theils durch Menschenhände, theils durch eine Menge von Pferden, welche die Pumpen und das gesammte Räderwerk in Bewegung setzten, geschah, das leistet itzt der Mechanismus einer Dampfmaschine (Steam-engine), welche die Seele des ganzen Werks ist, und nach genauer Berechnung die Arbeit von siebzig bey Tag und Nacht arbeitenden starken Pferden verrichtet. Sie pumpt das Wasser in die Kessel; täglich werden an drittehalbtausend Scheffel, des auf den oberen Böden liegenden Malzes, von den Hebemaschinen durch verschiedene Canäle dahin gefördert, wo es eben gebraucht wird; große Rechen stei-

gen auf und nieder, und mischen Hopfen und Malz in die siedenden Kessel. Auf gleiche Weise wird die Würze, oder das gahr gekochte Bier, in die Kühlschiffe, aus diesen in die großen Tonnen, aus diesen durch unterirdische Canäle in die in andern Räumen liegenden kleineren Fässer gefüllt und geleitet, die dann, ohne daß sie eine Hand berührt, weiter gebracht werden. Nicht genug konnte ich, wo die Hauptmaschinerie des bewundernswürdigen Dampfwerks befindlich ist, den so einfach scheinenden und doch so kunstvollen Mechanismus, so wie die vortreffliche Eisen- und Stahlarbeit aller Theile bewundern. Das gewaltige, dabey so sichre, so geräuschlose Arbeiten und Wirken — es erschien mir wie ein recht bedeutsames Symbol der ewig regsamen, aber eben so still und unbemerkt schaffenden und bildenden Natur. Ein einziger scharf beobachtender Aufseher stand im Centralpunct, regierend, hemmend, loßlassend, wie ein waltender höherer Geist, dem die blinden Naturkräfte dienstbar sind. Ein Ruck, ein Druck, ohne Reibung, ohne Erschütterung, pflanzt sich in seinen Wirkungen bis in die weitesten Entfernungen fort. Was sonst nur durch organische, menschliche und thierische Wesen zu leisten möglich schien, das hat der rastlos sinnende Beobachtungs- und Erfindungsgeist, die kühnsten Versuche nicht scheuend, durch den Verein drey gewaltiger Elemente zu Stande gebracht, ihre geheimsten Kräfte, wie ihre ewigen Gesetze erspäht, und Wasser, Feuer und Luft gezwungen,

für

für menschlichen Gebrauch die Stoffe zu bereiten, welche dem Schooß des vierten entwachsen sind. Das Gegenstück zu dieser großen Maschinerie liefert übrigens die ganz neu erbaute Münze, unzugänglich jedem Fremden, dem es nicht etwa gelingt, durch einen angesehenen Mann eine Einlaßkarte zu erhalten, wie ich durch die Güte des holländischen Consuls so glücklich war. Was man sonst nur zu Soho und Birmingham von den erstaunlichen Wirkungen der Dampfmaschinen (Steam engines) sehen konnte, erscheint hier in der höchsten Vollkommenheit. Das Abrunden, Prägen, Rändern der Münzen, erfolgt mit einer Schnelligkeit, der das Auge kaum folgen kann. Eine nähere Beschreibung würde aber mehr noch als bey den Brauereyen die geübte Hand des Mechanikers und Physikers erfordern. Alles erinnert übrigens hier und dort an den Triumph des mathematischen und naturwissenschaftlichen Forschungsgeistes, der im Berechnen, Entdecken, Erfinden, immer fortschreitend, stets weiß was er thut, und früher oder später zu festen Resultaten zu kommen sicher ist, während die philosophische Speculation so oft in dem Labyrinth ihrer Forschungen den Faden verliert, und den Ausgang zu finden verzweifeln muß.

Wahr singt indeß das Lied von der Glocke:

„Die Elemente hassen
das Gebild von Menschenhand!“

Darum bedürfen sie, auch wenn sie gebändigt scheinen,

einer strengen Bewachung. Man erinnert sich vielleicht noch des Unglücks, das sich im J. 1814 in der großen Brauerey von Meux und Comp. mitten in London ereignete. Trotz dreyßig starker eiserner Reife, welche das größte drey Stockwerk hohe Gährungsfaß, das eben nicht weniger als 400 Barrels oder 900 Tonnen enthielt, umgaben, sprang es dennoch. Ein unaufhaltsamer Strom warf sogleich die Wände des Hauses nieder. Die benachbarten Wohnungen stürzten ein; Menschen und Thiere wurden weggeschwemmt. Eine Mutter saß eben in einem nah gelegenem Hause traurig bey der Leiche ihres Kindes. Da überraschte sie, und das andre neben ihr stehende noch übrige, der Tod. Ueberhaupt wurden acht Personen das Opfer der Zerstörung. Denn die Erschütterung sprengte noch mehrere Gefäße, und die Keller waren in Seen verwandelt. Man zeigte mir auch diese Brauerey. Aber alle Spuren des Unglücks waren längst verschwunden und das Geschäft ging nach wie vor seinen Gang fort.

Um das gewonnene Porterbier nach allen Theilen der Stadt und des Landes, besonders auch an die Ufer der Themse zur weiteren Einschiffung zu fördern, stehen in reinlichen Ställen gegen hundert Rosse, von einer kolossalen bey uns fast nie gesehenen Größe, welche täglich an 15 Stunden arbeiten müssen, dafür aber auch in der kräftigsten Nahrung durchaus auf kein bestimmtes Maaß gesetzt sind, und gewöhnlich sehr alt

werden sollen. Die Höfe gleichen einer Wagenburg von Fuhrwerken aller Art, nach dem Verhältniß der Lasten. Man begegnet ihnen auf allen Straßen.

Aus der ungeheuren Masse des Porters, welche ununterbrochen zubereitet wird, mag man auf den Vertrieb schließen. Nach der neuesten mir zu Gesicht gekommenen Angabe, wurden allein in der großen Barclayschen Brauerey im Jahr 1818 nicht weniger als 340,560 Barrels oder 242,170 Oxhoft geliefert. Der Amerikaner Simond, welcher über alle ökonomische Gegenstände sehr sorgfältige Nachrichten eingezogen zu haben scheint, giebt die jährliche Trankſteuer, welche der Eigenthümer bezahlen muß, auf 400,000 Pfund Sterling oder 2 Millionen 400,000 Thaler an. Die Summe scheint fast unglaublich, und sey dem Urtheil der Statistiker überlassen.

Uebrigens erzählt man, daß, als einst der verstorbene König Hrn. Whitbread besucht und ihn nach der Zahl der im Gebrauch seyenden Fässer befragt, er die Antwort erhalten habe: „der Länge nach an einander gelegt, möchten sie wohl von London bis Windsor reichen.“ Sie würden demnach eine Linie von mehr als vier deutschen Meilen bedeckt haben.

## Die Gefängnisse Kingsbench, Newgate und Mill-Bank.

Es ist eine traurige Betrachtung, daß neben so vielem auch moralisch Vortrefflichen, was man in England vereint findet, sich zugleich ein so hoher Grad von Verderbniß in allen Gestalten zeigt, daß es kaum Raum genug giebt, um die Verbrecher aller Art durch Absonderung der Gesellschaft unschädlich zu machen. In einer Stadt, die wie London einer kleinen Welt gleicht, und wo also keine Erscheinung des Bösen wie des Guten unerwartet seyn kann, darf dieß am wenigsten befremden. Aber leider giebt es überhaupt im ganzen Reich keine größere und kaum eine Mittelstadt, in der man nicht ähnliche Erfahrungen machen könnte, woran allerdings die Noth der unteren Volksclassen sehr vielen, vielleicht den größten Antheil hat.

Eben so allgemein ist aber auch die Klage, daß für sehr Viele die gewöhnlichen Zucht- und Besserungsanstalten, selbst die Schule der Verwilderung, und zuletzt einer gänzlichen Unverbesserlichkeit werden, und daß Unzählige physisch und moralisch darin untergehen. Wie tief dieß manche vortreffliche Männer in England wie in Deutschland gefühlt haben, und was besonders Howard gerathen und gethan hat, um eine radicale Reform der Gefängnisse zu bewirken, ist bekannt genug, und man muß sich um so mehr wundern, daß gerade in dem Vaterlande dieses seltnen Menschen-

freundes, nicht eine weit allgemeinere Wirkung davon bemerkbar ist. Die Nation hat sein Verdienst nicht verkannt, wie schon sein Denkmal in der St. Pauls-kirche beweiset. Aber freylich finden überall die herrlichsten Ideen in der Wirklichkeit selbst da unendliche Schwierigkeiten, wo es an guten Willen sie auszuführen durchaus nicht fehlt.

Man findet in London zehn bis zwölf bedeutende Gefängnisse, die jedoch näher kennen zu lernen ich weder Zeit noch Beruf hatte. Nach Kingsbench, das durch die Namen so mancher in der Zeitgeschichte berühmt und berüchtigt gewordenen Gefangenen, am bekanntesten ist, trieb mich zuerst die Neugier. Wirklich war es auch interessant genug, das innere Leben einer kleinen Stadt zu sehen, deren Eingang und Ausgang ein Pförtner mit Argusaugen bewacht, und deren Mauern, welche das ganze sehr große Local umgeben, so hoch und so glatt sind, daß man noch immer nicht begreift wie sie Cochrane erklimmen und unbemerkt entkommen konnte. In so fern erinnert alles an den Verlust der Freyheit insolventer Schuldner, oder anderer Staatsverbrecher. Gleichwohl scheint auf der andern Seite nichts zum Lebensgenuß zu fehlen. Die Aushängeschilder der einzelnen Wohnungen kündigen hier ein Kaffeehaus, dort ein Wein- und Speisehaus an; selbst Privatbälle und Privattheater sollen nichts ungewöhnliches seyn. Auch eine Kirche ist nicht vergessen.

Welche sonderbare Gesellschaft von Vornehmen und

Geringen, Staatsmännern, Gelehrten, Militairs, mag sich hier zusammen finden, die einst nicht kleine Rollen gespielt, die vielleicht jede Kunst und Wissenschaft, leider nur die einzige nicht gelernt hatten, nie mehr auszugeben als einzunehmen, um nicht Ehre und Freyheit auf gewagtes Spiel setzen zu müssen. Was man von der Gesellschaft sah, schien zum Theil ganz guten Muths zu seyn. Manche gingen und schlichen freylich mit langen bedenklichen Gesichtern umher, als gedächten sie verschwundener besserer Zeiten. Andere sahen hie und da wie ein Bild der Langenweile aus den Fenstern herunter. Andre gingen rasch auf und ab, als sönnen sie einen Plan aus, die ungetreue Fortuna wieder zu erhaschen. Viele erlustigten sich in allerley gymnastischen Spielen. Einige schienen sich auch damit beschäftigt zu haben, die Mauern mit allerley höchst charakteristischen Umrissen kunstvoll zu bemahlen, — was man überhaupt häufig in England sieht, — wobey es an manchen bedeutsamen Carricaturen, die wir freylich nicht verstanden, nicht fehlen mochte.

Bald zog mich indeß das weit mehr an, was seit Kurzem mit so vortrefflichem Erfolg durch den öffentlichen Geist, theils von Privatpersonen, theils von der Regierung, in andern Gefängnissen geschehen ist, um dem darin herrschenden unbeschreiblichen Elend, und besonders der tiefen moralischen Verderbniß abzuhelfen, und die menschenfreundlichen Plane Howards in Ausführung zu bringen. Die erste Erfahrung davon machte ich

in dem berüchtigtsten von allen, das von einem ehemaligen in der Nähe gelegenem Thor, Niugåt (Neuthor, Newgate) genannt, oft demolirt, und erst im J. 1780 in seiner itzigen Gestalt wieder aufgebaut ist. Es gränzt dicht an den bekannten Gerichtshof von Old Bailey, vor welchem Verbrecher aller Art öffentlich verhört und gerichtet werden. Auch hat man itzt den Richtplatz dicht an dieß Gefängniß gelegt, so daß die Verbrecher, die vormals den langen Weg durch die Oxfordstraße nach Tyburn machen mußten, itzt nach wenigen Schritten ihren letzten Ort erreichen. Denn eine etwas erhöhte Pforte führt gerade auf den verhängnißvollen Karren, und die gegenüberliegenden Häuser haben fast jeden Monat das Trauerspiel von sechs bis acht Hinrichtungen vor sich, da nach den englischen Gesetzen schon mäßiger Diebstahl, und besonders Verfälschung von Banknoten mit dem Tode bestraft wird.

Noch vor vier Jahren wurde nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, ob es junge Anfänger im Bösen, vielleicht halb noch Kinder, oder im Laster ergraute Böswichter waren, die man hier zusammendrängte. Alle lagen in schmutzigen, ziemlich engen Räumen durcheinander, oft Jahrelang mit der Aussicht, über das Meer in ferne Inseln geführt zu werden; ohne alle Anstalt für ihre Belehrung und Besserung. Zwar war immer ein Prediger angestellt, der sein Amt in der bestimmten Stunde durch Ablesen der kirchlichen Gebete verwaltete, übrigens, selbst bey sehr gutem Willen,

wenig von allen Besserungsmitteln erwartete. Die Zahl, besonders junger Personen beyderley Geschlechts, nahm jährlich bloß in diesem Gefängnisse, das keins der größten ist, so sehr zu, daß man in dem J. 1814—18 allein 500 solcher zählte, die noch unmündig waren, und hier oft für eine geringe Schuld unter dem Abschaum der Menschheit büßen mußten.

Da wendete eine Gesellschaft von Menschenfreunden aufs neue das Auge auf diesen wichtigen Gegenstand, und sann auf ein System der Humanität zur Verbesserung der Gefängnisse. Insonderheit trat, vorzüglich hinsichts der weiblichen Gefangenen, die Gattin des Banquier Frey, von der Gemeinde der Quäker, eine vortreffliche Frau, mit einem Plane hervor, diesem gränzenlosen Elend abzuhelfen. Nicht irre gemacht durch die Zweifel und Einwendungen von allen Seiten, unterrichtete sie sich zuerst durch eine Reise in mehrere Hauptorte des Landes von dem Zustande der Gefängnisse, und wendete dann den Schatz ihrer Erfahrungen auf das Versäumteste von allen in London selbst an. Mehrere gleichdenkende und fühlende Frauen vereinten sich mit ihr zu gleichem Zweck. Der erste Grundsatz war, daß weibliche Gefangene nur durch weibliche Aufsicht und Leitung regiert werden müßten, Besserung aber nur durch Beschäftigung, liebevollen und religiösen Umgang erreicht werden könne. Gern verstattete man von Seiten des Stadtraths, der Aldermänner und Vorsteher

den Versuch. Der Geistliche zuckte die Achseln. Die Aufseher schüttelten die Köpfe. Doch ward jeder Beystand gewährt. Man fing damit an, alle Zimmer und Cellen zu reinigen, allen Gefangenen eine einfache doch nicht gerade gleichförmige Kleidung zu geben, sie nach dem Alter und Grade ihrer Verschuldungen zu sondern und vor allen Dingen zu beschäftigen. Eine bewährte Frau ward als Matrone (so nennt man in England alle Vorsteherinnen und Aufseherinnen solcher Anstalten) angestellt. Madame Frey selbst und die Gattin eines deutschen Geistlichen, des auch in Deutschland so hoch geachteten D. Steinkopf, dirigirten das Ganze, und sind noch itzt, nachdem alles im Gange ist, zwey Vormittage in der Woche wechselsweise gegenwärtig. Immerfort aber sind zwey Andere des Vereins in dem Hause zugegen; sehen nach den Arbeiten; unterrichten durch Vorlesen aus der h. Schrift und andern lehrreichen Schriften; gewinnen sich dabey die Herzen; rathen, helfen und sorgen auch, daß die Kinder der Gefangenen in einer besondern Stube Unterricht erhalten. Und der Erfolg! — Mit Wohlgefallen besucht man itzt eben die Orte, von denen sich noch vor wenig Jahren der Menschenfreund schaudernd wegwendete. Man sieht mit Rührung, wie edle Menschenfreundinnen, statt zu richten und zu verdammen, sich recht im Sinne Christi der Sünderinnen annehmen; man erblickt auf so manchem Gesicht die beginnende Veredlung; man hört mit Freuden, wie

so Manche, von Kindheit an verwahrloßt, hier die ersten Begriffe von Religion und Sittlichkeit bekommen und sich an ihnen aufgerichtet haben, andre unter solchem Zuspruch getrost in die Todespforte getreten sind, zwar im tiefen Gefühl ihrer Schuld, aber doch in freudiger Hoffnung auf einen barmherzigen Richter. Das wilde, unsittliche Lärmen, die empörende Lustigkeit der Verzweiflung, ist in eine ernste Stille übergegangen. In dem Versammlungszimmer, wo ich einer Andachtsstunde beywohnte, sah ich die schönsten weiblichen Arbeiten zum Verkauf, wovon der Gewinn denen gehört, die sie liefern, und ihre Ausstattung wird, wenn ihre Strafzeit geendigt ist. Von Strafen und Züchtigungen, die vormals für unentbehrlich gehalten wurden, ist nicht mehr die Rede. „Wir haben — sagte Madame Frey in der letzten Versammlung des Lordmajors, der Aldermänner und Polizeybeamten — wir haben sehr strenge Gesetze. Wir haben dieß den Gefangenen vorhergesagt, und daß es dabey auf ihr Bestes abgesehen sey. Aber sie haben alle freywillig sich jeder Anordnung unterworfen. Seitdem haben wir das größte Ansehn bey ihnen. Einige sagten unlängst, sie wollten viel lieber vor dem Richter als vor mir erscheinen. Gleichwohl behandeln wir sie bloß mit Sanftmuth und Liebe, und ich habe noch nicht eine Einzige strafen lassen. Sie haben, seitdem Thätigkeit und Fleiß eingeführt ist, an zwanzigtausend einzelne Stücke für sich und das Haus gearbeitet. Unaussprech-

lich hat die tägliche Erweckung und das Vorlesen aus der heiligen Schrift gewirkt, und die in ihr enthaltenen Grundsätze der Tugend und Frömmigkeit sind für Viele, die nie eine Schule besucht, etwas so Neues gewesen, daß es desto tiefer in ihr Gemüth eingedrungen ist.“ — Die Magistratspersonen bezeigten, als sie dieß vernahmen und sich durch die Beamten des Hauses von der strengsten Wahrheit überzeugt hatten, laut ihre dankbare Anerkennung, aber eben so sehr ihr Erstaunen über diese neue moralische Schöpfung.

So viel vermag reines Interesse auch für die gesunkene Menschheit, so viel durch Menschenliebe thätig werdende Frömmigkeit. Wem bricht nicht das Herz, wenn er dabey an den Zustand unsrer meisten Gefangenen in großen Städten und in Mittelstädten, denkt? — an das Schreckliche so vieler Gefängnisse; an die furchtbare Langeweile; an den privilegirten Müßiggang; an die Abgeschiedenheit von aller besseren Gesellschaft; an die Entbehrung jedes Zuspruchs, jeder Erweckung des sittlichen Gefühls, jeder Theilnahme an Reue und Schmerz; — und dann an die Folgen von dem allen — das immer wachsende Verderben, das Sinnen auf List, Betrug, und auf Schadloshaltung für die Gegenwart nach dem Ende der Strafzeit, endlich den steten Wechsel zwischen kurzer Freyheit, um Böses zu thun, und härterer Einkerkerung, bis das elende Leben endlich im tiefsten Jammer verlischt.

Ein so reiner und belohnter Eifer einer kleinen Gesellschaft von Freywilligen, konnte nicht ohne Wirkung auf die Staatsbeamten bleiben. Zwar geschieht in England bey weitem das meiste Große durch Privatpersonen und ist Privatunternehmung, nicht Sache der Regierung, während in manchen deutschen Ländern, sobald wenige Thaler bewilligt werden sollen, ehe das Kleinste geschieht, erst Actenstöße voll geschrieben werden müssen, und zuletzt doch alles beym Alten bleibt. Indeß fühlte sich doch dießmal, da die Klage über den Jammer der Gefangenen und die Gefängnisse so laut wurde, das Parlament gedrungen, selbst Hand anzulegen, und es ward ein neues Buß- und Besserungshaus (Penitentiary) zu erbauen beschlossen, und an 400,000 Pf. Sterling — so viel giebt wenigstens die neueste Beschreibung von London an — dazu ausgesetzt, welches sich bereits seiner Vollendung nähert. Es liegt sehr nahe an dem Ufer der Themse, Lambeth, dem alten Sitz des Primas von England und Erzbischofs von Canterbury, schräg gegenüber. Von der dahin führenden Straße, erhielt es den Namen Millbank Penitentiary! Die Bestimmung ist, Sträflingen beyderley Geschlechts aus Newgate und andern Gefängnissen, welche nicht das Leben oder Gefangenschaft auf Lebenszeit verwirkt, besonders solchen, die sich entweder geringer Vergehungen schuldig gemacht, oder deren Alter und Betragen im Gefängnisse Hoffnung zu ihrer Besserung erweckt,

bis zum Ablauf der Strafzeit zum Aufenthalt zu dienen, und alles zu versuchen, um vielleicht in ihnen der Gesellschaft nützliche Mitglieder zu erhalten. Früherhin würde die meisten von ihnen das Schicksal der Verbannung nach Botany-Bay getroffen haben. Bekanntlich ist dieser im J. 1770 von Cook an der Küste von Neuholland entdeckte, geräumige, in seinem Landstriche sehr fruchtbare Meerbusen, von der englischen Regierung zu diesem Zweck bestimmt, nachdem man die Verbrecher nicht mehr wie sonst nach Nordamerika schicken konnte. Nachdem man im Jahr 1804 eilf Fahrzeuge ausgerüstet, und 760 Verbrecher, nebst 570 freyen Engländern als Kolonisten zum Anbau dahin gesandt hatte, die auch nach einer Fahrt von acht Monaten glücklich angekommen waren, ist diese neue Ansiedelung bereits zu vier Distrikten, eben so viel Städten und einer Anzahl von 12,000 Seelen angewachsen. Ist die Strafzeit abgelaufen, so werden die Freygewordenen entweder selbst Ansiedler und erhalten Land und Lebensmittel auf 18 Monate, oder kehren — was aber bey den weiblichen große Schwierigkeit hat — wieder nach England zurück. Wenn auch durch dort getroffene gute Einrichtungen, der Zustand dieser Unglücklichen itzt ungleich besser als Anfangs geworden seyn mag, so ist doch leicht zu denken, wie viel dazu gehört, auf einer so weiten Deportationsreise und in solcher Gesellschaft besser zu werden.

Desto erfreulicher sind dagegen itzt schon die Erfahrungen, in dem neuen wahrhaft nationalen Besserungshause, welches, wenn der Bau ganz vollendet seyn wird, mehr als 600 Personen dürfte fassen können. Ich habe zu wenig ähnliche Institute gesehen, wenigstens nicht genau genug kennen gelernt, um mir eine sichere Vergleichung anzumaßen. Mir schien es, als sey kaum etwas Vollkommneres in Plan und Ausführung denkbar, was sich freylich auch bey einem so ungeheuren — dem Tadel nicht ganz entgangenen — Kostenaufwand, und von dem hohen praktischen Sinn der Engländer erwarten läßt. Die Gefangenen selbst sind nach dem Alter und dem Grade der Schuld in Classen getheilt. Anfangs läßt man Jeden in der vollkommensten Abgeschiedenheit Zeit zum Besinnen und Nachdenken. Sie sehen niemand als die Aufseher ihres Geschlechts. Denn selbst die Vorsteher kommen nie zu den weiblichen Sträflingen, ohne eine Begleitung der vorgesetzten Matronen. Alle sind beschäftigt mit leichter oder härterer Arbeit; doch keiner zur Quaal. Entbehrung und längere Einsamkeit ausgenommen — kennt man keine andre Strafen. Aber der Uebergang in die Gesellschaft der besseren Classe, muß durch strenge und bewährte Regelmäßigkeit, Fleiß, Sittsamkeit, Geduld und Ergebung errungen werden. Die sich bewähren, kommen dann mit drey, vier bis acht andern, die eben am besten zu ihnen passen, in größeren Räumen zusam-

men, und arbeiten gemeinschaftlich, zum Theil für das Haus. Die Geprüftesten unter diesen werden wieder gehoben, indem man ihnen Andere zur Aufsicht übergiebt, oder sie zu Krankenpflegerinnen macht, oder in der Küche, der Wirthschaft und der großen Wäscherey gebraucht. Denn auch Familien lassen in der Anstalt waschen. Durch das alles wird der Erwerbfleiß genährt. In dem Hauptbüreau sah ich die feinsten Arbeiten, Näthereyen, Stickereyen — meist auswärtige Bestellungen. In der männlichen Abtheilung werden alle Gewerbe getrieben, überhaupt aller Bedarf im Hause selbst gefertigt. Der Lohn wird aufbewahrt, und ist für solche, die sich der Freyheit würdig gemacht, besonders wenn sie sich in der Freyheit gut betragen, nach Jahresfrist das erste Anfangskapital. An dem Tage, wo ich dieß Haus besuchte, waren eben sechs entlassen, die sich durch die musterhafteste Aufführung die Strafzeit verkürzt hatten, und, wie man wenigstens versicherte, als wahrhaft Gebesserte wieder ins Leben eintraten. Ein junger Mensch, kräftig, wohlgebildet, den von Kindheit an der Hang zum Stehlen besessen und nichts hatte bessern können, hatte eben diese Aussicht, da er itzt zu den fleißigsten gehörte und schon fast alle Proben bestanden hatte. Widerspenstigkeit und Frevel wird im schlimmsten Fall, mit längerer oder kürzerer Einsperrung in ein ganz schwarzes enges Gefängniß gestraft, was aber äußerst selten gebraucht werden soll. Ganz unnützen Subjecten steht die Deportation bevor.

Aufsicht. 393.

Die architektonische Einrichtung hat ebenfalls etwas ganz Eigenthümliches. Der nebenstehende Grundriß, der die mittlere Etage, so weit es mir aus dem Gedächtniß möglich war, richtig darstellt, wird sie einigermaßen anschaulich machen.

Von dem mittleren runden Gebäude (A) gehen, wie man sieht, Gänge (c) aus, welche in die 6 Sechsecke (B) führen, worin sich die Gefangenen befinden. Dieses runde Gebäude ist als Centralpunct der Vereinigungsort der eigentlichen Aufseher in verschiedenen Zimmern, so daß in den Abtheilungen sich nichts regen kann, was ihrer Aufmerksamkeit entginge. In dem untern Stock sind die Amtswohnungen, Büreau's, die Küchen- und Wirthschaftslocale; alles durchaus zweckmäßig und mit Berücksichtigung des kleinsten Bedürfnisses. In den Höfen, welche die Sechsecke einschließen (B), schöpfen Alle täglich frische Luft und können sich hinlänglich ergehen. So bleiben sie gesund. In dem mittleren Stock befinden sich theils die Cellen, (gerade wie in Klöstern) für einzelne Gefangene, theils die Zimmer, in welchen etwa sechs bis acht zusammen arbeiten, sofern sie zu einer moralisch besseren Classe gehören. Die Cellen selbst, zu welchen die Gänge (d) führen, liegen neben einander, sind aber durch starke Scheidewände getrennt, und geräumig genug, um die mit Matratzen und wollenen Decken versehene Bettstelle, einen Tisch, einen Stuhl, dazwischen einen nicht zu engen Gang, auch

selbst

selbst eine kleine Werkstatt für solche, die ein Handwerk gelernt haben, zu fassen. In jeder liegt auf einem Eckrück eine gutgebundene englische Bibel, das kirchliche Gebet- und Gesangbuch, auch wohl noch irgend eine andre lehrreiche Schrift. Jede hat einen doppelten Verschluß, ein eisern Gitter und eine starke eichene Bohlenthür mit Schloß und Riegel. Letztere ist an Sommertagen gewöhnlich offen, so daß der Gefangene stets beobachtet wird, was auch, wenn die Vorderthür geschlossen ist, durch schräge Oeffnungen durch die Mauer geschehen kann, ohne daß er es selbst wahrnimmt. Durch Röhren unter dem Fußboden, welche von Dämpfen erhitzt sind, werden die Cellen im Winter erwärmt. Die Fenster des Ganges oder Corridors (C), der an ihnen hinläuft, haben bis zur Mannshöhe matte, daher undurchsichtige Glasscheiben, damit alle Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten werde. Denn diese Gänge führen auch die Gefangenen theils zu den Arbeitszimmern, theils zu den am Ende eines jeden angelegten heimlichen Gemächern. Hier verpestet nicht, wie in vielen unsrer abscheulichen Kerker, ein schmutziger Eimer die Luft. In jedem Abort ist ein Wasserbehälter angebracht, der mit dem Sitz durch Röhren und Ventile zusammenhängt. Sobald durch einen Zug das Ventil geöffnet wird, fließt das Wasser in das Becken, spült es rein, und stürzt mit dem Unrath in die untern ableitenden Ka-

näle *). Möchten nur viele selbst unsrer wohlhabenden Stadtbewohner, eine so reine Luft, als man in dieser merkwürdigen Anstalt überall, — selbst jene Aborte nicht ausgenommen — findet, in ihren eignen Wohnungen einathmen können!

---

*) Ein gewisser Blades war Erfinder dieser Vorrichtung, die er zuerst auf tragbare Commoditäten (Wasser-Kabinette, Water Closets, nannte er sie) angewendet hat, welche er Anfangs für 15 Guineen verkaufte, und sie in alle Länder, selbst nach Indien, nach Amerika, besonders Rußland versandte. Bereits in einem großen Theil der englischen Häuser, findet man die Einrichtung bis ins dritte Stock hinauf. Daher auch keine Spur von jenem verpestenden Stickgas, wovon man in Deutschland und Frankreich oft in den größten Hotels beschwert wird.

Es wird übrigens, wie ich hoffe, niemand diesen Gegenstand für zu kleinlich halten. Er verdient in öffentlichen und Privathäusern die größte Aufmerksamkeit. Wer über die bessere Anlage dieser so unentbehrlichen Orte eine recht ausführliche Belehrung sucht, den kann man auf den Artikel Abtritt, in der neuen großen Encyklopädie der Herrn Professoren Ersch und Gruber verweisen. Eine Abbildung der tragbaren Maschine, die doch in vielen Privatwohnungen nothwendig ist, findet man im 4ten Bande der englischen Miscellen. Möchte doch ein geschickter Mechaniker sich unter uns das Verdienst erwerben, sie nachzuahmen, und vor allen Dingen wohlfeiler zu liefern, da wir Continentalbewohner mit den reichen Insulanern nicht Schritt halten können.

# Die weiblichen Besserungsanstalten.

## (Magdalen - Hospital und London female Penitentiary.)

Unter allen, welche der Weg des Lasters in die Gefängnisse, oft selbst auf den Richtplatz führt, scheint keine Classe, wenigstens in der ersten Periode ihrer Verderbniß, beklagenswerther, als die unglückliche des weiblichen Geschlechts, welche, sey es nun durch Armuth, Noth, wohl selbst Schuld schlechter Eltern, oder durch alle Künste der Verführung ausgelernter Weltlinge, mit der Unschuld zugleich eine würdige Stellung in der Gesellschaft, und die öffentliche Achtung verloren hat, die auch Reue und Besserung nicht ganz ersetzen kann. Selbst von denen, die, nachdem jeder Ueberrest eines bessern Gefühls mit dem Gefühl für Ehre und Schande in ihnen erloschen war, zuletzt ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung wurden, waren gewiß Manche mit den herrlichsten Anlagen zu allem Guten und Edlen gebohren, und es hätte sich — unter andern Umständen und Verhältnissen — in den Reizen ihrer körperlichen Schönheit, eine schöne, durch reine Liebe beglückende Seele abspiegeln können, statt daß sie nun geistig und körperlich zum Abscheu der Menschen erniedigt sind. Wer den Zustand unsres gesellschaftlichen Lebens, wer die Geschichte des weiblichen Geschlechts in allen Perioden nur einigermaßen kennt, muß auch wissen, welche Unzahl von Unglücklichen,

deren ganzes Leben im schimpflichsten Dienst der sinnlichen Lust in allen Gestalten und Abstufungen hinschwand, es unter allen Völkern gegeben hat und noch giebt, und wie sie in großen Städten ganze in die verschiedensten Classen getheilte Corporationen bilden *). Bey dieser Art von Verirrungen, zu welcher selbst in den besten Familien eine unbewachte Neigung leicht verleiten kann, bleibt das Schrecklichste — die, auch bey dem regsten Gefühl der Schuld und der Sehnsucht, oft unüberwindliche Schwierigkeit, einen Rückweg zu finden, um in einer eben so lieblosen als verderbten Welt wieder mit Würde erscheinen zu können. Daneben aber bleibt es auch der schreyendste Widerspruch, daß in den Urtheilen dieser Welt, die ganze Last der Schande auf den schwächeren, in den meisten Fällen Anfangs nicht verführenden sondern verführten Theil zurückfällt, indeß das Geschlecht, das sich das Stärkere nennt, in der öffentlichen Meinung kaum ein Vorwurf trifft, und so viele Männer keck und triumphirend, tamquam re bene gesta, neben den Abgründen des Elends vorübergehen, in welche die Opfer ihrer oft teuflischen Verführungskunst hülflos versunken, in ihrem ganzen Wesen zerstört, ohne Hülfe, ohne Rettung, selbst ohne den Trost des Mitleids untergehen. Sollte man die Bilder des Jammers und der Verwüstungen,

*) M. s. eine solche Classification dieser Unglücklichen bey Göde 1. Theil.

welche nur in der einzigen Stadt London das Laster anrichtet, sollte man namentlich das Schicksal der Unzähligen, die als Früchte solcher flüchtigen Verbindungen ins Leben geworfen sind, mit einem Blick übersehen können, kein fühlendes Herz würde den Anblick ertragen. Ich gestehe daß mich, auch gerade von dieser Seite, die Betrachtung der Schicksale der Menschen, und ihrer so ganz außer ihrer Gewalt liegenden, im schärfsten Gegensatz stehenden Verhältnisse, wonach Millionen nur zum Dienst der Sünde von ihrer Geburt an vorher bestimmt zu seyn scheinen, oft eben so sehr verwirrt als niedergeschlagen hat *). Könnten wir nicht auf eine künftige Entschädigungs- und Veredlungsperiode für alle, welche hier das unverschuldete Opfer ihrer äußeren Lage geworden sind, rechnen — so würde in der That, aus dem Labyrinth der Menschenschicksale wenigstens für den, der doch in jedem menschlichen Wesen die Würde einer höheren Natur und einen Funken der Gottheit erblickt, gar kein Ausgang zu finden seyn.

Der Verfasser der Polizey von London schlägt die Zahl der Lustdirnen in der Hauptstadt und deren

---

*) Wenn wir selbst in dem älteren Theil unsrer Bibel lesen, daß eine große Zahl von Frauen und Jungfrauen zu keinem andern Beruf, als der Lust und dem Luxus der gepriesensten Könige zu dienen, an den Höfen gelebt (2 Sam. 5, 13. C. 15, 16. 16, 21. 1 Kön. 11, 3), so möchte man wohl fragen, „wie sich dieß mit den Begriffen von Menschenwürde unter einem Volk vertragen habe, das sich einer höheren Offenbarung rühmen durfte?“

nächsten Umgebung auf funfzigtausend, andre schlagen sie noch weit höher an. Jener berechnet, daß binnen dreyzehn Jahren der Tod zwischen achtzig- und hunderttausend mitten im Lauf ihres elenden Lebens weggerafft hat. Wenn man auch nur das, was, so wie der Tag sich neigt und die Theater sich geöffnet haben, in die Augen fällt, die Schaamlosigkeit der Buhlerinnen auf den Straßen, und dabey die Gleichgültigkeit der polizeylichen Aufsicht gewahr wird, so wird man an der Richtigkeit der Berechnung weniger zweifelhaft. Daß unter ihnen namentlich die Töchter vieler armen Geistlichen seyn sollen, wird zwar von mehreren Schriftstellern und Reisebeschreibern wiederholt, und auch Hogarth wählte wohl in seinen berühmten sechs Blättern, welche den Weg der Buhlerin (the harlots progress) von ihrem ersten Eintritt in London bis zu ihrem schmachvollen Ende begleiten, nicht ohne Veranlassung, gerade zur Hauptperson die Tochter eines Geistlichen aus der Classe der Curaten *), als der ärmsten der bischöflichen Geistlichkeit. Daraus folgt gleichwohl nur, daß die Ver-

*) Die Curaten stehen in der Regel ungleich tiefer als die Vicars, die zum Theil sehr wohlhabend sind. — Uebrigens wird es niemanden gereuen, den geistvollen Commentar Lichtenbergs zu dem so gelungenen Riepenhausischen Nachstich der Hogarthschen Blätter hier zu vergleichen, da er so tiefe Blicke in die Sittenverderbnisse der Hauptstadt thun läßt.

führung auch in diesen Ständen so gut als in andern, und um so eher den Eingang findet, je mehr sie in England wie in Deutschland unter dem Druck der Armuth seufzen, und vielen Töchtern nichts übrig bleibt, als durch Dienst und Erwerb außer dem Hause die Nahrungssorgen kinderreicher Eltern zu erleichtern. Wie viel hängt aber dann von dem Zufall ab, in welche Hände sie fallen.

Doch gerade dieser Wahrnehmung — daß so oft die ersten Schritte zum Laster unverschuldet sind, und so Manche, einmal verirrt, doch noch eine Zeitlang mit Zittern und Beben auf dem breiten Wege, nicht ohne Sehnsucht nach dem verlornen Paradiese, fortwandeln — haben jene Stiftungen ihr Entstehen zu danken, welche der Aufnahme und Besserung solcher Beklagenswürdigen bestimmt sind. In religiösen Gemüthern hat selbst, wie der Name schon andeutet, die Erinnerung, daß der Heiligste auf Erden auch die reuigen Magdalenen nicht zurückstieß, den Eifer dafür noch mehr belebt.

Es giebt deren itzt zwey in der Hauptstadt. Die ältere, die Magdalenenstiftung, ohnweit der Westminsterbrücke jenseits der Themse, ging zuerst im Jahr 1758 von einem angesehenen Kaufmann Robert Dingley aus, der durch eigne Mittel und eine sehr gelungene Subscription die ersten Fonds zu einer Rettungsanstalt, für solche von der Welt und ihren eignen Familien ausgestoßene Personen zusam-

menbrachte. Zu den ersten und eifrigsten Beförderern, gehörte der durch seine Predigten für Jünglinge, und fast mehr noch durch sein trauriges Ende, auch in Deutschland wohlbekannte D. Dodd, der sich mit großer Wärme für die Idee interessirte, sie in öffentlichen Blättern empfahl und die Einwürfe dagegen beantwortete *). Dieser zuletzt so unglückliche Mann, ist ein Beweis mehr, durch wie mannichfaltige Werkzeuge Gutes in der Welt geschafft wird, und wie wenig oft der Erfolg oder Nichterfolg von dem persönlichen sittlichen Werth derselben abhängig ist. Von Jugend auf, zwischen der Liebe zu den Wissenschaften und dem Hange zu allen Freuden und Genüssen der Welt getheilt, war es ihm gelungen, sich durch mancherley wohl aufgenommene Schriften bemerkt zu machen. Als Führer des jungen Lord Stanhope, Sohn des berühmten Grafen von Chesterfield, war er in Verbindungen gekommen, die seinem Hange zum Aufwand und hohen Leben nur zu viel Nahrung gaben. Er erhielt durch den Einfluß mächtiger Gönner bald einträgliche geistliche Stellen, und kam selbst unter die Königlichen Hofprediger. Ein ausgezeichnetes Rednertalent, Wärme mit Popularität und Herzlich-

*) Man findet das Nähere über Ursprung und Einrichtung dieser Stiftung in dem Account of the rise, progress and present state of the Magdalen-Hospital, for the reception of penitent prostitutes, together with D. Dodds Sermons. London 1776.

keit verbunden, verschaffte seinen Predigten den größten Beyfall. Vorzüglich wurden die, welche er in der mit der Magdalenenstiftung verbundenen Kapelle alle Sonntag Nachmittag hielt, so besucht, daß man Einlaßkarten dazu ausgeben mußte, welche der Stiftung bedeutende Einnahmen und ihm selbst einen guten Gehalt verschafften. Aber seiner eignen Sinnlichkeit Herr zu werden, vermochte er nicht. Wenn er gleichwohl nach dem allgemeinen Zeugniß durch seine Vorträge so wohlthätig auf die Gemüther, namentlich auch im Magdalenenhospital wirkte, so ist nicht zu zweifeln, daß ihn bey einem so sanguinischen Charakter, wenn er an heiliger Stätte stand, das aufgeregte Gefühl eigner Sündhaftigkeit nur desto mehr mit Wärme und Eifer durchdringen mochte, um wenigstens andre vor Abwegen zu warnen, denen er sich selbst zu entreißen zu schwach war. Endlich sank er tiefer und tiefer; und sein leichtsinniges Leben, bey übermäßigem Aufwand, konnte auf die Länge nicht verborgen bleiben. Schon im Jahr 1773 ward er aus der Reihe der Königl. Hofprediger gestrichen. In Schulden gerathen, mißbrauchte er endlich den genau nachgemachten Namen seines eignen Zöglings, des jungen Lord Chesterfield, zu einer Schuldverschreibung von 4200 Pfund Sterling, deren Unrichtigkeit sehr bald entdeckt wurde, und ihn in das Gefängniß Newgate, und nach einem kurzen Prozeß, da alles klar war, auf den Richtplatz brachte. Man weiß, daß alles aufgeboten ward,

ihn zu retten; daß 27,000 Bürger von London die Bittschrift um seine Begnadigung an den König unterschrieben; daß auch der König gern darauf gehört hätte; daß aber das Gesetz um so unerbittlicher war, je mehr in einem handelnden Staat, der auf Treu und Glauben ruhen muß, gerade das Beyspiel eines öffentlichen Religionslehrers doppelt gefährlich wirken konnte. Ich erinnere mich noch sehr wohl, welches Interesse dieser Prozeß im Jahr 1777 auch in Deutschland erregte, und mit welcher Begier man den Zeitungen so lange entgegen sah, bis man endlich las, daß Dodd am 27. Jun. in Tyburn gehängt sey *).

Das Magdalenenhospital ist seit der ersten Stiftung nicht nur bedeutend erweitert, sondern fortdauernd wohlthätig wirksam. Die Kapelle wird besonders des Sonntags wegen des lieblichen und rührenden Gesangs der Versammlung der unsichtbaren Magdalenen sehr besucht, wobey mancher Besucher wohl Ursach haben mag, wenn er vielleicht die

---

*) Wer mehr über diesen für den Psychologen und Charakteristiker merkwürdigen Mann zu wissen wünscht, findet es in dem Leben Dr. Wilhelm Dodds, Berlin 1779. Man sieht daraus, daß er trotz seines unruhigen Lebens doch ein fruchtbarer Schriftsteller war. Ich finde selbst einen Commentar über die Bibel in 3 Foliobänden angeführt; wahrscheinlich auch eine der Compilationen aus einer Menge andrer Schriften, woran die englische Literatur so reich ist.

wohlbekannte Stimme einer der Sängerinnen unterscheiden sollte, an seine eigne Brust zu schlagen.

Das Innere dieses Hauses habe ich aus Mangel an Zeit nicht gesehen; wohl aber eine jüngere, für gleichen Zweck bestimmte Anstalt, das Londner weibliche Besserungshaus, welches, da das Magdalenenhospital bey weitem nicht mehr alle Anträge und Bitten um Aufnahme befriedigen konnte, seit 1807 von einem Verein von Menschenfreunden, in einer frey gelegnen, an das friedliche Dörfchen Pentonville gränzenden Gegend angelegt wurde. Vier und zwanzig geprüfte Männer, und eben so viele Frauen, führen die allgemeine Aufsicht, aus denen besondre Committeen gebildet werden, die sich theils monatlich theils wöchentlich versammeln. Zwey Frauen besuchen täglich das Haus, und empfangen Bericht von der Matrone, welche das Ganze leitet. Mrs. Hoplin schien eine treffliche Aufseherin, die mit Sanftmuth und Milde eben so viel Anstand und Würde verband.

Jedes verführte Mädchen, die zur Tugend zurückzukehren wünscht, darf sich zur Aufnahme in diese Anstalt, die durchaus nur als eine Besserungs- nicht als eine Strafanstalt zu betrachten ist, melden. Leidet es irgend der Raum, so wird sie zur Probe aufgenommen. Nur Schwangere und Kranke werden zunächst an andre Hospitäler verwiesen. Bey der Aufnahme unterrichtet man sich bloß von ihrer

Herkunft und Familie. Alles neugierige Eindringen in die Geheimnisse ihrer früheren Verbindungen ist untersagt, und jeder Vorsteher wird verpflichtet, über alles, was er anderweitig von ihren vormaligen Verhältnissen in Erfahrung gebracht, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Die Aufgenommene beobachtet man zwey Monate. Erst dann wird sie, wenn ihr die Ordnungen und Gesetze des Instituts zusagen, der vollen Aufnahme (full admittance) fähig.

Nach solcher vorhergegangenen scharfen Beobachtung, vertheilt man sie in gewisse Classen, wobey besonders wohl unterschieden wird, ob sie bis zu öffentlichen gemeinen Lustdirnen herabgesunken sind oder nicht. Ueberhaupt sucht man durch die Besseren und Gebesserten auf die neuen Ankömmlinge zu wirken.

In einzelnen Zimmern oder in der Wirthschaft, treiben sie, nach Geschicklichkeit und Charakter gesondert, ihre Geschäfte. Denn Arbeit, Beschäftigung und religiöser Zuspruch werden als die Hauptbesserungsmittel betrachtet. Auf das Haus und den Garten beschränkt, sehen sie niemand, als etwa Verwandte und nahe Freunde, und jede Verbindung mit der Welt ist streng bewacht. Auch der Arzt, der Wundarzt und die Geistlichen sehen sie nur in Gegenwart der Aufseherin. Wenn Fremde zu gewissen bestimmten Tagen und Stunden die Anstalt besuchen, entfernen sich die Bewohnerinnen in andre Zimmer, die dann nicht geöffnet werden. Eben so wird es im Magdalenenhospital gehal-

ten. Morgens, Abends und Sonntags vereinigt sie ein einfacher Saal zum Gebet. Einige bewährte Geistliche besorgen abwechselnd den Vortrag. Im ganzen Hause, den Wohn- und Schlafzimmern, herrscht neben der Einfachheit die höchste Nettigkeit, Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen, und die Rücksicht auf Verhütung jeder Art von Unsittlichkeit, selbst Unschicklichkeit, springt überall hervor. In dem Eintrittszimmer findet man ein Magazin der schönsten weiblichen Arbeiten aller Art, die um ziemlich hohe Preise, zum Theil zum Besten des Hauses, zum Theil der Arbeiterinnen selbst, verkauft werden, wozu denn auch viele Familien Bestellungen machen.

Wie übrigens alle Mitglieder freywillig und nur auf ausdrückliches Gesuch eintreten, so wird auch Keinem gewehrt, das Haus zu verlassen. Zwey Jahre hält man sonst für die angemessenste Zeit des Aufenthalts, um sie an eine neue Lebensordnung zu gewöhnen. Während derselben bemüht sich die Direction, wo Eltern und Verwandte leben, den Frieden mit diesen wieder herzustellen, und die Verirrten in den Schooß der Familie zurück zu führen. Wo dieß nicht der Fall ist, sucht man sie nach ihrer persönlichen Beschaffenheit und Fähigkeit, wo möglich außer London, in Dienste zu bringen. Auch wenn sie das Haus verlassen haben, zieht man fortgesetzt Nachrichten von ihrem Betragen ein. Ueberschicken sie nach Jahresfrist ein gutes Zeugniß, so erhalten sie eine Guinee

zur Aufmunterung; nach zwey Jahren zwey und so immer fort nach jedes Lage und Bedürfniß. Die sich der Ordnung nach wiederholten Erinnerungen nicht fügen wollen, werden verwiesen. Zum zweyten Mal wird niemand aufgenommen *).

Die segenreichen Wirkungen dieser Stiftungen sind, was man auch dagegen sagen mag, unverkennbar. Einige haben sie zwar als eine Begünstigung und Aufmunterung des Lasters getadelt, indem sie die Aussicht eröffneten, nach einem sündlichen Leben ein sichres Asyl zu finden. Wie wenig müssen doch diese das menschliche Herz kennen? An das Ende denken gewiß wenige, die sich der Verführung hingeben. Sie trauen entweder der Lockstimme der Versucher, die ewige Treue verspricht, oder sie hoffen von dem Laster Gewinn, und weil es Einzelnen gelang, denken auch sie ihr Glück in der Welt zu machen. Ein Penitentiary oder Besserungshaus, hat wahrlich keinen Reiz für den Leichtsinn und die Sinnlichkeit. Die bessere Natur muß erst wieder emporgekommen seyn, wenn der Mensch in sich gehen und an die Rückkehr denken soll.

Auch ist man in der Verwaltung dieser Anstalten verständig und vorsichtig genug, sie nicht in Zu-

---

*) Alles dieß ist genau bestimmt in den By-Laws and Regulations of the London female penitentiary. London 1808. die in der Anstalt ausgegeben werden.

fluchtsörter für jenen Auswurf der Gefallenen, welche ihr elendes Gewerbe nicht mehr nährt, zu verwandeln. Wo bloß Armuth und schimpfliche Krankheit ein Unterkommen sucht, und um Aufnahme bittet, verweiset man sie an Krankenhospitäler und Armenhäuser.

In dem Asyl, das ich besuchte, hatten sich binnen 11 Jahren (1807 — 1818) 2200 gemeldet, von denen aber nur 645 aufgenommen wären. Von diesen hatte man 173 in gute Dienste, 102 anderweitig untergebracht; 145 mit ihren Familien ausgesöhnt; 24 waren glücklich verheirathet; 74 waren auf ihr eignes Verlangen ausgetreten; 21 waren entlaufen; 14 gestorben; 100 waren im Hause gegenwärtig, und man war auf bedeutende Erweiterungen bedacht *). Der Kostenaufwand, der bloß durch freywillige Gaben und Vermächtnisse gedeckt wird, betrug im Jahr 1818 5149 Pf. St. (30,894 Thlr.). Mit Handarbeit

---

*) Von dem älteren Magdalenenhospital finde ich folgende, jedoch nur bis 1798 reichende Angabe. Binnen 40 Jahren waren überhaupt aufgenommen 3188. Von diesen waren

| | |
|---|---|
| 1) mit ihren Verwandten ausgesöhnt, verheirathet oder als Dienstboten untergebracht . . . | 2075 |
| 2) an Krankenhospitäler als unheilbar abgegeben | 98 |
| 3) gestorben . . . . . | 63 |
| 4) auf ihr eignes Gesuch entlassen . . . | 439 |
| 5) wegen schlechter Aufführung fortgeschickt . | 446 |

Die übrigen waren noch in der Anstalt befindlich.

waren 746 Pf. St. (4476 Thlr.) verdient, wovon ein Theil für die Arbeiterinnen zurückgelegt und ihnen dann bey ihrer Entlassung mitgegeben wird. Nicht ohne Rührung kann man die dankbaren Briefe lesen, welche die Entlassenen, die in ihre Familien zurückgekehrt oder in Dienste getreten sind, an die Vorsteher des Hauses schreiben. Diese sowohl, als mehrere Zeugnisse über ihr Betragen im Dienst, werden gewöhnlich als Anhang zu dem jährlich erscheinenden Bericht mitgetheilt. So schrieb eine S. M. an die Aufseherin unter dem 6. Februar 1818:

„Als ich das Haus verließ, war ich zu überwältigt von meinen Gefühlen, um Ihnen meinen Dank mit Worten auszudrücken. Ich wage es itzt, Sie durch diese Zeilen zu bitten, allen den ehrwürdigen Damen zu bezeugen, wie hoch ich mich ihnen für alle die Güte verpflichtet fühle, die ich unter ihnen so unverdient genoß, um der Gesellschaft der Tugendhaften wieder zurückgegeben zu werden.

Aber auch itzt fehlt es mir an Worten für meine Empfindung. Meine Augen sind voll Thränen und ich kann nur sagen: Lobe den Herrn meine Seele! —

Ach! ich glich lange einem verirrten Wandrer; meine Gesundheit schwand hin; mein Friede war zerstört. Nicht einen Freund hatte ich mehr, von dem ich nur den geringsten Trost hätte hoffen können. Ich hatte alle Hoffnung für diese Welt aufgegeben, und ich fing an, an einer besseren Zukunft zu verzweifeln. Das Leben war mir zur Last geworden; aber der Gedanke an den Tod war mir, da ich so voll Sünde war, fürchterlich. Da führte mich eine gnädige Vorsehung in Ihr Asyl, und ich fand einen heilenden Balsam für allen meinen Jammer. Man führte mich zu den Füßen des Erlösers. In ihm fand ich Ersatz für alles was mir gebrach.

Wie

Wie bin ich allen den edlen Frauen verpflichtet, unter deren Aufsicht ich stand; in jeder Abtheilung worin ich lebte, in gesunden und kranken Tagen, erfuhr ich von ihnen jede Art von Freundlichkeit, Trost und Beystand.

Möge Gott seine höchsten Segnungen über alle verbreiten, welche dieses wohlthätige Haus verwalten. Das ist mein tägliches Gebet. Ich fürchte nur, ich mißbrauche Ihre Geduld; aber mein Herz — ach! es ist so voll, daß ich nicht aufhören möchte zu schreiben. —

Ihre ewig treu gehorsamste S. M.“

Von solchen Briefen und Zeugnissen ist das Archiv dieses wohlthätigen Hauses voll. Sie ehren in gleichem Grade die von denen sie kamen, wie die menschenfreundlichen Männer und Frauen, welche über diesen Zufluchtsort reuiger Magdalenen wachen.

Hätte übrigens ein psychologischer Moralist Gelegenheit, im Inneren beyder Anstalten längere Beobachtungen anzustellen, — ein weites Feld würde sich ihm eröffnen.

Zuvörderst würde es schon sehr interessant seyn wahrzunehmen, wie der so plötzliche Uebergang aus einem verwilderten Leben der Sinnenlust, in eine solche Abgeschiedenheit von der Welt auf die verschiedenen Naturen physisch und moralisch einwirken mag. Vielleicht gerade darum weniger drückend, weil alles Uebermaaß sinnlichen Genusses nur zu bald Ekel und Trübsinn zurückläßt und viele jener Unglücklichen, nicht aus Neigung, sondern weil sie sich jeden Ausweg versperrt sehen, und durch die Zerrüttung ihrer Umstände mehr in der peinigenden Nothwendigkeit fühlen, in

dem Joch der Sünde, und unter der Gewalt tyranni-
scher Kupplerinnen wider ihren Willen zu bleiben.

Nächstdem würde der Beobachter prüfen, wie fern das Zusammenleben gerade mit Personen, die auf gleiche Weise gesündigt haben, ihrer Besserung nicht hinderlich sey, da es kaum fehlen kann, daß Erinnerungen an die Vergangenheit sich gegenseitig erwecken, überhaupt aber die Phantasie länger wach bleibt als der sinnliche Trieb. Es gehört freylich zu den Gesetzen des Hauses, alle Gespräche dieser Art zu vermeiden, namentlich in den Schlafsälen gar nicht zu sprechen; wobey die stete Gegenwart von Aufseherinnen oder bewährten Mitgliedern mehr noch als die Vorschrift verhüten mag. Ganz wird dieß jedoch schwerlich zu erreichen seyn. Auch weiß man ja wohl, daß sich eine wohlgefällige Erinnerung an die genossenen Sinnenfreuden, selbst hinter die Bekenntnisse der Reue verstecken kann. Von dieser Seite könnte es scheinen, daß die Aufnahme in eine rechtliche Familie — wenn sie nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden wäre — sichrer zum Zweck führte. Doch dieß trifft fast alles Zusammenleben in öffentlichen Anstalten, und man sollte dabey nie vergessen, daß man so leicht ungerecht gegen diese wird, weil man sie nur in der Wirklichkeit mit ihren unvermeidlichen Mängeln, das Familienleben dagegen gewöhnlich idealisch auffaßt, wie es gleichwohl so selten zu finden ist.

# Ein Blick auf und in die Wohlthätigkeitsanstalten von London.

Man müßte ein Buch schreiben, oder schon Geschriebene wiederholen, wenn man sich auch nur auf die Darstellung derjenigen menschenfreundlichen Anstalten und Stiftungen beschränken wollte, welche in der Hauptstadt vereinigt sind; wie man denn selbst nicht bloß Monate, sondern wenigstens ein ganzes Jahr dort verweilen müßte, um mit ihrem Innern vertraut zu werden. Ich habe recht absichtlich bloß einige der wichtigsten besucht, weil, wer alles sehen will, selten etwas recht sieht, und mehr Ermüdung als Belehrung davon mitnimmt. Selbst diese genau zu charakterisiren würde ich nicht wagen, weil ich zu gut weiß, wie viel dazu erfordert wird, in den Geist großer Institute einzudringen, um weder parteyisch noch ungerecht zu werden. Sind sie nicht ganz in Verfall, so tritt für den einmaligen Besucher meist nur die schöne Seite hervor, weil man ihm entweder nur diese zeigt, oder weil die Gebrechen ihrer Natur nach mehr geheim und verborgen sind.

Um den Lesern wenigstens eine allgemeine Idee zu verschaffen, wie reich allein London an Anstalten ist, welche der Humanität und Religiosität ihr Entstehen zu danken haben, so folge hier zuerst eine summarische Anzeige zum Ueberblick.

Sie bestehen nämlich

1) aus drey und vierzig Freyschulen, worin an viertausend Kinder theils unterrichtet theils erzogen werden. Nächstdem hat London

2) Siebzehn Schulen für ganz arme und verlassene Kinder;

3) Zweyhundert und sieben und dreyßig Parochialschulen, welche durch freywillige Beyträge unterhalten werden, und worin zwischen Zehn- bis Zwölftausend Knaben und Mädchen Unterricht genießen.

4) Für Kranke, Gebrechliche und Schwangere findet man Zwey und zwanzig Hospitäler. Dazu kommen noch

5) Zwey große Irren-Anstalten, — Bethlem (Bedlam) und St. Lucas.

6) Alte unvermögende Personen finden in hundert und sieben Armenhäusern Zuflucht für ihre hohen Jahre.

7) Für Unterstützung besonderer Classen von Unglücklichen, Verarmten und Hülflosen zählt man außerdem achtzehn besondere Stiftungen. Endlich werden

8) in zwanzig Apotheken alle Heilmittel den Dürftigen frey geliefert.

Außer diesen Anstalten rechnet man, daß die Bürgervereine der City jährlich an 75,000 Pf. St. oder

Eine Million und 450,000 Thaler zu wohlthätigen Zwecken aufbringen. Die ganze Summe aber, welche in London für diese verwendet wird, schlägt der neueste Berichterstatter auf 850,000 Pf. St. oder an Fünf Millionen Thaler an. Man muß die Größe, den Umfang, die innere Einrichtung wenigstens einiger dieser Institute gesehen haben, um die Angabe nicht zu hoch zu finden.

Ein Theil jener Anstalten rührt aus den früheren Zeiten her, wo uns überall in katholischen Ländern fromme Stiftungen als Wirkungen des religiösen Geistes begegnen, die freylich häufig genug mehr von dem Wahn, schon dadurch die Seligkeit verdienen, oder alte Sünden gut machen zu können, als von reiner Gottes- und Menschenliebe ausgegangen seyn mögen. Man kann nicht leugnen, daß mit dem Glauben an die seligmachende Kraft solcher guten Werke, welche die Reformatoren bestritten, auch der Eifer für sie sich gar bald verloren hat. Aber nirgend ist dieß doch weniger der Fall gewesen als in England. Der Gemeingeist (public spirit), und bey Vielen auch der Geist der christlichen Liebe, hat sich durch alle spätere Jahrhunderte erhalten, und zeigt sich noch immer in neuen Unternehmungen. Ein großer Theil der herrlichsten Stiftungen, das Irrenhaus von St. Lucas für 300 Personen, das Findlingshaus, das an 400 Kinder verpflegt, die Rettungsanstalten für Leben und Vermögen, desgleichen für die Kinder

großer Verbrecher, die großen National- und Sonntagsschulen, für welche durch freywillige Subscription jährlich eine halbe Million Thaler zusammengebracht wird, gehören, so wie die vorher erwähnten Rettungsanstalten für gefallene Mädchen, sämmtlich dem letztverflossenen Jahrhundert an, und fallen zum Theil noch in die neueste Zeit.

Itzt wenigstens einen Blick in drey der bemerkenswertheften, die ich in ihrem Innern näher kennen zu lernen Gelegenheit fand. Unter den Erziehungshäusern für Kinder unvermögender (durch Mißbrauch auch wohl vermögender) Eltern, ist zuvörderst das

Christus-Hospital,

welches mitten in der City von London liegt, das älteste und in seinem itzigen Umfange das größte. Früherhin ein Franziskaner-Kloster, verdankt es seine itzige Bestimmug dem, seinem grausamen Vater Heinrich VIII., so unähnlichem edlen Sohne, Eduard VI. im sechzehnten Jahrhundert. Nach und nach erweitert, nährt und erzieht es itzt zwölfhundert Kinder; die größere Hälfte in der Anstalt selbst, die kleinere der jüngeren Kinder in Anstalten außer London. Die allermeisten werden zu Handwerkern bestimmt, daher bloß, außer den Religionsstunden, im Lesen, Rechnen, Schreiben und Zeichnen unterrichtet. Doch ist für Vierzig ein besondres Bildungsinstitut für den Seedienst damit verbunden, und einige ganz ausge-

zeichnete Köpfe bekommen auch Unterricht in den alten Sprachen und der Mathematik, um sodann auf Kosten der Stiftung in Cambridge studiren zu können.

Wie man überhaupt in England auf Beybehaltung des Alten in Sitten und Gebräuchen hält, so zeigt sich dieß auch hier in der Kleidung der Zöglinge des Christushospitals. Sie ist in der That bey dem ersten Anblick befremdend. Man denke sich die zum Theil 12, 16 bis 17jährigen jungen Leute, in einem dunkelblauen, unsern Kinderkappen völlig ähnlichen, bis auf die Füße herabgehenden Rock, der bis auf den Unterleib von einer Reihe weißer Knöpfe zusammengehalten wird; unter dem Kinn einen kleinen weißen Ueberschlag wie die Kragen unsrer Geistlichen; um den Leib einen schmalen rothen Streif oder Gürtel geschnallt; die Strümpfe gelb; der Kopf von einer kleinen blauen Mütze mit einer Troddel bedeckt. Trotz dieser sonderbaren Uniform, die nie mit einer andern vertauscht werden darf, kann man nur mit Wohlgefallen auf die sechs bis siebenhundert Knaben, welche das Haus vereinigt, blicken. Die höchste Reinlichkeit wird man an allen gewahr. Dafür sorgt die in ihrer Art ganz einzige Waschanstalt. In einem großen Zimmer mit langen vor den Wasserbehältern stehenden Bänken, baden sie täglich, immer 50 und 50 zugleich, Kopf, Hände und Füße in durchströmenden theils kaltem, theils

lauem Wasser, und trocknen sich an den in Rollen auf und ab bewegenden Handtüchern. Fülle der Gesundheit und Heiterkeit spricht fast aus jedem Gesicht. Ich war bey einer Mahlzeit zugegen, die, belebt durch ein muntres Wesen, einfach aber gesund und reichlich war. Der große Saal erinnerte mich sehr lebhaft an unsern Speisesaal im Hallischen Waisenhause, wo man auch oft siebenhundert Tischgenossen gezählt hat. Das Gebet vor und nach der Mahlzeit wurde mit Ausdruck und Andacht von einigen Zöglingen gesprochen, und stets von der ganzen Versammlung mit Amen beschlossen. Stattliche, dem Hause angehörende, selbst sehr wohlgenährte Matronen, vertheilten Suppe und Fleisch. Jeder Tisch hatte daneben seinen Besorger und Aufseher aus dem Kreise der Zöglinge. Der Oekonom (Steward) Herr Huggin führte an einem in der Mitte stehenden Tisch die Aufsicht. Es fiel mir auf, auf diesem Tisch allerley Sachen, Schlüssel, Knöpfe, kleines Geld, Schnallen u. s. w. zu sehen; aber der Aufseher belehrte mich, daß man streng darauf halte, daß alles, was gefunden werde, sey es noch so unbedeutend, abgeliefert werden müsse, um nach Tische von dem, der etwas vermisse, wieder in Empfang genommen werden zu können. Dieß geschehe mit großer Gewissenhaftigkeit und gebe zu mancher nützlichen Erinnerung Anlaß. Ueberhaupt stehen diese Blaurócke (blue-coat boys) wie sie durchgängig genannt werden, in sehr gutem Ruf. Sie

werden zwar nach strengen Vorschriften, aber sehr liberal behandelt und erzogen. Man erlaubt ihnen zwey und zwey auszugehen, sobald sie sich gut aufführen; und man versicherte mich, daß man fast kein Beyspiel habe, daß sich Zöglinge dieser Anstalt auf der Straße Ungezogenheiten erlaubt hätten, von welcher Seite sie der Jugend in vielen unsrer kleinen und großen Städte zum Muster vorgestellt zu werden verdienen.

Es war übrigens dieß große Institut neuerlich einer strengen Untersuchung unterworfen, da so manche wohlhabende Eltern Mittel gefunden hatten, ihren Kindern, der auf Bedürftige berechneten Bestimmung ganz zuwider, eine Stelle darin zu verschaffen. Mehrere waren schon entlassen, und Dürftigere aufgenommen. So geht es überall! Zu Lustbarkeiten, Putz und Wohlleben muß sich in manchen Familien immer Geld finden. Soll aber ein noch so geringes Schulgeld bezahlt, ein nützliches Buch gekauft werden, so kostet das alles zu viel, und selbst der Hochmuth schämt sich oft nicht, sich da arm zu stellen, wo an dem, was allen wohldenkenden Eltern das wichtigste seyn sollte, der Erziehung und dem Unterricht, etwas erspart oder abgedungen werden kann.

Unter den Anstalten, deren Zwecke mehr auf Verpflegung und Heilung an Körper und Geist kranker Personen gehe, sah ich das Innere des

## Bartholomäus Hospitals
## und
## des Irrenhauses St. Lucas.

Die meisten Londner Krankenhäuser sind Stiftungen von Privatpersonen. So gründete das große St. Thomashospital ein Geistlicher und ein Lordmajor von London, Robert Clayton. — Thomas Guy, der Sohn eines armen Kohlenhändlers, durch glückliche buchhändlerische und andre Speculationen sehr reich geworden, ward 1721 der Erbauer und Stifter des Hospitals, das noch seinen Namen trägt, und dem er nach unserm Gelde eine Million hinterließ. Oft waren 400 Betten darin mit Kranken besetzt. Fast eben so verhält es sich mit den zahlreichen so sehr wohlthätigen Anstalten, welche zum Niederkommen für ganz arme oder doch dürftige Frauen bestimmt sind. (Lying-in Houses.) Auch das Bartholomäushospital, fast das ansehnlichste von allen, in welchem im J. 1818 nicht weniger als 9500 Kranke verpflegt waren, und mit dessen Einrichtung ich durch die Güte eines hochgeachteten Arztes Hrn. D. Lawrence bekannt wurde, wird fortdauernd durch die mildesten Beyträge des Gemeingeistes unterstützt. Man war

eben beschäftigt, den großen Versammlungssaal, welcher die ganze Länge des zu Officiantenwohnungen und Büreau's bestimmten vierten Flügels einnimmt, neu zu decoriren und die zahllose Menge der an den Wänden aufgeführten Namen der Wohlthäter aufzufrischen. Das Urtheil über die innere Verwaltung und ärztliche Behandlung der Kranken muß ich den Kunstverständigen überlassen. Was so vollkommene Hospitäler, wie man in Würzburg und Bamberg sieht, bey einer geringeren Anzahl der Kranken leisten können, ist von einem so überladenen, kaum zu erwarten. Obgleich der Aufenthalt auch in den langen, hellen und luftigen Sälen, trotz der vielen Betten und der großen Hitze der Jahreszeit, nicht widrig war, so weilte ich doch am längsten bey den vortrefflichen Frescogemählden — dem barmherzigen Samariter und den Kranken an dem Teich Bethesda — wodurch sich Hogarth auch hier, ohne Absicht auf Gewinn, unvergeßlich gemacht, und bewiesen hat, daß er das Edle und Große eben so würdig darzustellen, als die Verzerrungen der Natur glücklich aufzufassen vermochte. Diese Gemählde, nebst einigen andern, welche sich auf die Stiftung beziehen, bedecken die hohen Wände, welche die prächtige Treppe, die zum Versammlungssaal führt, umgeben. Man liebt dieß in England. Auch in dem Pallast, welchen die Nation dem Prinzen von Coburg geschenkt hat, und der vormals dem Herzog von Marlborough gehörte, ist man auf Treppen, Fluren und

Corridors von den in Fresco gemahlten Thaten dieses großen Helden, umgeben.

Für die unglückliche auch in England so zahlreiche Classe derer, welche des höchsten Vorzugs der menschlichen Natur bey völligem oder partiellem Wahnsinn entbehren, war früherhin bloß das weltbekannte Irrenhaus Bethlem bekannt. Es stammt aus den Zeiten Heinrich VIII., wird aber itzt von dem Irrenhause St. Lucas am Ende von City Road, an Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung weit übertroffen. Was ich in diesem sah, stimmt so buchstäblich mit dem überein, worauf ich durch Gödens Beschreibung vorbereitet war, und die gefällige Auskunft, welche mir der Aufseher Hr. Dunstan, der schon an 40 Jahre das verdienstvolle Amt führt, über alle meine Fragen gab, bestätigte die Angaben jenes früheren Reisenden so durchaus, daß ich meine Leser nur auf jenes Werk verweisen dürfte, wenn ich voraussetzen könnte, daß es ihnen zur Hand sey. Ein gedrängter Auszug — da ich nichts besser darüber zu sagen vermag — dürfte wenigstens auch hier nicht unwillkommen seyn *).

Die erste Stiftung dieses St. Lucashospitals geht bis 1732 zurück. Da wo es itzt steht, begann der Bau im J. 1751 der jedoch erst 1786 ganz vollendet ist. Auch trägt es überall die Spuren eines neuen

*) S. Gödens England. 2ter Th. 12tes Cap.

wahrhaft schloßartigen Gebäudes, mit einer Fronte von 500 Fuß. Auch diese in ihrer Art unvergleichbare Anstalt, wurde bloß durch freywillige Beyträge Londner Bürger begründet. Zu der ersten Einrichtung des Ganzen verwandten die Unternehmer eine Summe von 40,000 Pfund, und in einem Zeitraume von funfzig Jahren erwarb die Stiftung durch Schenkungen und Vermächtnisse ein Kapital von 100,000 Pfund. Sir Thomas Clarke, einer der Vorsteher, verehrte ihr 30,000 Guineen. Noch immer aber sind die Zinsen des Kapitals, welche im Jahre 1802 die Summe von 3933 Pfund betrugen, bey weitem nicht hinreichend, eine so kostbare Anstalt zu unterhalten. Ohngeachtet indeß fast auf allen Seiten von London mit jedem Jahre neue Stiftungen der Mildthätigkeit entstehen, so darf doch bey der Liberalität seiner Einwohner keine der älteren für ihre Existenz besorgt seyn. Auch die jährlichen freywilligen Beyträge für St. Lucas haben bis jetzt stets die Summe der Ausgaben überstiegen, die sich im vorletzten Jahre nahe an 7000 Pfund belief.

Das Gebäude ist drey Stockwerk hoch und von einer hohen Mauer umgeben. Der mittlere etwas hervorspringende Theil des Gebäudes enthält die Zimmer für den Oberaufseher, die Versammlungssäle der Vorsteher und die Bedientenstuben. Die Zimmer der Kranken befinden sich in den beyden Seitenflügeln,

deren einen die Männer, den andern die Weiber bewohnen. Durch jedes Stockwerk läuft eine hohe und breite Gallerie. Die nördliche ganz freye Seite jeder Gallerie ist mit hohen Schiebefenstern versehen, die jederzeit zur Hälfte offen gelassen werden; an der entgegengesetzten mittäglichen Seite befinden sich die Cellen der Kranken. Der breite Zwischenraum dient den Kranken als Spatziergang. Am Ende jeder Gallerie befinden sich zwey Versammlungs- und Speisesäle. Der eine ist für die ruhigen und geselligeren Kranken bestimmt, der andere kleinere für diejenigen, denen man den freyen Gebrauch der Hände nicht verstatten darf, und die einer strengen Aufsicht bedürfen. In beyden sind die Kamine zur Verhütung der Gefahr mit hohen eisernen Geländern umgeben. Jeder Kranke hat eine besondere geräumige Celle, in der sich ein Bette befindet, welches aus einer breiten auf Stroh liegenden Matratze und einer warmen Decke besteht. Die Bettgestelle sind hier aus leicht zu errathenden Gründen aus Holz. In den Bettgestellen derjenigen Kranken, die alle Gewalt über ihre thierischen Verrichtungen verloren haben, sind Rinnen angebracht, durch welche der Urin in bleyerne mit den Betten verbundene Röhren abfließt, die ihn durch die Mauer des Gebäudes in die außerhalb befindlichen Schloten ableiten. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Vorrichtung in allen Anstalten dieser Art eingeführt würde. Man begreift leicht, wie viel sie zur Erhaltung der Reinlichkeit und zur

Abwehrung jener abscheulichen Gerüche beyträgt, welche gewöhnlich diese Asyle des menschlichen Elends verpesten. Um die strengste Sauberkeit zu erhalten, müssen den ganzen Tag alle Cellen offen gelassen werden, damit dem Auge des Aufsehers kein Fehler gegen die Ordnung entgehen kann. Wollte ich überhaupt von der durchgängigen prächtigen Nettigkeit dieser Anstalt mit dem gebührenden Lobe sprechen, so könnte ich leicht in den Verdacht der Uebertreibung fallen; ich begnüge mich daher mit der Versicherung, daß sie nach meiner Ueberzeugung das vollkommenste ist, was man in der Art sehen kann, und daß ich in den Zimmern des Königlichen Pallastes in London den Fußboden nicht reinlicher gefunden habe, als in den Gallerien dieses Hospitals. In allen übrigen Theilen des Gebäudes, in der Brauerey, dem Backhause, dem Waschhause, den Zimmern zum Trocknen der Wäsche, der Küche nebst den Vorrathskammern und den andern ökonomischen Officen, die sich im Erdgeschosse befinden, hat man Gelegenheit, dieselbe unvergleichliche Ordnung zu bewundern. Als ich diese Anstalt besuchte, befanden sich 266 Kranke in derselben. Bedenkt man, daß eine so beträchtliche Anzahl von Cellen nebst den Gallerien, täglich auf das sorgfältigste gereinigt werden muß, daß jeder Kranke seine besondere Verpflegung erfordert, und daß allein der ökonomische Theil des Hospitals sehr viele Hände beschäftigt; so wird man es fast unglaublich finden, daß alle diese verschiedenen vielfachen

Arbeiten mit solcher Präcision von nicht mehr als 16 Bedienten abgethan werden.

Die Unterhaltung eines jeden Kranken kostet jährlich dem Institute etwas über 15 Pf. Sterling. Man wird freylich diese Summe sehr bedeutend finden, allein wer die Güte der Verpflegung kennt, welche die Kranken hier genießen, wird auch hierin die Oekonomie des Ganzen bewundern müssen, die mit dem Wenigen so vieles zu leisten vermag.

Zwey geräumige Rasenplätze hinter dem Gebäude, dienen hier wie in Bethlem den Kranken zur Bewegung im Freyen. In ihrer Mitte sind offene Pavillons mit Bänken errichtet. Hier ist bey schönem Wetter der größte Theil der Kranken versammelt und der menschenfreundliche Aufseher sorgt dafür, daß sich keiner an heitern Tagen in seiner Celle vergraben darf.

Um das Verhältniß der Mittel, welche man hier, wie es scheint ohne viele Künsteley, zur Heilung der Gemüthskranken anwendet, zu dem Erfolg derselben beurtheilen zu können, führt Goede folgende Thatsachen an. Binnen 51 Jahren sind 7018 Wahnsinnige aufgenommen. Von diesen sind 534 im Hospital gestorben; 3047 wurden geheilt; 631 als nicht für das Hospital geeignet entlassen; 2385 blieben ungeheilt.“

Mein Besuch der Anstalt war zu kurz, um über die Unglücklichen selbst Beobachtungen anzustellen. Daß bey dem meisten sinnliche oder geistige Excentricität — Wollust und religiöse Schwärmerey — die erste Ver-

anlas-

anlassung der Geistesverrückung gewesen, bestätigte auch Herr Dunstan. Eigentlich Rasende fand ich nicht, wahrscheinlich weil man uns diesen Anblick erspa-ren wollte. Gewisse Verirrungen und Aeußerungen des Wahnsinns wiederholen sich in jedem Narrenhause. Wer kann aber auch das kleinste verlassen, ohne tief von der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur gerührt und er-schüttert zu werden? Ach! es muß sich a jeder gesteh-hen, — ein kleiner Fehler in der Organisation des Ge-hirns, eine unglückliche Verletzung, ein Mißgriff eines Heilmittels, ein unerwarteter Schlag des Schicksals, oder, was nur zu oft der Fall ist, eine traurige von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte Disposition — und auch ich könn-te diesen Elenden gleich seyn. Und wenn man sich auch zum Trost sagt, daß sie sich zum Theil nicht elend fühlen, so versetzt man sich doch so natürlich in die Stelle ihrer El-tern, Gatten, Kinder, die der Gedanke nicht ruhig werden läßt, einen Vater, einen Sohn, vielleicht das Theuerste und Geliebteste in einer solchen Abgeschiedenheit zu wissen.

---

Hat man übrigens auch nur in diese wenigen Wohl-thätigkeitsanstalten, die ich persönlich besucht habe, einen Blick gethan, so muß man ganz die Empfindun-gen theilen, welche in Gödens Bericht von ihnen mit einer würdigen Begeisterung ausgesprochen sind.

„In welchem andern Lande von Europa — sagt er am Schluß der Beschreibung von St. Lucas — findet

man auch nur eine einzige Anstalt von solchem Umfange, die sich ohne allen gesetzlichen Zwang, bloß durch freye milde Beyträge ein halbes Jahrhundert blühend erhalten hätte? — Doch was ist diese eine Anstalt in Vergleichung mit mehr als zweyhundert andern, die in London auf gleiche Weise durch bloße freye Wohlthätigkeit ununterbrochen fortdauern! Indem ich von Anstalten spreche, verstehe ich darunter beständige bleibende Stiftungen, nicht jene willkührlichen Verpflegungen der Armen und Kranken, die in London nicht zu berechnen sind; nicht jene Gesellschaften, die sich über gewisse monatliche Beyträge zu milden Zwecken vereinigen (friendly societies) und deren man in London im verwichenem Jahre über sechshundert und achtzig zählte. Hält man nun aber mit der Summe aller milden Anstalten in London, die ungeheuere Menge der übrigen im ganzen Reiche zerstreuten Stiftungen dieser Art zusammen, so sieht man sie durch die letzteren bey weitem an Anzahl, Größe und Reichthum übertroffen; und das ganze große Gemählde der patriotischen Wohlthätigkeit des englischen Volkes, entfaltet sich in einer so rührenden Erhabenheit, daß bey seiner stillen Betrachtung, jedes bessere, heilige, religiöse Gefühl erhöht, gestärkt und erweitert wird."

# Erster Blick
## auf die
# Anstalten zur Verbreitung und Förderung der Religion.

## Allgemeine Ansicht.

Unter allen öffentlichen Unternehmungen in Großbritannien, sind keine von so großem Umfang, keine erwekken eine so allgemeine Theilnahme unter Menschen aller Classen, Secten und Parteyen im In- und Auslande, als jene Vereine, welche sich

die Verbreitung der Bibel unter allen Nationen der Erde und

die Ausbreitung des Christenthums unter den nichtchristlichen Völkern,

zum Ziel gesetzt haben.

In diesen Bestrebungen, welche von so vielen Tausenden in allen Ländern, theils durch die mildesten Beyträge, zu denen die Regenten auf Thronen und die Armen in den Hütten große Summen oder kleine Scherflein steuern, theils durch eine beyspiellose Thätigkeit gefördert werden, erblickt ein großer Theil der christlichen Welt das schönste Zeichen der Zeit, ein beginnendes Erfülltwerden der Verheißung Christi: „Es solle einst eine Heerde und ein Hirte werden.“ Aber sie gehen in England eben so gut als unter uns, nicht nur durch gute sondern

auch durch böse Gerüchte. Dem Unglauben, dem Religion und Christenthum Wahn und Unsinn ist, sind sie ein Aergerniß und eine Thorheit; der Gleichgültige, dem der Uebergang von einer Religion zur andern, als ein Tausch von Irrthümern erscheint, betrachtet sie als einen unnützen Aufwand großer Kräfte zu einem eitlen Beginnen. Aber auch wohl Mancher, für den die Religion und ihr heiliges Buch einen hohen Werth hat, kommt in Versuchung, bald die Reinheit des Zwecks zu bezweifeln und zu meinen, man wolle nur Gott dadurch bewegen, Menschen, die so viel für seine Ehre thäten, auch zeitlich zu segnen; bald ist es ihm ungewiß, ob die rohen Völker durch die Cultur wesentlich an Glückseligkeit und selbst an Sittlichkeit gewinnen möchten, oder wenigstens, ob gerade auf diesem Wege und durch diese Mittel der Zweck — Erkenntniß und Tugend allgemeiner zu machen — am besten erreicht werden dürfte.

In der That muß wenigstens dieser letztere Zweifel in dem Munde derer am meisten befremden, welche in Schriften, Predigten und Vorlesungen, die Erscheinung des Christenthums nicht nur als eine der größten Weltbegebenheiten, als ein wahrhaft universalhistorisches Phänomen, sondern auch den wohlthätigen Einfluß desselben auf den gesellschaftlichen Zustand der Völker zu rühmen pflegen. Sie müßten ja schon als Geschichtskenner am besten wissen, daß, so weit unsre Nach-

richten von dem Menschengeschlecht reichen, nichts so mächtig auf menschliche Gemüther gewirkt hat, als die Idee eines höchsten Wesens; daß von Orpheus an, den das Alterthum schon den Theologen nannte, die größten Lehrer und Gesetzgeber der Völker — namentlich Zoroaster, Solon, Numa, Pythagoras, Confucius und Muhamed — sich dieser Idee wenigstens als Hülfsmittel bedienten, um ihre Nationen zu civilisiren; daß auch wirklich durch popular mitgetheilte religiöse Ideen, weit mehr als durch das Schwerdt der Eroberer, oder die spitzfindigen in abgeschlossenen Schulen vorgetragenen Systeme der Philosophen gewirkt ist; daß endlich, um mit dem trefflichen deutschen Weltweisen, F. H. Jacobi, zu reden, „das Wort des göttlichen Nazareners, der in dem kleinen Judäa im Verborgenen eine kurze Zeit umherwandelte, von jedem verlassen, unter Spott und Schlägen bis zum Tode am Kreuze gebracht ward, die Welt umgestaltet hat *)."

Ich weiß sehr wohl, was von den Gegnern aller religiösen Anstalten dagegen eingewendet wird, und wie die Gemeinplätze von Priesterbetrug und Aberglauben, von grausamen Verfolgungen, von eigennützigen Absichten, unter dem Vorwande der Menschenbeglückung, als Wirkungen

*) S. Jacobi's Woldemar S. 243.

des Religionseifers aufgestellt werden. Alles dieß ist auch mir aus der Geschichte früherer und späterer Zeit nicht unbekannt, und ich leugne nicht, daß in den neuesten Anstalten zur Ausbreitung des Christenthums ebenfalls nicht alles rein und lauter ist; daß an dem Eifer der Verbreitung der Bibel viel sehr Menschliches Antheil haben, daß dieser Eifer selbst oft unverständig genug seyn, daß er von dem bloßen Vertheilen zahlloser Abdrücke, ohne Sorge für den rechten Verstand und Gebrauch derselben, viel zu viel erwarten mag. Ich muß vollkommen beystimmen, daß, wenn der Geist der Bibel lebendig macht, der mißverstandene Buchstabe eben sowohl Schwärmerey und selbst Unsittlichkeit veranlassen, und so das innere Leben tödten kann. Ich muß zugeben, daß von jeher manchen Heidenbekehrern unter Jesuiten und Nichtjesuiten, ganz etwas andres als das Heil ihrer Brüder am Herzen lag, und auch auf sie noch itzt die Warnung Christi anwendbar ist: „Wehe euch ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Proselyten macht, und wenn ers geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr als ihr selbst seyd.“ (Matth. 23, 15.) Ich muß zugeben, daß Andre mehr menschliche Meinungen und Speculationen über Dinge, die weit über unsern Verstand hinausgehen, als reines Christenthum predigten; daß viele sogenannte Bekehrte weit mehr durch äußere Vortheile als durch innere Ueberzeugung zum Ueber-

tritt bestimmt wurden; endlich auch, daß das Leben vieler sogenannten Christen in Indien und andern Ländern, weit schlechter und anstößiger als das Leben derer war, die sie zu Christen machen wollten.

Aber giebt es denn in der Welt überhaupt etwas, das nicht dem Mißbrauch unterworfen wäre, und müssen nicht selbst von dem Golde die Schlacken gesondert werden?

Wer möchte dem, der es zur Aufgabe seines Lebens macht, Licht in den Verstand und Ruhe in das Herz seiner Brüder zu bringen — seine Ehrfurcht versagen, gesetzt auch, daß man über seine Person, seinen mittelbaren oder unmittelbaren Beruf, und die Mittel die er dazu wählt, noch so verschieden dächte? Wahrlich es konnte nur der feindseligste Unglaube und die sittenlose Irreligiosität, den Heiligen, nach dessen Namen wir uns nennen, ganz verkennen, indeß der bescheidne Zweifler ihm wenigstens das Verdienst eines redlichen und durch die Größe seines Plans und die Heiligkeit seines Zwecks ehrwürdigen Enthusiasten zugestand. Was nun der Plan des Erlösers und der Zweck seines Wirkens auf Erden war, eben das ist es auch, wovon alle jene Vereine zur Bekehrung der Heiden und zur Verbreitung eines heiligen Religionsbuchs ausgehen. Entscheide man also selbst, ob der Tadel gerecht ist, daß so ungeheure Summen an diesen Zweck gewendet werden. Wenn man es großartig von einem

Regenten findet, wenn er halbe oder ganze Millionen an die Verschönerung seiner Residenz, an Prachtgebäude, an Schauspielhäuser wendet, will man es minder großartig in einem Volk nennen, von welchem ähnliche und noch größere Summen an Menschenerleuchtung und Menschenbeglückung gewendet worden?

Ich erinnere mich hiebey der Rede eines Parlamentsgliedes unter dem Ministerium des Lord North, welches, als in den Rechnungen der Schatzkammer unter andern 60,000 Pf. Sterling für Maultrommeln, Brummeisen und andere Spielereyen für die Wilden in Nordamerika in Rechnung gebracht waren, um sie sich dadurch zu Freunden zu machen, ausrief: „Welcher ungeheure Aufwand! Grundsätze der Tugend und sanfte Ueberredung zu einem sittlichen Leben, würden mehr ausrichten als alle jene Maultrommeln und Brummeisen, zumal wenn sie die Europäer durch ihr eignes Beyspiel unterstützten. Hättet ihr jene 60,000 Pfund im Geiste des ehrwürdigen Wilhelm Penn angewendet, um weise und rechtschaffene Männer unter die Indianer zu schicken, sie Pflicht und Recht zu lehren, und durch den milden Trost der Religion zu gewinnen — ich frage im Namen der Vernunft und der Rechenkunst, ob man nicht unendlich viel mehr Gutes hätte stiften können?“

Sogar ganz abgesehen von dem Einfluß der Religion und der Bibel als ihrer Urkunde, auf höhere Erleuchtung, Belehrung und Beruhigung menschlicher

Seelen — würde nicht schon die bloße Civilisation roher Völkerschaften, und die Rettung derselben von dem abgöttischen Aberglauben, von den allergrausamsten und empörendsten Gebräuchen, die mit ihrer Religion zusammenhängen, und die in Indien selbst die Weisheit der Braminen, unter denen es gewiß sehr kluge und sehr achtungswürdige Menschen giebt, weder vertilgen kann noch will — etwas höchst wohlthätiges seyn? Welcher bedeutende Schritt ist aber dazu gethan, sobald es gelingt, unter ihnen auch nur die Elemente alles höheren Wissens allgemeiner zu machen. Ulphilas, Bischof der Gothen im vierten Jahrhundert, lebt in der Achtung aller folgenden Zeitalter fort, weil er es war, der seinem eben so rohen als bildsamen Volksstamm das N. Testament in ihre Sprache übersetzte, und sie zugleich das Alphabet kennen und lesen lehrte. Durch den Eifer der englischen Bibelgesellschaft ist aber die Bibel, ein Buch, das schon durch die große Mannichfaltigkeit seines Inhalts, und indem es den Menschen auf allen Stufen der Cultur darstellt, einem Uebersetzer zur Ausbildung und Bereicherung der Sprache so sehr viel Anlaß giebt, wie wir unten sehen werden, allein in mehr als 25 asiatisch-indianische, und in die Sprachen so vieler nordamerikanischen Völker, die noch nie eine Idee von Schrift und Schriften gehabt hatten, übergetragen, und in Serampore herrscht die größte Thätigkeit für diesen Zweig der Literatur. Mit der

Cultur der Sprachen aber, hat von jeher die höhere Geistescultur in Verbindung gestanden.

Man darf also wohl die bittern Tadler und Spötter der Missions- und der Bibelanstalten fragen, ob sie nicht schon, um das Reich des menschlichen Wissens zu erweitern, jeden Versuch, auch rohe Völker allmählig dafür empfänglich zu machen, schätzen müßten, da ihnen doch nicht unbekannt seyn kann, daß auch die Nationen, unter welchen späterhin Kunst, Wissenschaft und Gelehrsamkeit den höchsten Gipfel erreicht, ursprünglich rohe Barbaren waren, und daß der heilige Bonifacius unsre eignen deutschen Vorfahren auf einer ganz andern Stufe fand, als wo wir Gottlob! itzt stehen? Oder sind sie wirklich so wenig weltbürgerlich gesinnt, daß sie nur dem kleineren Theil der Erdbewohner das Licht gönnen; und sich weiter nicht darum kümmern, wenn eine unzählbare Menge vernünftiger Wesen, die so gut als sie einer geistigen Ausbildung und sittlichen Veredlung fähig wären, ewig im Finstern wandelt, und allen Verirrungen und bis zur Unnatur steigenden Ausartungen des rohen Triebes der Sinnlichkeit hingegeben bleibt? Haben sie gar keinen Sinn für die Entzückung des Menschenfreundes und des echten Christen, wenn er sich denkt, daß durch seine Theilnahme an dem Verein religiöser Menschen, ein Volksstamm nach dem andern, durch eine so wahrhaft menschliche Religion wie die unsrige erleuchtet und gebessert, nicht bloß dem thö-

richten und unsinnigen, sondern dem greuelhaften Götzendienst entsagt, nicht mehr an den Altären knieet, die von dem Blute unschuldiger Kinder, Jünglinge und Jungfrauen rauchen, nicht mehr in den als Sclaven gebohrnen Millionen bloße Halbmenschen erblickt, über die den Freyen jede Gewalt zusteht? Oder ist dieß Gemählde etwa übertrieben? Die dieß vielleicht glauben, mögen nur lesen, was neuerlich Herr Bowdich, welcher erst im Jahr 1817 den Staat von Ashantee auf der Goldküste von Afrika als englischer Abgesandter besuchte, berichtet *). Er war Zeuge, wie bey dem Tode einer dortigen Fürstin nicht nur sogleich drey jungen Mädchen, sondern bald darauf wieder 13 Menschen die Arme abgehauen und die Köpfe langsam abgeschnitten wurden, um der Todten eine Gefolge nachzuschicken. „Unendlich größere Grausamkeiten, sagt er, fallen bey dem Tode eines Königs vor, indem jede Familie dann die Menschenofer für die unter seiner Regierung Verstorbenen wiederholen muß. Die Orans oder Kammerdiener des Königs, mehr als hundert, werden sämmtlich auf seinem Grabe geopfert; außerdem eine große Anzahl Weiber. Bey der Todtenfeyer der Mutter des itzigen Königs, brachte bloß ihr Sohn dreytausend Menschenopfer, worunter zweytausend Gefangene waren. Die großen Städte

*) Man findet den Auszug in Brans Ethnographischem Archiv.

lieferten jede 100, die kleineren 10 Menschen zur Schlachtbank.“

Wenn wir uns überhaupt freuen, daß durch die Erscheinung eines Weltheilandes auch dem Volk, dem wir angehören, das Licht aufging, wenn wir uns am Reformationsfest gefreuet haben, daß die Nacht, die es verdunkelt hatte, dem Tage weichen mußte — sollten wir nicht jedem Unternehmen Heil und Gedeihen wünschen, das eben diesen Segen über Völker verbreiten möchte, die noch itzt im Finstern wandeln?

Es wird noch sehr viel Zeit erfordern, ehe die frommen Wünsche für eine allgemeine Civilisation und Moralisation des Menschengeschlechts in Erfüllung gehen, wie sie sich itzt in einer Menge von Schriften in England und seinen Colonien aussprechen. Aber man darf doch itzt kühnere Hoffnungen nähren, da noch zu keiner Zeit so viel, und in einem — vergleichungsweise mit den Bestrebungen der römischen Propaganda — so viel würdigeren und duldsameren Geiste geschehen ist, als zu der unsrigen, sowohl durch die Bibelvereine als die Missionen.

# Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft.

An die schon längst in England bestehenden Verbindungen zur Förderung der Erkenntniß des Christenthums, in Großbritannien sowohl als in ganz Europa und den entferntesten Welttheilen, hat sich bekanntlich seit dem J. 1804 eine neue Gesellschaft angeschlossen, deren Hauptbemühung fast ausschließend auf die Verbreitung der heiligen Schrift gerichtet ist. Da neben mehreren für die Sache der Religion erwärmten Engländern, geistlichen und weltlichen Standes, auch in London lebende Ausländer, unter ihnen vorzüglich der Prediger an der deutschen Gemeine in der Savoy Hr. Dr. Steinkopf, das Interesse theilten, so verbreitete sich dasselbe sehr bald auch auf dem Continent, und schon itzt giebt es kaum eine bedeutende Provinz, worin man nicht Töchtergesellschaften anträfe, die mit der Brittischen in der engsten Verbindung stehen. Es geht die Gesellschaft von der Ueberzeugung aus, daß, da offenbar die h. Schrift von jeher eins der Hauptmittel gewesen, wahre Gotteserkenntniß und Frömmigkeit unter den Menschen zu verbreiten, man auch durch nichts die Religiosität unter den Christen mehr beleben könne, als wenn man Allen zum Gebrauch der Bibel verhülfe; ja, daß auch unter heidnischen Völkern nichts dem Christenthum so

sichrer die Bahn öffnen werde, als wenn es möglich wäre, jedem derselben die heilige Urkunde in seiner Landessprache zu liefern.

Der Mittelpunct dieses Vereins, von welchem in ganz England, Schottland und Irland, so wie fast in allen bekannten Ländern der alten und neuen Welt ähnliche Vereine ausgegangen sind, ist in London selbst. Man findet vielleicht in keinem Reiche so viele und mannichfaltige Religionsparteyen, als in Großbritannien, die in ihren Meinungen und Ansichten höchst verschieden, ja sich zum Theil sogar sehr abgeneigt sind. Um so merkwürdiger ist es, daß in der Beförderung dieses Zwecks sich fast alle begegnen. Die Bibelgesellschaften zählen, wie die Missionsgesellschaften, zu ihren Mitgliedern eben sowohl Bischöfliche als Presbyterianer, Dissenters, Methodisten, Quäker, und selbst die kleine Partey der Unitarier, welche in einigen Hauptlehren ganz von der Kirche abweicht, hörte ich dennoch mit Achtung von jenen Bemühungen reden, wenn sie auch nicht alle dabey genommene Maaßregeln billigte. Selbst dieß spricht für die Güte des Zwecks. Denn was von so verschieden Gesinnten als heilsam anerkannt wird, und wogegen selbst der Parteygeist nichts erhebliches einwendet, das muß doch gewiß innern Werth und Gehalt haben.

Ein so großes Unternehmen konnte nicht ohne mannichfaltige äußere Hülfsmittel, namentlich ökonomische und technische Einrichtungen bleiben, und mußte sich bald zu einem großen merkan-

tilischen Wesen gestalten. Man war daher auch bald darauf bedacht, ihm ein eignes Local zu geben.

Das dazu erkaufte und ausgebaute Haus in Essex-Street, ohnweit der Blackfriars Brücke, trägt in seiner ganzen Einrichtung die Spuren der Neuheit und einer einfachedlen Eleganz. In dem untern Raum ist die Hauptexpedition. Darüber die Bibliothek, wo die Exemplare der Bibel in allen Sprachen und Zungen aufgestellt sind. Daneben der große Versammlungssaal der Committee. Neben und über diesem, die Büreau's der zu gewissen Stunden anwesenden Secretaire und Gehülfen, alles durch Inschriften bezeichnet, so daß man nie irren kann, seinen Mann zu finden. In dem Nebengebäude, in das eine kleine Zugbrücke führt, ist das große durch drey Stockwerk gehende Magazin und die Niederlage aller der Bibeln und N. Testamente, welche auf Kosten oder auf Veranlassung der Gesellschaft gedruckt und größtentheils gebunden versendet werden. Man sieht mit Erstaunen die unermeßlichen Vorräthe und die Räume an, die sich täglich leeren und füllen. Nicht minder beschäftigt die Aufmerksamkeit der herrliche Mechanismus, womit die Ballen und Kisten für alle Länder der Erde bestimmt, zur Reise durch die halbe Welt sorgfältig verpackt, gewogen, auf- und abgewunden, dann zu dem untern Thor hingerollt werden, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Wer mag zählen, wie viele Hände das alles in Papierfabriken, Druckereyen, Schrift-

gießereyen, wie viele Arbeiter von allen Gewerken es täglich beschäftigt, und schon dadurch segenreich wirkt?

Am 5. Julius wurde ich in die wöchentliche Versammlung der Gesellschaft eingeführt. Es ward mir, wie bey Fremden gewöhnlich ist, ein Platz an der Seite des Präsidenten Lord Teignmouth angewiesen. Dieser ehrwürdige Greis, der viele Jahre Generalgouverneur in Ostindien gewesen war, stellte zugleich mit mir einen eben aus Calcutta angekommenen Oberrichter, Herr Harrison, welcher an der Spitze der dortigen Bibelgesellschaft gestanden hatte, der Versammlung vor. Dieser erstattete Bericht über den erstaunlichen Fortgang der Sache in Bengalen. Dann theilte einer der brittischen Secretaire, Hr. Owen, von welchem auch eine vollständige Geschichte der Bibelgesellschaft in mehreren Bänden verfaßt ist, Briefe aus der Schweiz und Frankreich, das er ohnlängst bereiset hatte, über eben diesen Gegenstand mit. Hierauf wurde ich selbst feyerlich angeredet, und von Hrn. D. Steinkopf, Secretair für das Ausland ersucht, Bericht über den Fortgang der Hallischen Bibelanstalt, deren Stifter, Canstein und Franke, die zu den wenigen unsres Vaterlandes gehören, deren Name dort in gewissen Kreisen sehr bekannt und gefeyert ist, zu erstatten. War ich gleich der Sprache nicht ganz unkundig, so wurde ich doch durch den Auftrag nicht wenig überrascht; indeß wuchs mir der Muth während der

Rede

Rede durch die so wohlwollende Theilnahme, und selbst, wo mir der rechte Ausdruck fehlte, die freundliche Nachhülfe der Umgebung. So suchte ich denn zu genügen so gut ichs vermochte. Als ich erwähnte, daß die Canſteiniſche Bibeldruckerey in neueren Zeiten von 6 auf 12 Preſſen vermehrt ſey, und daß dieſe täglich wenigſtens zwölftauſend auf beyden Seiten bedruckte Bogen lieferten, ohne gleichwohl alle Anforderungen erfüllen zu können; daß aber die große Steigerung der Papierpreiſe und aller Druckmaterialien, und ſelbſt die hohen Papierabgaben es faſt unmöglich machten, ohne Verluſt die alten Verkaufspreiſe beyzubehalten, ſo fehlte es nicht an dem: Hört! Hört! was dem Engländer bey allem was ihm wichtig ſcheint, immer auf den Lippen ſchwebt. Alles dieß flößte mir den Muth ein, theils um eine Unterſtützung der hieſigen Anſtalt durch eine Preſſe von engliſcher Arbeit zu bitten, da einige der unſrigen veralteten, theils darauf anzutragen, unſrer Bibliothek von allen bisher gedruckten Bibeln in fremden Sprachen Exemplare zukommen zu laſſen.

Nicht ohne Rührung gedenke ich noch itzt jener feyerlichen Stunden, und namentlich der vortrefflichen Gegenreden, mit welcher Herr Owen, einer der beredteſten Sprecher die ich in England gehört habe, meine in der That nicht ohne Schüchternheit geäußerten Wünſche erwiederte. „Mit großer Theilnahme — ſagte er unter andern — haben wir vernommen, wie das Werk

von uns so hochverehrter Männer, wie Canstein und Franke, fortdauernd wirkt und gedeiht. Eins — setzte er mit einer feinen Wendung hinzu — eins nur möchte ich mir erlauben zu tadeln, daß Sie gebeten haben, wo Sie fordern konnten. Es ist ja unsre Pflicht, jedes mit unsern Zwecken verwandte Unternehmen zu unterstützen. Wir sind nur die Haushalter, und empfangen die reichen Gaben, um denen beyzustehen die der Hülfe bedürfen. Wir werden geben, was wir vermögen, und es wird der Tribut unsrer hohen Achtung gegen ein Institut seyn, welches schon längst das Vorbild unsrer eignen Wirksamkeit gewesen ist.“ Mehrere der Mitglieder stimmten ein. Ein sehr angesehener Buchhändler Herr Butterworth, welcher itzt sein Leben vorzüglich der Förderung frommer Zwecke widmet, machte die Motion, „es sey der Gesellschaft würdig, die Bitte um eine Druckpresse von englischer Arbeit so liberal als möglich zu erfüllen. Er trage darauf an, uns mit einer oder zwey Stanhopschen Pressen zu versehen, welche ganz von Eisen, unverwüstlich und nach einem neuen sehr vortheilhaften Mechanismus gebaut wären.“ Alles dieß wurde registrirt, die Berichterstattung aber an eine besondere Commitee verwiesen.

Und die Gesellschaft hat Wort gehalten! Durch ihre Liberalität ist die Canstein'sche Anstalt nicht nur bereits im Besitz zwey solcher Pressen, gegen 1000 Thlr. an Werth, sondern man hat ihr, auf den Bericht

jener Committee, auch ein Geschenk von den zu einer vollständigen Ausgabe der Bibel erforderlichen Stereotypenplatten aus der Schriftgießerey des Hrn. Tauchnitz in Leipzig zukommen lassen, wodurch ein ganz neuer Guß erspart ist, welcher auch bey stehenden Lettern immer von Zeit zu Zeit nothwendig bleibt.

Da ich oft bemerkt habe, daß Viele die Stereotypen von stehenden Lettern nicht zu unterscheiden wissen, wozu selbst der Name (denn στερεος heißt überhaupt fest) verleiten kann, so dürfte bey dieser Gelegenheit folgendes zur Berichtigung irriger Vorstellungen nicht überflüssig seyn. Wenn die Form eines mit beweglichen Lettern gesetzten Bogens, nicht, wie gewöhnlich geschieht, gleich nach dem Abdruck aus einander genommen wird, sondern alles stehen bleibt, um erforderlichen Falls, wenn eine Auflage vergriffen ist, wieder zum neuen Abdruck gebraucht zu werden, wenn folglich bey einem größeren Werk wie die Bibel, eben so viele Formen für beyde Seiten (den Schöndruck und den Wiederdruck) vorhanden sind, als das Werk Bogen enthält, so sagt man es werde mit stehnbleibenden Lettern gedruckt; statt daß sonst in der Regel dieselben Lettern gleich wieder zu den folgenden Bogen benutzt werden können. Von dieser Art sind die stehenden Formen, welche die Canstеinsche Bibelanstalt schon seit längeren Jahren zu drey Ausgaben, und daneben das N. T. noch

besonders besitzt, und wodurch sie eben in den Stand gesetzt ist, die Bibel um so geringe Preise zu liefern *). Die Erneuerung der stumpf gewordnen Formen, kostete in der Regel der Anstalt jedesmal zu einer vollständigen Ausgabe 5400 Thlr. Stereotypen hingegen, welche eine französische Erfindung, und besonders durch Herhan und Didot vervollkommnet sind, unterscheiden sich dadurch, daß die Lettern nicht einzeln gegossen werden, folglich nicht beweglich sind, sondern daß eine ganze Seite eine Platte bildet, worauf die Buchstaben, wie etwa auf Münzen oder Stempeln, erhaben erscheinen. Man setzte erst mit beweglichen Lettern eine Seite ab, und schloß sie mit einem Formenrahmen fest zusammen; drückte sie dann in einer bleyernen Tafel oder auch einer andern Masse ab, worin sie sich nun vertieften. In diese goß man sodann eine andre geschmolzene Metallmischung, was man das Abklatschen (clicher) nannte. Nachdem diese abgekühlt und abgehoben war, stellte sie nun die Schriftzeichen erhaben dar. Da die Platte nur etwa $\frac{1}{8}$ Zoll hoch ist, die Lettern hingegen 1 Zoll lang, so wird allerdings viel an der Masse, oder nach dem technischen Ausdruck, am Zeuge erspart. Schwerlich aber halten sie so viel aus als bewegliche Lettern. Die Erfahrung wird uns darüber das Nähere lehren.

Doch zurück zu der Wirksamkeit des großen Brittisch-ausländischen Bibelvereins! Un-

*) M. s. die Beylage zu dieser Stelle.

streitig ist das Institut eins der größten für religiöse Zwecke, die jemals existirt haben, dessen jährliche Ausgaben bereits nahe an fünfmalhunderttausend Reichsthaler steigen, ohne das, was mittelbar durch die Töchtergesellschaften in allen Welttheilen geschieht.

Man hat gefragt, ob nicht ein Theil dieser großen Summe vielleicht noch zweckmäßiger zur Anstellung von verständigen Lehrern und Schrifterklärern, welche mit dem Inhalt der h. Schrift als kluge Haushalter umzugehen wüßten, verwendet werden könnte, da man doch kaum in Abrede seyn könne, daß für eine Unzahl von Menschen ohne Bildung, ja selbst ohne mechanische Fertigkeit im Lesen, die Bibel ein verschlossenes Buch bleiben müsse? Auch sey ja in allen Perioden beginnender Bildung, mehr gewirkt durch das lebendige Wort als durch schriftlichen Unterricht.

In diesem Sinne ist selbst ein merkwürdiger Aufsatz geschrieben, welcher zwey sehr geachtete Missionaire in Bombay, Gordon Hall und Samuel Newell, zu Verfassern hat, und worin sie Vorschläge thun, die sechshundert Millionen Menschen, die noch des Lichts bedürften, nach und nach zur besseren Erkenntniß zu führen *). Namentlich verbrei-

*) Ich fand einen Auszug daraus in dem Missionary Register January 1820. Der Titel des Tractats ist: The Conversion of the World, or the Claims of Six Hundred Millions of Heathen, and the Ability and Duty of the Churches respecting them.

ten sie sich darin über die Nothwendigkeit, den mündlichen Unterricht mit der Belehrung durch das geschriebene Wort zu verbinden. Folgende Stelle wird ihre Ansicht klar machen, und auch denen zur Belehrung dienen, die alles gethan zu haben glauben, sobald nur eine unendliche Menge von Bibeln vertheilt ist.

„Daß das Evangelium — sagen sie — durch Belehrung (instruction) verbreitet werden müsse, wird allgemein zugestanden. Aber es findet eine Verschiedenheit der Meinungen über die Art dieser Belehrung statt; soll sie — kann man fragen — bewirkt werden durch die Erziehung der Kinder in den Grundsätzen des Christenthums — oder durch die Vertheilung der h. Schriften — oder durch die Predigt des Worts? Alle diese Methoden sind unstreitig richtige Mittel das Evangelium zu fördern. Aber jedes derselben wird nur dann erst von der vortrefflichsten Wirkung seyn, wenn sie sämmtlich in Verbindung angewendet, und in ein richtiges Verhältniß gegen einander gestellt werden. Jeder aufmerksame Leser des göttlichen Worts, wird sich jedoch bald überzeugen, daß das größte Gewicht auf das Predigen oder die mündliche Belehrung gelegt wird. Als unser Herr befahl, daß sein Reich in der ganzen Welt gegründet werden sollte, so erklärte er als das Mittel dazu „die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern;“ und der hei-

lige Paulus sagt uns, daß, als die Welt in ihrer Weisheit Gott nicht erkannte, es Gott gefiel, durch eine für thöricht gehaltene Predigt die zu beseligen, die daran glaubten. Darin liegt deutlich, daß Gott selbst die Predigt des Evangeliums für das größte und wichtigste Hülfsmittel der Belehrung der Nationen erklärt hat."

„Nun — fahren sie fort — ist selbst in christlichen Ländern einleuchtend, daß die Vertheilung der Bibel sich auf die beschränken müsse, die im Stande sind sie zu lesen. Dennoch würde es eine unweise Verschleuderung des Schatzes der Kirche seyn, bloß nach diesem Grundsatz in heidnischen oder muhamedanischen Ländern zu verfahren. Hier sind Lehrer und Prediger vor allen Dingen nöthig, um erstlich die Aufmerksamkeit der unwissenden und sorglosen Heiden auf das göttliche Wort hinzulenken; zweytens um sie auf die Theile der Bibel aufmerksam zu machen, die ihrer Fähigkeit und ihrem Verstande die angemessensten sind; drittens um das zu erklären, wovon der Sinn nicht sogleich einleuchtend ist; endlich die Lehren der Schrift durch Gründe und ernste Zusprache zu unterstützen und dem Herzen näher zu bringen. Ohne christliche Lehrer würde eine bloße Vertheilung der Bibel unter Heiden und Muhamedanern so viel seyn als sie wegwerfen. Einzelne Beyspiele, daß die Lesung derselben den Zweck erfüllt habe, mag es wohl geben. Aber kein Beyspiel ist vorhanden, daß

eine Nation durch die Bibel ohne Lehrer das Evangelium angenommen hat.

Man breite die heilige Schrift also möglichst aus; nur sende man mit ihr zugleich Prediger des Evangeliums. Jeder bringe tausend Bibeln mit; aber nie vertheile man sie ohne Geleit eines Erklärers. Es war der Irrthum der römischen Kirche, Lehrer ohne die Bibel — möge es nicht der Irrthum der Protestanten werden, Bibeln ohne Lehrer zu senden."

So weit die Herren Hall und Newell!

Gewiß werden alle verständige Vorsteher der Bibelgesellschaften hierüber mit ihnen einverstanden seyn. Man wird diesen auch wohl so viel Einsicht zutrauen, daß sie bey allen, denen sie die h. S. in die Hand geben, die Fertigkeit lesen zu können voraussetzen, die freylich, wenn sie zu einem Verstehen des Gelesenen führen soll, weit vollkommner seyn muß, als wir sie leider! selbst bey einem großen Theil unsres christlichen Volks finden. Wo Missionen sind, da legt man auch Schulen an; in Indien auch ohne gerade den Zweck zu haben, die Jugend zu Proselyten, vielmehr Anfangs nur, um sie erst des Unterrichts fähig und für Bildung überhaupt geneigt zu machen.

Die brittische Bibelgesellschaft geht indeß von dem Grundsatz aus, daß, um einen großen Zweck zu erreichen, man seine Thätigkeit nicht zersplittern müsse. Für die Predigt des Worts oder das

Lehren sorgen die Missionsvereine. Sie aber hat es sich zur Aufgabe gemacht, alles aufzubieten, daß das wichtigste Lehrmittel die h. S. nirgend fehle. Eben daher will sie auch die Bibel ohne alles Zu- und Abthun, ohne Anmerkungen und Erklärungen verbreiten, damit nichts die Ausgaben den Verdacht willkührlicher Veränderungen aussetze, nichts die Einfachheit des Strebens störe; die Ansicht, das Verständniß und die Benutzung des heiligen Buchs jedem desto freyer bleibe *). Sie beruft sich dabey auf so viele ihnen von allen Orten und Enden zugekommene Nachrichten, mit welcher Willigkeit, eben wegen dieser Vermeidung jeder Art des Parteygeistes, die Gabe aufgenommen sey, und wie sie sich durch die wohlthätigsten Wirkungen unverkennbar bewähre.

Was nun bereits durch die vereinten Bemühungen so vieler tausend Mitglieder dieser Gesellschaft in und außer Britannien zu Stande gebracht ist, läßt sich schwer in der Kürze darstellen. Man muß die jährlichen Berichte, welche darüber erscheinen und, neben einer summarischen Uebersicht, zugleich die detaillirten

*) Man könnte fragen, warum man in mehreren englischen Bibelausgaben die über den Kapiteln stehenden Summarien gelassen, da diese doch sehr häufig der Erklärung vorgreifen? Warum man dieß auch in mehreren deutschen Ausgaben thue? Warum man sich hier und da von Luthers Ausgaben entfernte und z. B. Stellen wie 1 Joh. 5, 8 aufnahm, die er selbst bis an seinen Tod nie aufgenommen hat, weil er sie mit Recht für unecht hielt? Billig sollte man doch ganz consequent seyn.

Nachrichten aus allen Weltgegenden enthalten, selbst gelesen haben, um sich einen Begriff davon zu machen *). Die Hauptgesellschaft hat allein im brittischen Reiche an 500 Hülfsgesellschaften. Die anschaulichste Idee von der Größe ihrer Wirksamkeit bekommt man aber, wenn man z. B. weiß, daß schon in den ersten zehn Jahren (von 1804—1814) durch die freywilligen Beyträge dieselben in den Stand gesetzt wurden, 299,287 Pf. Sterl. oder Eine Million 795,722 Thlr. für ihre Zwecke zu verwenden; und daß allein im Jahr 1818 sich die durch die Einnahme vollkommen gedeckte Ausgabe gegen fünfmalhunderttausend Reichsthaler belief; daß diese Summen gleichwohl nur das in sich begriffen, was mittelbar oder unmittelbar

---

*) Sie erscheinen alljährlich unter dem Titel: Reports of the british and foreign BIBLE SOCIETY, und enthalten theils die Namen der Vorsteher und Hauptmitglieder, theils den in der Generalversammlung, die jedesmal Anfang May gehalten wird, vorgelesenen Jahresbericht, theils die von allen Weltgegenden eingegangenen Briefe. Der letzte Bericht ist der 15te, und reicht bis in das J. 1818 (300 Seiten gr. 8. sehr engen Drucks). — Ein zweckmäßiger bis 1815 reichender Auszug, ist die zu Hamburg erschienene Schrift: Die Thätigkeit der brittisch-ausländischen Bibelgesellschaft, worin die besten Quellen benutzt sind. Außerdem hat fast jede bedeutende Bibelgesellschaft eigne jährliche Berichte drucken lassen, unter denen besonders der Petersburger vom Jahr 1819 und der erste Rapport Annuel de la Societé biblique protestante de Paris 1819 äußerst interessant sind.

in ihre Casse floß; nicht aber, was nach dem Beyspiel Englands in andern Ländern gethan ward. Bereits über Hundert Ausgaben der h. Schrift und des N. Testaments in den allerverschiedensten europäischen, asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Sprachen und Dialekten, sind in England, Deutschland, Rußland und Ostindien veranstaltet, und Millionen einzelner Exemplare der h. Schrift verbreitet worden.

Um diese Verbreitung in Indien, zugleich aber auch um ein tieferes Studium aller der bisher zum Theil ganz unbekannten Zweige der Sanskritsprache, hat sich vorzüglich D. Carey ein unsterbliches Verdienst erworben *), und der Sprachforschung, so wie einer bisher uns ganz fremden Literatur ein Feld eröffnet, von welchem sich auch in Deutschland noch immer reichere Erndten erwarten lassen **). So wiederholt es sich auch hier, daß die Bibel neben ihrer religiösen Wirksamkeit, selbst in einem so großen Lande wie Indien, wohin die europäische Cultur noch wenig

---

*) Höchst lesenswerth ist der Bericht, welchen dieser hochverdiente Missionar im Jahr 1816, in Verbindung mit J. Marsham und W. Ward über die Uebersetzungen der h. S. zu Serampore bekannt gemacht hat. Er steht in der Periodical Accounts of the Baptist-Missionary Society Supplement zu Nr. XXXI., woraus er in Hrn. D. Vaters Analekten der Sprachkunde 1. Heft 1820 übersetzt ist.

**) M. s. das Nähere darüber in A. W. v. Schlegels indischer Bibliothek. Bonn 1820.

gedrungen war, wieder eins der Mittel wird, Civilisation und Wissenschaft zu fördern, wie sie es in so vielen andern Ländern in allen Zeitperioden geworden ist.

Einer unsrer ersten und vielseitigsten deutschen Schriftsteller, den wohl niemand in dem Verdacht einer theologischen Parteylichkeit für diese Schriften haben wird, hat in einem Werk, wo man es am wenigsten erwartet, ein sehr bedeutendes Wort hierüber ausgesprochen.

„Die große Verehrung — sagt Göthe in seiner Farbenlehre (2. Th. S. 138.) — welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet wird, verdankt sie ihrem innern Werth. Sie ist nicht bloß ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volks zum Symbol für alle übrigen aufstellt, seine Geschichte an die Entstehung des Weltalls anknüpft, und durch eine Stufenreihe geistiger und irdischer Entwickelungen, bis in die entferntesten Regionen der unermeßlichen Ewigkeiten hinausführt.

„Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang des Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede seyn, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabey ein andres Buch zu brauchen, als etwa Tschudis schweizerische, oder Aventins bayrische Chronik. Wie vielmehr muß also die Bibel zu diesem Zweck genügen, da sie das Musterbuch zu jenen erstgenannten gewesen, und das Volk, als dessen Chronik

sie sich darstellt, auf die Weltbegebenheiten so großen Einfluß ausgeübt und noch ausübt. Auch liegt jedem vor Augen, wie in beyden Abtheilungen dieses wichtigen Werks, der geschichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergestalt innig verknüpft ist, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche. —

Bey der Selbstständigkeit, wunderbaren Originalität, Vielseitigkeit, Totalität und Unermeßlichkeit ihres Inhalts, brachte sie keinen Maaßstab mit, wonach sie gemessen werden konnte. Er mußte von außen gesucht und an sie angelegt werden, und das ganze Chor derer, die sich deßhalb versammelten, Juden und Christen, Heiden und Heilige, Kirchenväter und Ketzer, Concilien und Päbste, Reformatoren und Widersacher, sämmtlich, indem sie auslegen und erklären, verknüpfen oder suppliren, zurechtbringen oder anwenden wollten, thatens — gleich den beyden großen Männern des Alterthums, die als Repräsentanten herrlicher nicht leicht in einer Person zu vereinbarender Eigenschaften auftraten, Plato und Aristoteles — entweder wie jener mehr lebendig empfindend, oder wie dieser wissenschaftlich denkend und forschend.“ —

Wenn die Verehrung, welche dieser Schriftsteller gegen die h. S. ausdrückt, sich auf den Reichthum und die Vielseitigkeit ihres Inhalts gründet, so ist es nicht minder wahr und schön gedacht und gesagt, was

Thomas Abbt in seinem zu früh vergessenen Werk vom Verdienst, ein halbes Jahrhundert früher von ihrer Kraft und Wirksamkeit behauptete:

„Das Verdienst — sagt er — der h. Schriftsteller ist nicht zu berechnen. Aus der Bibel fließt Trost für die Bekümmerten und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung vor allem Fleische, um den Unterdrückten zu heben, und den Hoffärtigen zu fällen. Da sie zum Grunde legt, daß kein Ansehen der Person vor Gott gelte, auch nicht der Unterschied der Geistesgaben, so bekommt der Arme Muth und der Einfältige Entschlossenheit. Wenn der Niedrigste im Volke seine Bibel vor sich hat, das Wort seines Gottes, so ist es ihm, als ob schon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wäre. Sein Fürst und sein Beamter stehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne dessen, der erhaben ist über alles Fleisch, der sich der Wittwen annimmt und die Waisen gnädig anblickt, der Könige wegschleudert von seinem Angesichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und sie zerstreuet wie verwelkte Rosenblätter.“

---

Ich werde in dem Abschnitt von dem Missionswesen noch einmal auf die Bibelgesellschaften zurückkommen. Hier sey nur bemerkt, daß ihre außerordentlichen Anstrengungen nicht von allen Gliedern der bischöflichen Kirche gebilligt werden, indem diese eifrigst wünschen, daß das symbolische Com-

mon Prayer-book wenigstens in gleichem Verhältniß in die Hände Aller kommen möchte. Ein sehr angesehener Geistlicher dieser Kirche, der itzige Bischof von Peterborough D. Marsh, fühlte sich sogar gedrungen dagegen zu predigen und zu schreiben. Es hat dieß das Signal zu mehreren Streitschriften gegeben, aber den Fortgang so wenig gehemmt, daß nicht nur das Interesse an der Sache unter allen Ständen gestiegen ist, sondern daß man selbst die Namen vieler Bischöfe unter den Directoren und Hauptbeförderern der Bibelverbreitung findet. Nach den starken Aeußerungen, die ich selbst von dem Bischof Marsh darüber hörte, dürfte dieser schwerlich je dazu geneigt seyn.

Auch in Deutschland haben sich manche Stimmen dagegen erhoben, und man würde sehr ungerecht seyn, wenn man in ihnen nur eine feindselige Gesinnung finden und übersehen wollte, daß sogar die Hochachtung gegen das Heilige, das man nach Christi eignem Ausspruch nicht gemein machen und entweihen soll (Matth. 7, 12.), wenigstens eben so viel Theil daran haben könne. Aber gerade das ist der Fehler, von welchem sich die, welche für eine Idee begeistert und eines vortrefflichen Zweckes bewußt sind, so selten frey erhalten. Der leiseste Zweifel, der gemäßigste Widerspruch, erscheint ihnen wie ein Hemmen und Entgegenwirken, und sie vergessen dabey so leicht, daß eben die Begeisterung den Menschen so leicht verleitet, selbst das Gute was er will

und thut, nicht immer auf die beste und vorsichtigste Art zu thun.

Ist es nicht eine dieser Verirrungen, wenn man der im Ganzen unstreitig unübertroffenen und vielleicht unübertreffbaren Uebersetzung unsres Luther, die blinde Verehrung widmet, welche auch nicht ein Wort daran geändert wissen will, und die gewiß niemand mehr als ihm selbst mißfallen würde. Hat man doch kein Bedenken getragen, von ihr in einem Tone zu sprechen, als ob sie aus einer unmittelbaren göttlichen Eingebung geflossen sey. Ob man denn vergessen hat, daß der große und fast immer sich frey bewegende Geist des Mannes, unaufhörlich besserte, und hätten ihm so manche Hülfsmittel unsrer Zeit zu Gebot gestanden, immer fort gebessert haben würde? Oder weiß man denn nicht, daß es durchaus keinen Text der deutschen Bibel giebt, von dem man geradehin behaupten könne, daß er der einzig echte Luthe-rische sey? Das Urtheil eines anerkannt sehr unparteyischen Gelehrten, wird in der Beylage zu dieser Stelle dieß noch mehr ins Licht setzen.

Wahrlich man kann sich sehr lebhaft für die Sache der Bibelgesellschaften interessiren, und dabey dennoch dringend wünschen, daß die Bibel theils durch begleitende Erklärung, theils durch weise Nachhülfe und Berichtigung der kirchlichen Uebersetzung, dem Volk immer verständlicher gemacht werde.

---

II.

# II.

# Beylagen.

## Vermischte Aufsätze, Nachträge und Erläuterungen.

# I.

## Ueber

## die ästhetische Bildung auf den gelehrten Schulen vor funfzig Jahren.

(Nachtrag zu S. 5. In der Sammlung u. s. w.)

Unter so vielem andern, was der Verf. der vorstehenden und künftig noch folgenden Beobachtungen, der Schule, auf welcher er seine Bildung erhalten hat, dem Königl. Pädagogium zu Halle, verdankt, bleibt die frühe Bekanntschaft mit der vaterländischen und selbst ausländischen, besonders brittischen schönen Literatur ihm vorzüglich werth. Sie gehörte, wiewohl in verschiedenen Formen, welche die Zeit gestaltete, stets zu den Haupttendenzen dieser Stiftung. War und blieb gleich dem Stifter, August Herm. Franke, eben dem, welcher das allbekannte Waisenhaus erbaute, und die Gesammtanstalt, die itzt seinen Namen führt, gründete, die Erziehung zur Tugend und Gottseligkeit stets das höchste und letzte Ziel aller Jugendbildung, wie sie es billig auch überall seyn sollte, so hatte er doch selbst, schon auf dem Gymnasium in Gotha, das er, erst 14 Jahr alt, als Selecta-

ner (eximiae spei juvenis wie das Album sagt) verließ; dann auch im häuslichen Fleiß, stets altes und neues Sprachstudium verbunden, und die humanistische Bildung nach dem Maaßstabe jener Zeit, ward in den gelehrten Schulen, die er einrichtete, von ihm als die Grundlage betrachtet, auch schon im Jahr 1707 ein seminarium literaturae elegantioris angelegt, aus welchem man gewöhnlich die Lehrer am Pädagogium zu wählen pflegte. Zu den vorzüglichsten Uebungen der Pädagogisten, hatten, besonders unter dem fast 50jährigen Lehramt und Inspectorat Hieronymus Freyers, Uebungen in der schriftlichen und mündlichen Beredtsamkeit gehört. Namentlich hatte man sich bemüht, was itzt viel zu sehr auf den Schulen versäumt wird, das Talent der freyen Rede nach kurzer Vorbereitung, oft sogar als extemporäre Redekunst, gerade so wie es Cicero (de Orat. L. I. 33.) gehalten wissen will, sehr fleißig zu üben. Es haben mich in spätern Jahren mehrere Schweizer versichert, daß man die Söhne aus den Familien Salis, Perini, Jeklin v. Hohenrealta u. A. vorzüglich deswegen auf diese Anstalt gesendet habe, um sie durch die dort erworbene Fertigkeit geschickt zu machen, in der Folge bey den Tagssatzungen als beredte Sprecher für das Vaterland auftreten zu können.

Die Zeit, welche ich selbst auf dem Pädagogium verlebte, gränzte noch ziemlich nah an die wichtige Periode, in welcher seit 1740 — 60 die deutsche Literatur durch

unvergeßliche Dichter und Prosaisten, wie Klopstock, Gellert, Cramer, Lessing, früher schon durch Haller und mehrere Schweizer, auf eine Stufe erhoben war, von der sie alles Bestreiten Gottscheds und der ihm anhängenden Partey nicht wieder herabzubringen vermochten. Mit Klopstock war Milton, einigermaßen auch Young verwandt, und Ebert, welcher diesen auf deutschem Boden durch eine bessere Uebersetzung, als man damals noch gewohnt war, verpflanzte, gehörte selbst zu dem Verein der Restauratoren des besseren Geschmacks. — Auch gerade in Halle, ward das Interesse an diesen neuen Erscheinungen auf dem Gebiet der Poesie und der schönen Prosa bald allgemein. Hatte doch Alexander Baumgarten, welcher späterhin in Frankfurt an der Oder lehrte, zuerst eine wissenschaftliche Theorie der schönen Künste aufgestellt, und sie durch den Namen der Aesthetik von andern Theilen der Philosophie gesondert *). Sein eifriger Schüler G. F. Meyer aber, welcher an 30 Jahre mit fast un-

*) Wie fremd dieser Name Anfangs selbst Gelehrten seyn mußte, sieht man unter andern aus jenes Meyers Anfangsgründen der schönen Wissenschaften, worin er den Namen von αἰσθω, ich schmecke, (daher Geschmackswissenschaft) herleitete, und also theils ein griechisch Wort erfand, das gar nicht existirt, theils den etymologischen Ursprung des Worts (αἰσθάνομαι ich empfinde) gar nicht ahndete. König schrieb ihm dieß in seinem Lehrbuch gläubig nach.

getheiltem Beyfall Philosophie und namentlich Aesthetik lehrte, hatte ja selbst in einer — freylich itzt kaum noch lesbaren — Schrift, das Publikum auf die Schönheiten der drey ersten Gesänge des Messias, die Anfangs in den Bremischen Beyträgen so anspruchlos erschienen, aufmerksam gemacht, sich auch mit einigen der gebildetsten Geister und Dichter, wie Gleim, Kleist, Lange, zur Förderung eines reineren Geschmacks verbunden. Selbst die größtentheils von ihm ausgehenden ersten deutschen Wochenschriften, waren wenigstens gut gemeinte Bestrebungen, den Britten auch in diesem Fach, z. B. dem Addisson-schen Zuschauer, nachzueifern.

Diese ästhetische Stimmung hatte auch Einfluß auf unsre pädagogischen Lehrer, wie mir mehrere meiner itzt noch lebenden Zeitgenossen und Mitschüler bezeugen können, unter denen ich hier nur die Namen von Göcking *), van der Beck **), von Wildungen ***), Thon †), von Witzleben ††),

---

*) Der berühmte Dichter. Königl. Preuß. Geh. Oberfinanzrath zu Berlin.

**) Herzogl. Gothaischer Geheimderath und Minister.

***) Kurhessischer Oberforstmeister zu Marburg; der wackere poetische Waidmann.

†) Zwey dieses ehrenwerthen Namens, 1) der Historiograph der Wartburg, Geheimde u. Oberconsistorialrath zu Eisenach, und 2) der Herz. Weimarische Canzler ebendaselbst.

††) Kurhessischer Staatsminister zu Cassel.

von Laur *), nicht ohne frohe Erinnerung an Jahre, die nie wiederkehren, nennen will.

Was itzt fast auf allen besseren Gymnasien und Erziehungsanstalten gefunden wird — eine deutsche Bibliothek zum Gebrauch der Schüler — war damals noch etwas seltenes. Wir konnten, sobald wir die höheren Classen erreicht hatten, uns wöchentlich daraus ein Buch wählen, und wurden so, neben der alten classischen, auch früh mit der neueren Literatur bekannt.

Vielleicht hat dieß Veranlassung gegeben, daß man häufig dem Pädagogium den Vorwurf gemacht hat, daß es zu wenig Werth auf alterthümliche humanistische Bildung setze. Dieß war gewiß nie der Fall. Es wurden uns stets die alten Sprachen als die Grundlage aller tüchtigen Bildung empfohlen, und die exemplaria graeca et romana als die hohen Muster des richtigen Geschmacks vorgestellt. Aber es ist nicht zu leugnen, daß es Perioden gab, wo es an tüchtigen Lehrern fehlte, und selbst von solchen, die es waren, wie der Herausgeber des Horaz Jani und mehrere Andre, zu wenig Ernst in den Unterricht gebracht, besonders aber das Studium der Griechen zu sehr dem römischen Studium nachgesetzt wurde. Dieß letztere war selbst der Fall auf der lateinischen Schule des Waisenhauses, die übrigens schon deswegen immer

---

*) Königl. Preuß. Regierungsrath, auch früherhin ein glücklicher Dichter.

mehr in dem Ruf der Gründlichkeit stand, weil sie mehr Schüler erzog, für die das Studiren Beruf und Bedürfniß war, indeß auf dem Pädagogium mehr Söhne des Adels und der wohlhabendsten Stände gebildet wurden, von welchen man meinte, daß sie sich nur als Dilettanten mit den Wissenschaften beschäftigten. Selbst auf den berühmten sächsischen Fürstenschulen, behauptete das Latein lange Zeit den ersten Rang. Noch vor 30—40 Jahren, las man in den Classen nichts als Geßners Chrestomathie, etwa eine Rede des Demosthenes, und das Griechische hatte weit weniger Stunden als das Latein. So haben mich mehrere Schüler dieser Anstalt versichert. Dagegen war früherhin alle deutsche Lectüre streng verpönt, und ich sah selbst noch im Jahr 1788 den vormaligen Rector zu Grimma, als er mir die Anstalt zeigte, in großen Zorn gerathen, als er auf einer der Cellen einen Schüler fand, der eben einen Theil des deutschen Museums las.

Daß übrigens mehrere der Koryphäen der deutschen Literatur auch auf solchen Schulen erzogen sind, wo alles Deutsche verbotne Waare war, daß unser großer epischer Dichter bekanntlich den ersten Plan zum Messias in Schulpforta entworfen hat — das ist ein Beweis mehr, auf wie verschiedenen Wegen dasselbe Ziel erreicht werden kann, und wie thöricht es ist, nur eine Bildungsart für die allein heilbringende zu halten.

## II.

### S. 37.

„Viele unberühmte Grabgewölbe würden wenigstens einzelne ähnliche Beyspiele liefern können.“

Ein Beyspiel mehr kommt mir so eben, auf einer nach Franken gemachten Reise, bey meinem Aufenthalt in Wertheim vor, der mir durch dort erfahrne ausgezeichnete Huld eines edlen Fürstenpaars und die Freundschaft alter theurer Bekannten unvergeßlich bleiben wird. In der Pfarrkirche befindet sich ein Seitengewölbe, worin ebenfalls mehrere unverwesete Leichname gräflicher Personen in hölzernen Särgen liegen. Am besten ist eine im Jahr 1634 unvermählt gestorbene Gräfin Katharina von Löwenstein-Wertheim erhalten. Alle Glieder des Körpers hängen noch fest zusammen. Die Züge des Gesichts sind weniger kenntlich als bey der Mumie der Aurora von Königsmark (s. ob. S. 39.), aber nicht ganz verschwunden. Dasselbe ist der Fall mit einem andern weiblichen Leichnam, bey der die Zeit selbst mehrere größere und kleinere Kleidungsstücke verschont hat. Am meisten physiognomisch ist noch das Haupt des — auch in der deutschen Geschichte nicht unbekannten — Grafen Ludwig von Löwenstein-Wertheim, welcher schon 1611 im 81sten Jahre starb. Ritterthum und Greisenalter spricht sich darin aus. M. vergl. „die topographisch-statistischen Nachrichten von der Stadt Wertheim von J. J. Reidhart, Rector des Lyceums.“ Interessanter als diese todten Merkwürdigkeiten, war mir

der Verfasser jener kleinen Schrift, als eine lebende Merkwürdigkeit eines rastlos thätigen Schulmannes, der seiner Jubelfeyer ganz nahe, nicht nachlassen kann, durch Unterricht und Beyspiel einer blühenden Schuljugend nützlich zu werden, und sich, was das seltnere ist, eben so bescheiden als liebevoll an die wackern jüngeren Männer, welche zum Theil unser Hallisches Pädagogium nach und nach in dem würdigen Director Föhlisch und mehreren Andern dem Gymnasium geliefert hat, anschließt, und sich ihrer frischen Kräfte freut. Möge ihm im nächsten Jahre der schöne Tag, an welchem die Stadt dem Verdienst des pädagogischen Jubelgreises huldigen wird, durch nichts getrübt werden! Möge aber auch jeder der Lehrer, die ihm würdig und redlich zur Seite stehn, in diesem Fest das Bild seiner dereinstigen eben so ehrenvollen Jubelfeyer erblicken! (Geschrieben zu Wertheim den 30. Sept. 1820.)

---

III.

S. 109.

„Die Londner Straßenerleuchtung durch Gaslicht."

Man versteht — wie vielleicht für einige Leser zu bemerken nicht überflüssig ist — unter Gaserleuchtung, die in den neuesten Zeiten eingeführte Art, Gebäude und ganze Straßen mittelst der aus Steinkohlen entwickelten brennbaren Gase zu erleuchten, was früherhin bloß durch andre Stoffe, wie

Oel, Talg u. s. w. erreicht werden zu können schien, da man in der Kenntniß der mannichfaltigen Eigenschaften der Luft noch so weit zurück war, und lange Zeit glaubte, alle Luft sey von einerley Art und Natur.

Unser wackerer Landsmann, Hr. Ackermann, dessen Einsicht und Erwerbfleiß schon so vieles zu Stande gebracht und ihn aus einem in England eingewanderten Sattlergesellen, zu einem der ersten Kunsthändler Londons gebildet hat, ging mit seinem Beyspiel voran.

Nachdem er im Jahr 1812 die Gasbeleuchtung in seinem großen Etablissement angewendet hatte, folgte man ihm im Kleinen und Großen nach, und noch erkennt man das Verdienst seines Vorgangs dankbar an.

Man sah, wie vortheilhaft er seine sämmtlichen Anlagen, seine Buchhandlung, Waarenmagazine, Druckerey und Werkstätten, mit sammt seinem Wohnhause, von der Küche bis zum Wohnzimmer, und zwar die letzteren mit Ausschluß jedes andern Lichts, durch Steinkohlengas erleuchtete. Aus folgendem Briefe an Hrn. Accum, wird man die Resultate seiner Erfahrungen in der Kürze übersehen können.

„In Antwort auf Ihre Anfrage, in Hinsicht der Gasbeleuchtung in meinem Hause, benutze ich diese Gelegenheit, Ihnen folgendes mitzutheilen. Ich fülle zwey Retorten mit 240 Pfund halb Cannel- und halb Newcastle-Kohle, woraus ich 1000 Kubikfuß Gas ziehe. Um diese Quantität Gas zu entwickeln, verbrauche ich, wenn die

Retorten noch kalt sind, 100 bis 110 Pfund schlechte Kohlen; sind sie aber schon in der Rothglühehitze, so gehen nur etwa 25 Pfund pro Retorte auf. Die auf diese Art erhaltene Menge Gas ersetzt mir 40 Argandische Lampen von der größeren Art, auf vier Stunden der langen Winterabende; ferner 8 Argandische Lampen und 22 einfache dreyflammige Lampen auf drey Abendstunden; außerdem gebrauchen meine Drucker 16 dreyflammige Lampen zur Erwärmung ihrer Platten anstatt des Holzkohlen-Feuers. In der Mitte des Winters heizen wir täglich zwey Retorten, und jährlich im Durchschnitt 365.

Nun erfordert jede Retorte 120 Pfund Steinkohlen; dieß macht jährlich 43,800 Pfund, welche aus 10 Chaldrons Newcastle- und 8 Tonnen Cannelkohle bestehen.

| | | |
|---|---|---|
| 10 Chaldrons Newcastlekohle à 65 Schill. | 32 Pf. | 10 Sch. |
| 8 Tonnen Cannelkohle (nach Gewicht gekauft) à 100 Schillinge . . . | 40 " | — " |
| 7 Chaldr. gemeine Steinkohle à 55 Sch. | 19 " | 5 " |
| Wärterlohn bey dem Gasapparat . . | 30 " | — " |
| Interessen des Anlagskapitals . . . | 30 " | — " |
| Totalausgabe | 151 Pf. | 15 Sch. |

Hiervon gehen ab:

| | | |
|---|---|---|
| 23 Chaldrons Coacks à 60 Schill. . . | 69 Pf. | — Sch. |
| Ammoniakalischer Liquor . . . . . | 5 " | — " |
| Theer . . . . . | 6 " | — " |
| Ersparung der Erwärmung der Kupferplatten in der Druckerey . . . . | 25 " | — " |
| Zwey Chaldrons Steinkohlen weniger als gewöhnlich zum Heizen des Hauses . | 6 " | 10 " |
| | 111 Pf. | 10 Sch. |
| Verbleibt an wahrer Ausgabe | 40 " | 5 " |

Meine ehemalige Beleuchtung kostete
mir jährlich: . . . . . 160 Pf. — Sch.
Die jetzige mit Gaslicht: . . . . 40 " 5 "

Gewinn 119 Pf. 15 Sch.

Das ist denn die einfache Darstellung meiner jetzigen Beleuchtungsmethode, deren Glanz, wenn wir sie mit unserer ehemaligen vergleichen, sich wie der hellste Sonnenschein zu einem trüben Novembertage verhält; auch sind wir nicht, wie ehemals, durch Holzkohlendampf, Oel und Talgrauch geplagt. Noch kann ich hinzufügen, daß die Ersparung dessen, was an Platten, Zeichnungen, Büchern und Papier durch versplittertes Oel und Talg zu Grunde ging, sich leicht auf 50 Pfund Sterling beläuft. Alle meine Arbeiter betrachten das Gaslicht als eine der größten Wohlthaten, und ich habe nur noch zu bemerken, daß, wollten wir das Licht, dessen wir uns jetzt erfreuen, durch Argandische Lampen erzeugen, es uns wenigstens 350 Pfd. Sterling jährlich kosten würde.

London. Strand, den 13. März 1815."

Seitdem hat diese Erleuchtung in und außer der Hauptstadt, und auch in Deutschland außerordentliche Fortschritte gemacht. In London befinden sich in mehreren Theilen der ungeheuern Stadt große Anstalten, wo das Gas bereitet und in Straßen und Häuser geleitet wird. Es ist keine Fabrik, kein Versammlungsort, kein Schauspielhaus, in mancher Straße kein Privathaus, wohin es nicht durch Röhren geführt wird, und der Boden, worauf man in den Hauptstraßen geht, ist, ohne daß man es gewahr wird, ein Labyrinth eiserner

Röhren, welche den Brennstoff bis in die obersten Zimmer führen, und durch Oeffnung der Hähne, da wo die Röhren in feine Spitzen enden, in einem Augenblick die Dunkelheit in das hellste Licht umschaffen. Wer nur die kleinste Thermolampe gesehen hat, wird sich leicht davon einen Begriff machen können.

M. s. über diesen Gegenstand die „Praktische Abhandlung über das Gaslicht, eine vollständige Beschreibung des Apparats und der Maschinerie, um Straßen, Häuser und Manufakturen damit zu beleuchten, enthaltend; von Fr. Accum. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und neuen Kupfertafeln vermehrt von W. A. Lampadius. Weimar 1816." In der Kürze findet man auch das Wesentlichste im Conversationslexicon unter Gas, Gaserleuchtung. Ueber Hrn. Ackermanns mannichfaltige Verdienste s. m. die Zeitgenossen IV. B. S. 6.

---

## IV.

### S. 180.

### Das Denkmal der Maria Stuart.

Folgendes ist die Inschrift des Denkmals:

D. O. M.

„Bonae memoriae et spei aeternae, Mariae „Stuartae, Scotorum Reginae, Franciae dotariae, „Jacobi V. Scotorum regis filiae, et haeredis unicae,

„Henrici VIII. Angl. Regis, ex Margareta majori „natu filiae (Jacobo IV. Regi Scotocum matrimonio „copulatae) proneptis, Edwardi IV. Angl. Regis, „ex Elizabetha filiarum ſuarum natu maxima ab„neptis. Franciſci II. Gallorum R. conjugis, coro„nae Angl. dum vixit, certae et indubitatae hae„redis, et Jacobi Magnae Britanniae Monarchae „potentiſſimi, matris.

„Stirpe verè regiâ et antiquiſſimâ prognata, „erat maximis totius Europae principibus agnatione „et cognatione conjuncta, et exquilitiſſimis animi „et corporis dotibus et ornamentis cumulatiſſima, „(verum, ut ſunt variae rerum humanarum vices) „poſtquam annos plus minus viginti in cuſtodia „detenta, fortiter et ſtrenue (ſed fruſtra) cum ma„levolorum obtrectationibus, timidorum ſuſpicioni„bus, et inimicorum capitalium inſi[illegible]is conflicta „eſſet, tandem inaudito et infeſto regibus exemplo „ſecuri percutitur: et contemto mundo, devicta „morte, laſſato carnifice, Chriſto Servatori animae „Salutem, Jacobo filio ſpem regni et poſteritatis, „et univerſis caedis infauſtae ſpectatoribus exemplum „patientiâ commendans, pie, patienter, intrepide „cervicem regiam ſecuri maledictae ſubjecit, et „vitae caducae ſortem cum coeleſtis regni perenni„tate commutavit. VI Idus Februarii, anno Chriſti „M.DLXXXVII.“

Auf der Nordſeite ſteht noch ein 42 Zeilen langes Gedicht:

Si generis ſplendor, rarae ſi gratia formae etc.

Neben dem Denkmal der Maria steht das Denkmal der Königin Elisabeth. Auf des letzteren Westseite ist mehreres unleserlich geworden. Am Ende liest man noch:

Regno consortes et urna hic obdormimus
Elizabetha et Maria sorores
in spe resurrectionis.

---

## V.

### S. 209.

### Unter jener Treppe u. s. w.

Die spätere Entdeckung jener frühen Opfer der Grausamkeit Richard III., erinnert an eine ähnliche des Leichnams König Karls I., der als Opfer der Parteywuth fiel.

Bis vor wenig Jahren wußte man nicht, wo sich der Leichnam dieses hingerichteten Königs befand, und ein Geschichtschreiber widersprach hierin dem andern. Um die Sache aufs Reine zu bringen, befahl der Prinzregent von England 1813 dem berühmten Arzte Helfred in dieser Hinsicht Untersuchungen anzustellen. Dieß geschah auch, und den 1. April 1813 fand man den Leichnam dieses Königs in dem Grabgewölbe Heinrichs VIII. in der St. Georgs-Kapelle zu Windsor, als man die Herzogin von Braunschweig begrub. Das Gewölbe ist mit vier Bogen bedeckt, sieben Fuß zwey Zoll breit und

neun

neun Fuß sechs Zoll lang, vier Fuß zehn Zoll hoch. Als man den Ueberzug wegnahm, fand man einen einfachen bleyernen Sarg, der sich in einem hölzernen befunden zu haben schien, mit der Aufschrift König Karl 1648 in leserlichen Buchstaben. Hierauf machte man eine vorläufige Oeffnung in den oberen Theil des Deckels, um genau sehen zu können, was sich darin befinde. Da entdeckte man inwendig einen hölzernen Sarg, der sehr verfallen war: der Leichnam war aber sehr sorgfältig in Wachsleinwand eingewickelt. Man konnte diese Wachsleinwand nur mit Mühe ablösen; endlich war das ganze Gesicht frey, und man sah, daß es noch vollkommen dem Gemählde Vandyk's von Karl I. glich.

Als man den Kopf völlig von dem frey gemacht hatte, womit er befestigt war, fand man, daß er lose sey und daß man ihn wegnehmen könne. Als man ihn in die Höhe hob, um die Stelle der Trennung vom Rumpf zu untersuchen, sah man, daß sich die Nackenmuskeln zusammengezogen hatten; der vierte Halsmuskel war in seiner Substanz kreuzweis durchhauen und zeigte die Oberflächen der getrennten Theile vollkommen glatt und gleich. Dieß konnte bloß durch den Hieb eines sehr scharfen Werkzeuges geschehen seyn. So blieb denn kein Zweifel übrig, daß der Leichnam des enthaupteten Königs entdeckt war.

## VI.

### S. 214.

Blicke man dagegen u. s. w.

Dieß wurde geschrieben, als der Prozeß der Königin von England eben im Beginnen war, und das Parlament noch zart und schonend zu handeln schien. Nach dem, was späterhin erfolgt ist, passen diese Ausdrücke nicht mehr. Die dem Finalurtheil vorangegangene Strafbill, ist eben so wenig schonend, als die ganze Behandlungsart des Gegenstandes von irgend einer Seite zart zu nennen. Selbst englische Schriftsteller machen die Bemerkung, daß man vordem bey schmutzigen Prozessen, an welchen es in keinem Lande fehlt, doch stets die Vorsicht beobachtet habe, das Anstößige der Publicität zu entziehen, und was der Richter und Anwald selbst lieber mit einem Schleyer bedecken möchte, gerade am wenigsten zum Gegenstande öffentlicher Blätter zu machen; daß man also um so mehr empört werden müsse, wenn in dem gegenwärtigen Falle diese Rücksicht auf Sittlichkeit so ganz aus den Augen gesetzt, und ein erlauchtes Paar auf die schimpflichste Weise zur Schau gestellt werde. „Keinem beobachtenden Manne — sagt die Literary-Gazette — kann es entgehen, daß unser Volk an Reinheit der Sittlichkeit eingebüßt hat, seitdem dieser Prozeß seinen Anfang genommen. Die gröbsten Unschicklichkeiten werden ausgestellt, und die Wirkung dieser Aus-

stellung auf die Publicität ist nicht zu berechnen. Unser gerechter Trost ist — setzt sie hinzu — daß der wahrhaft tugendhafte Theil des weiblichen Geschlechts, mit dem ihm angebohrnen Sinne für das Geziemende, welcher Reinheit der Seele voraussetzt, mit jener unschätzbaren Bescheidenheit, die der Ruhm unsers Landes, der Reiz unsers Lebens, der Segen unsrer Häuser ist, die leiseste Berührung mit jener Befleckung scheut, und von alle dem Unwürdigen, was itzt so ekelhaft verhandelt wird, durchaus keine Kenntniß nimmt."

So urtheilen Engländer! Und doch ist man in jenem Lande der unbeschränkten Preßfreyheit schon eher daran gewöhnt, auch berühmte Männer und Frauen — public characters wie man sie dort nennt — in Tagblättern und Flugschriften an den Pranger gestellt zu sehen. Kein Wunder denn, daß diese Verhandlungen noch ganz anders auf uns wirken, die wir gewohnt sind, wenigstens von denen, welche der Zufall ihrer Geburt auf die höchsten Stufen gestellt hat, mit einer gewissen Schonung, wenn auch nicht ihrer Person, doch ihres Standes urtheilen zu hören, und in solchem Vergessen aller Rücksichten und Verhältnisse, eine Auflösung aller bürgerlichen Ordnung zu finden.

Kaum kann man sich itzt, wenn man manche Berichte über diesen ärgerlichen Prozeß in allen Zeitungen wiederholt liest, des Gedankens erwehren, wie weit nachtheiliger sie theils überhaupt auf Moralität, theils auf die Achtung gegen die regierenden Stände wirken

müssen, als so manches ernste und ruhige politische Raisonnement, welches die Aengstlichkeit den Geist der Gesetze mißverstehender Censoren als gefährlich verdammt, indeß die schaamlosesten Obscönitäten geduldet, von den gelesensten Blättern verbreitet, selbst in den Kreisen der noch unverdorbenen Jugend, der man die zarteste Schonung schuldig wäre, gelesen und belacht werden dürfen. Auch das ist einer der Widersprüche so mancher Gesetzgebungen, deren es überhaupt noch so viele giebt. Ich fühle wohl, daß die Gränzbestimmung der Preßfreyheit äußerst schwierig ist. Aber consequent sollte man wenigstens seyn.

Wenn übrigens von dieser Seite das früher von mir gefällte Urtheil „schonender Behandlung“ (S. 214.) zurückgenommen werden muß, so bleibt es doch vollkommen gegründet, und bestätigt sich durch den langsamen und ängstlichen Gang des Prozesses täglich mehr, daß der despotischen Willkühr der Regenten itzt ganz andere Schranken gesetzt sind, als zu den Zeiten Heinrich des Achten und vieler früherer und späterer Könige von England. Möchte dieser Fortschritt zum Besseren, nur auch von andern Seiten eben so bemerkbar in der Moralität vieler Machthaber seyn! Muß man nicht das Beyspiel, welches das Haus unsres Monarchen giebt, daß auch in Palläſten Tugend und häusliches Glück wohnen könne, nicht mit Recht unter die seltneren zählen?

---

## VII.

## Maria Stuart, Anna Boleyn, Johanna Gray, aus dem Standpunkt der dramatischen Poesie.

### S. 235. Anm.

(Man vergleiche zuvor das Geschichtliche S. 211—234.)

Man kann, bey der größten Aehnlichkeit des letzten Schicksals dieser drey unglücklichen Königinnen, einen Augenblick zweifelhaft seyn, welches sich für eine dramatische Bearbeitung am meisten eigne. Wenn es die Aufgabe der Tragödie ist, die Auflösung eines großen menschlichen Schicksals zu zeigen, und das Leben in den allerernsthaftesten Beziehungen darzustellen, so giebt die Geschichte einer jeden von ihnen dazu reichen Anlaß. Wenn die tragische Handlung durch den Sieg der Kraft über das Leiden ästhetisch wird, so ist auch dieß bey allen dreyen der Fall, da es sogar schwer zu bestimmen ist, welche dieser hohen Frauen, sofern man der Geschichte glauben darf, vor und in dem entscheidenden Moment am meisten Muth und Standhaftigkeit gezeigt habe. Wenn endlich innige Theilnahme, Furcht, Mitleid, Haß und Liebe, die Hebel des Trauerspiels sind, so werden wir ja schon bey der Lesung der einfachen Geschichte davon ergriffen, und die Kunst hat kaum nöthig sie noch mehr in Bewegung zu setzen. In sofern würde der Dichter, wohin auch seine Wahl fallen möchte, einen tragischen Stoff finden, und bey einer geschickten Bearbeitung der Wirkung gewiß seyn dürfen.

Könnte hiebey bloß die Frage seyn, welche unter diesen drey unglücklichen Königinnen am meisten unsrer Theilnahme werth sey, so würde unstreitig Johanna den Preis verdienen. Das sittliche Gefühl — betrachte man es nun als Gerechtigkeits- oder überhaupt als Tugendsinn — muß sich nothwendig von der reinsten Unschuld und Sittlichkeit auch am meisten angezogen, so wie von der Unterdrückung und Mißhandlung einer ganz makellosen Tugend am meisten empört fühlen. In beyder Hinsicht ist weder Anna noch Maria der jüngeren Johanna gleich. Sie büßt durchaus keine eigne Schuld; sie leidet als Märtyrerin für fremde Verschuldungen, und wenn sie den Buchstaben eines noch dazu zweifelhaften Gesetzes durch die Annahme einer Krone verletzt hat, so bezeugt ihr ihr eignes tiefstes Gefühl, daß sie nichts verbrochen habe. Anna Boleyn mag noch so frey von dem schlimmsten Vorwurf wirklich verletzter Treue seyn. Sie trägt doch theils den Schmerz in sich, wenn auch unabsichtlich, den Frieden einer vieljährigen ruhigen Ehe Heinrichs mit Katharinen gestört, theils wohl im jugendlichen Leichtsinn oft vergessen zu haben, was sie ihrer Stellung schuldig, und an der Seite eines solchen Gatten zu vermeiden verbunden war. Maria Stuart aber ist so oft aus der Bahn geglitten, daß, wenn auch der eigentliche Gattenmord, den sie Schiller selbst bekennen läßt, nicht streng historisch erwiesen seyn sollte, immer noch andre mannigfache Schuld auf ihr haften würde.

Aber das Interesse, das wir an einem menschlichen Charakter und einem menschlichen Schicksal nehmen, geht nicht allein von dem sittlichen Werth der handelnden Personen aus. Das Leiden tragischer Helden und Heldinnen kann auch ein selbstgeschaffnes und verschuldetes seyn, und es kann sich dabey dennoch eine hohe menschliche Kraft zeigen, die uns Theilnahme und selbst Bewunderung abzwingt. Auch kommt dabey sehr in Anschlag, was sie zu dem gemacht hat, was sie geworden sind, die Elemente und Eigenthümlichkeit ihrer physischen und geistigen Natur, die Leidenschaften, die in ihrem Innern kämpften, die äußere Lage und Umgebung, worin sie sich entwickelten, die Umstände die auf sie wirkten, die Schwierigkeiten die sie zu überwinden hatten, die Versuchungen die sie umgaben, die Höhe auf welcher sie standen. Das leise Gefühl in jedes Menschen Brust von seiner eignen Schwäche und Verführbarkeit, weckt oft die Gefühle der Sympathie gerade da am meisten, wo er, auch treffliche und in anderm Betracht selbst große Charaktere, der Menschheit den allgemeinen Tribut durch Schwächen und Verirrungen bezahlen sieht. So betrachtet der Psychologe, der Seelenmahler, folglich, da dieß wenigstens in der neueren Tragödie eine der Hauptaufgaben des dramatischen Dichters ist, auch dieser, vieles aus einem ganz andern Gesichtspunct, als der bloße Sittenlehrer, wenn gleich die sittlichen Eigenschaften bey der Charakterwürdigung nie ganz von den übrigen getrennt werden können.

Aus diesem Standpunct nun angesehen, dürfte die Johanna Gray, wenigstens wie sie uns die Geschichte darstellt, dem Drama weniger Stoff geben als Anna und Maria. Im Schatten ist die zarte Blume aufgewachsen, und mehr als das Leben hat sie die Schule ihrer fast allzugelehrten Unterweiser gebildet. An Wissen, sogar einem gelehrten Wissen, hat sie vielleicht die meisten ihrer gebildetsten Zeitgenossinnen übertroffen, aber bloßes Sprachenlernen und wohl gar Bekanntschaft mit den trocknen Speculationen einer schulgerechten Theologie, in welche man so früh ihren aufstrebenden Geist eingeweiht hatte, können unmöglich als die glücklichen Elemente weiblicher Geistesbildung betrachtet werden. Für sie waren sie allerdings ein vielleicht wohlthuender Ersatz für die Entbehrung heitrer Kinderjahre. Denn unter einer sehr strengen elterlichen Zucht verlebte sie die schönste Zeit, und durch das alles hatte ihr Geist früh jene so ernste Stimmung erhalten, die uns in manchen ihrer Aeußerungen fast wie pedantisch klingen will. Ihre Vermählung mit dem kaum siebzehnjährigen Guilford, erscheint mehr als das Werk der Politik, und schon eine solche Gleichheit der Jahre kann schwerlich die Idee einer großen Leidenschaft erwecken, wenn gleich in so tugendhaften und zarten Gemüthern, selbst bey einer von außen herbeygeführten Verbindung, leicht eine stille ruhige Liebe erwacht. Auch in ihrer Erhebung auf den Thron finden wir sie mehr leidend als handelnd. Es rührt uns ihre Ab-

geneigtheit so hoch zu steigen; wir begreifen aber auch, daß sie, früh an unterwürfigen Gehorsam gewöhnt, den Bitten eines Vaters, einer Mutter und der Großen des Reichs nachgiebt. Ihre willige Entsagung dünkt uns ein Opfer zu seyn; ihre Standhaftigkeit scheint ihr kaum einen Kampf zu kosten, und daß sie den Wunsch ihres jungen Gemahls, sie noch einmal vor der Hinrichtung zu sehen, nicht gewähren will, kann entweder als eine unerwartete Selbstschonung, oder als Kälte erscheinen, wenn es gleich auch in der Furcht gegründet seyn konnte, wankend zu werden und ihm wie sich die letzten Augenblicke nur zu erschweren.

Daß dem Dichter frey steht über seinen Stoff zu schalten, daß unter seinen Händen der Charakter der Johanna, bey aller fast überirdischen Reinheit und Heiligkeit, dennoch menschlich gehalten werden könnte, versteht sich. Selbst das erste Erwachen der Liebe in einem so reinen Herzen, das Beginnen eines Lebens im Element solcher Liebe, in Contrast tretend mit jener kalten Philosophie und Theologie, die ihre Jugend verkümmert hatte, könnte ihm einen reichen Stoff geben. Dennoch würde eine gewisse Einförmigkeit kaum vermeidlich seyn, und es erklärt sich wohl daraus, warum meines Wissens keine einzige dramatische Bearbeitung der Geschichte existirt, die ein besonderes Interesse erregt hätte. Youngs Triumph der Religion ist kein Drama, und läßt überhaupt durch Schwulst, Declamation und oft zu gesuchte Er-

Habenheit den Leser kalt. Unstreitig ist Rowens Jane Gray das beste, aber doch nicht ohne ermüdende Tiraden und kaum von gleichem Werth mit mehreren seiner übrigen eine Zeitlang sehr geschätzten dramatischen Arbeiten. Ueber Wielands Lady Johanna Gray (im 17. Th. seiner Werke) haben schon die Literaturbriefe bey der ersten Erscheinung den Stab gebrochen. (4. Th. S. 242 ff.) Sie tadeln mit Recht die große Einförmigkeit der Charaktere. „Johanna ist ein liebes frommes Mädchen; Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ist ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — man weiß selbst nicht was.“ Daneben zeigen sie dem damals jungen Dichter — denn es war sein erster Versuch in dieser Gattung — allzustarke Plagiate nach, ja fast wörtliche Uebersetzungen der schönsten Stellen aus Rowe *), und rügen, daß er den von diesen ungleich besser angelegten Plan des Ganzen verdorben,

---

*) Unter andern die kräftige Antwort der Mutter, als Johanna sie frägt, warum denn nur sie, die Tochter, und nicht vielmehr die Mutter die Krone erben solle, wenn Eduard nicht das Recht gehabt, sie auf Heinrichs Schwesterkinder überzutragen.

Jane Gray.

Ev 'n you my gracious Mother
what must you be
Ere I can be a Queen.

oder wie sie sich ausdrücken, „einen Tempel eingerissen und eine Hütte davon gebauet habe.“

Die geistvollste französische Schriftstellerin unsrer Zeit, Frau von Stael, hat in ihrer Abhandlung über den Selbstmord (Oeuvres T. III.) Nachrichten von der Johanna Gray gegeben, um dadurch einen Brief derselben an ihren vormaligen Lehrer Ellmer einzuleiten, der, wenn er historisch echt wäre, den Dramatiker wenigstens zu einer recht interessanten Situation Anlaß geben könnte. Sie giebt ihm darin Nachricht, wie der alte Asham, von dem sie in ihrer Jugend die alten Sprachen gelernt, und mit ihm die griechischen und römischen Classiker gelesen, sie, nachdem man ihr Todesurtheil gesprochen, im Gefängniß besucht und ihr zugeredet habe, nach dem Beyspiel der großen Männer, die sie oft gemeinschaft-

---

L. Suffolk.

That — and that only —
Thy Mother; fonder of the tender name
Than all the proud additions Powr can give.

oder nach Wieland:

Joh. Ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

H. v. S. Deine Mutter!
Und stolzer auf den Namen deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die strenge Herrscherin
Der Welt zu seyn.

lich bewundert hätten, durch einen freywilligen Tod dem Urtheil der tyrannischen Königin zuvorzukommen; und mit welchen Gründen sie das angebotne Gift zurückgewiesen habe. Man merkt aber gar bald, daß dieß alles von der Erfindung der Frau von Stael ist, wie denn die ganze Sprache den Charakter einer schönen französischen Phraseologie, wodurch oft auch gewöhnliche Gedanken gehoben werden, an sich trägt.

Welch reichen Stoff das Schicksal der Maria Stuart gebe, und wie sehr sie selbst sogar historisch ein poetischer Charakter sey, daran kann seit der Schillerschen Tragödie niemand zweifeln. Unser großer Dichter hat eben daher der Geschichte ziemlich treu bleiben können, ohne die poetische Kunst und Freyheit zu verleugnen. Wenn die angeblich nicht mißlungene Uebersetzung in England, eine weniger glänzende Aufnahme als die französische in Frankreich gefunden, so erklärt sich dieß schon daraus, daß Maria der römischen Kirche angehört, und selbst mehrere Stellen des Stücks die katholische Religion auf Unkosten der protestantischen zu feyern scheinen.

Auch das Leben und Ende der Anna Boleyn eignet sich, schon als einfache Begebenheit, zu einem Trauerspiel. Noch weit mehr ist dieß aber der Fall hinsichts der großen Mannichfaltigkeit der dabey interessirten und handelnden Personen, so daß der Dichter zu der bestimmtesten Zeichnung einer ganzen Reihe von Seelengemählden die Grundzüge auch hier

schon in der Geschichte findet *). Leidenschaften aller Art, Liebe und Haß, Eifersucht und Fanatismus, Mitleid und Rache, Vertrauen, List und Kabale, treiben wechselsweise ihr Spiel. Die Religion selbst, in einer Zeit des Kampfs des aufstrebenden Protestantismus mit dem Pabstthum, darf nicht außer Acht gelassen werden, da die Heldin, ohne schulgerecht theologisch zu seyn, nur desto mehr durch einen klaren Verstand geleitet, eine entschiedene Vorliebe für die Lehre der Reformatoren zeigt. Durch alles dieß werden die Gesinnungen und Handlungen der einzelnen Personen motivirt, und es kann dann an den stärksten Contrasten, welche ein reges Leben in den Gang des Drama bringen müßten, nicht fehlen.

Die Hauptperson hat darin einige Aehnlichkeit mit Maria Stuart, daß sie — indeß Johanna Gray im engen Bezirk einer Lehrschule aufgewachsen war — nicht nur, wie die Königin von Schottland, früh in der großen Welt, sondern auch namentlich längere Zeit an dem französischen Hofe gelebt hat, wodurch offenbar der ursprüngliche brittische Charakter Beyder sich in dem fremden Boden, und durch den Anhauch eines — im Vergleich mit Englands neblicher Hofluft — leichteren und heitreren Aethers, eigenthümlicher gestaltet hat, und gleichsam aus dem

---

*) Man vergleiche, um das folgende zu verstehen, hier nochmals S. 211—222.

Nationalen beyder Länder gemischt ist. Doch hat Anna, durch ihre Geburt auf eine untergeordnete Stufe gestellt, weit mehr Unbefangenheit behalten; ahndet, als schon ihr Untergang beschlossen ist, kaum eine Gefahr; giebt sich der Angst wie der Hoffnung hin; richtet sich kräftig an dem Bewußtseyn ihrer Unschuld auf, zeigt aber, nachdem der erste Eindruck von dem Zorn des Königs vorüber ist, eine Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes, einen Muth selbst bis zum letzten Todesstreich, der unstreitig ein hohes Interesse und eine stärkere Theilnahme erweckt, als eine bloß duldende und kraftlos hingebende, oder stoisch philosophirende Tugend im Stande wäre. In welchem furchtbaren Contrast steht mit dieser so rein menschlichen, arglosen, eben darum auch in der Fröhlichkeit der Jugend sich leicht vergessenden Natur, ihre Schwägerin, die verruchte Gräfin von Rochester, die, um sie zu stürzen sich entblöden kann, den Umgang Anna's mit ihrem eignen Bruder, dem die Gräfin vermählt war, verdächtig zu machen. Wie interessant könnte eine Scene werden, worin diese boshafte Frau die beyden Mitangeklagten Smeton und Norris durch Drohungen und Verheißungen bearbeitete; dann der feige Smeton, durch die Hoffnung auf Begnadigung zu einer falschen Aussage bewogen würde, indeß der wackere Norris die schimpfliche Anmuthung, falsch zu zeugen, zurückweisend, eh er ein Verräther würde, sich lieber tausend Tode zu leiden bereit erklärte.

Für die Darstellung Heinrich des Achten hat selbst Shakespeare noch sehr viel Verdienst übrig gelassen. Er lebte zur Zeit der Königin Elisabeth, die in seinem Drama, das den Namen jenes Königs führt, eben gebohren wird. Unstreitig legte ihm die Nähe der Zeit, wo dieß alles vorging, Fesseln an. Ein itziger Dichter fände desto mehr Stoff, namentlich in dem neuen Verhältniß des Despoten zu der Johanna Seymour, welches Anna's Tod beschleunigt, wiewohl sie selbst in der Geschichte in keinem unvortheilhaften Licht erscheint. Man könnte so ihren frühen Tod durch die nagende Reue motiviren, die Veranlassung zu dem harten Schicksal ihrer Vorgängerin gewesen zu seyn. — Der Erzbischof Cranmer bleibt sich auch bey dieser Katastrophe gleich — menschlich, rechtlich, aber allzuunterwürfig und schüchtern. Erst als es sein eignes Leben (unter Maria) gilt, erwacht in ihm der ganze Muth einer reinen Seele, die sich selbst nicht scheut, wo es die Pflicht gilt.

Auch für die Abwechslung der Scenerie, und die Befriedigung solcher Zuschauer, denen der theatralische Pomp nicht gleichgültig ist, wäre der Gegenstand günstig. Bey einem Turnier beginnt Anna's Verstoßung. An einem glänzenden Hofe arbeitet die Intrigue. In der Versammlung der königlichen Richter wird der Prozeß geführt, und Anna tritt darin in Person als Verklagte und als ihr eigner Anwald auf, wie bey Shakespear Katharina von Arrago-

nien, deren Rede, beyläufig gesagt, manche Aehnlichkeit mit dem Briefe Anna's an den König hat. Dann die schauderhafte Umgebung des Tower — das Gefängniß der Unglücklichen — ihre Abführung zum Richtplatz auf Towerhill — der Leichenzug nach der Kapelle. Den schauderhaftesten Contrast gäbe es, wenn man schon die Zubereitungen zur Vermählung des Königs mit J. Seymour im Königl. Pallast bemerkte. Uebrigens waltet auch in dieser Geschichte eine unerbittliche Nemesis. Katharina wird von Heinrich verstoßen und Anna Boleyn nimmt ihre Stelle ein. Anna Boleyn wird verstoßen und die Seymour tritt an ihren Platz. Ein Jahr später ist auch sie nicht mehr.

Man muß sich wundern, daß ein so reicher Stoff so wenig Bearbeiter gefunden. Banks Virtue betray'd or Anna Bullen ist ein höchst unvollkommnes, wie es scheint, längst vergessenes Drama. Vielleicht erinnert itzt die Geschichte einer Königin unsrer Zeit an das Schicksal Anna's. Möchte der geist- und gemüthvolle Dichter der Heimkehr, des Bildes, des Leuchtthurms, möchte Ernst v. Houwald die Aufgabe lösen. Ich denke sie wäre seines Talents nicht unwürdig. Der Jüngling hörte früherhin gern auf die Stimme seines Erziehers. Vielleicht ist auch dem Manne der Aufruf des Freundes nicht gleichgültig.

---

## VIII.

### S. 269.

Wenn auch — besser zu werden.

Wie viel hier noch zu wünschen übrig bleibt, das hat neulich ein würdiger Nachfolger des großen Menschenfreundes Howards, Herr Georg Bennet, in einem kräftigen Bericht an dem Königl. Staatssecretär Lord Sidmouth ins Licht gesetzt. Als Vorsitzer des Polizeyausschusses des Parlaments, trat er mit einer Prüfung der Verbannungsgesetze gegen Verbrecher, die zwar nicht zur Todesstrafe aber zur Deportation verurtheilt werden, und der damit zusammenhängenden Anstalten hervor.

Die männlichen werden zunächst in die Zuchthausschiffe nach Portsmouth, Scheerneß oder Woolwich abgeführt. Diese Schiffe hatte Bennet genau untersucht, und folgendes war das Resultat dessen, was er gefunden hatte:

„Das erste Schiff, welches wir besuchten, war der Bellerophon, an dessen Bord sich 474 Verurtheilte, in drey Verdecke vertheilt, befanden Durch die Mitte eines jeglichen Verdecks läuft ein Gang, zu dessen Seiten die Gefängnisse angebracht sind. In jedem einzelnen sind 12 bis 14 Personen eingesperrt. Diese Kerker sind schmal und niedrig, düster und schlechtgelüftet, oft heiß zum Ersticken, weil jeder nur mit einer einzigen Luke versehen ist. Auch taugt die Art, wie man die Verhafteten in die verschiedenen Räume vertheilt, gar nichts. Es geht dabey so zu: Wenn

neue Gefangene ankommen, werden sie zuerst sämmtlich in das unterste Verdeck gebracht. Hier hat der Kapitain einige der früher eingebrachten, auf welche er sich einigermaßen verlassen zu können glaubt, angestellt, und bey ihnen durch die Hoffnung, daß ihre Strafzeit abgekürzt werden soll, einen Eifer bewirkt, auf die Mitgefangenen sorgfältige Acht zu haben. Legen sie nun für manche ein günstiges Zeugniß ab, so werden diese in den höheren Verdecken einquartiert und, wenn sie in der Besserung fortfahren, immer milder behandelt und ihnen Hoffnung gemacht, Begnadigung zu erlangen. Bey diesem Verfahren werden nun aber Verbrecher aller Art durcheinander gemischt und die ärgsten Bösewichter, wenn sie nur eine Zeitlang sich aufs Heucheln gelegt haben, kommen unter diejenigen, welche nur, aus Noth oder Unbesonnenheit sündigend, gleich Anfangs in die Hände der Gerechtigkeit gefallen waren. Von den 474 Gefangenen arbeiteten 320, in Haufen zu zwölfen, am Strande. Um 5 Uhr — es war im Julius — kehrten sie auf das Schiff zurück, wo dann die Schule ihren Anfang nahm. Hier wurden an 200, welche sich freywillig einstellten, im Lesen, Schreiben und in der Religion unterrichtet. Die Gebete las der Schiffsgeistliche vor, der auch wöchentlich zwey Predigten hält.

Die Knaben von 15 Jahren und darunter sind von den Männern abgesondert. Sie befinden sich im mittleren Verdeck in der Nähe der Kapelle, wo auch die Schule gehalten wird. Sie werden auch in allerley Handwerken unterrichtet. Am Bord des Bellerophon befanden sich 52 solcher Knaben, von denen 27 für ihre ganze Lebenszeit, 9 für 14 und die übrigen für 7 Jahre verbannt worden waren. Sie standen unter der besondern Obhut des Schiffsgeistlichen, Herr Edwards, eines vortrefflichen Mannes. An das

Land dürfen die Knaben nicht gehen, sondern werden stets auf dem Schiffe beschäftigt. Das wäre nun alles recht gut, wenn die Knaben nur nicht in so enge Verschläge und in so gefährlicher Vermischung zusammengespundet wären.

Auf dem zweyten Schiffe, die Vergeltung, fanden wir es, wie auf dem Bellerophon; das Krankenschiff, die Batavia, lag in der Nähe. Wir kamen auf der Vergeltung eben zur Zeit des Abendgebets und der Prüfung, welche zwey Mal im Monate gehalten wird, an. Der Geistliche, Herr Price, hielt, wie er wöchentlich zweymal zu thun pflegt, eine Katechisation mit den Knaben und einigen der Männer. Dann rief er diejenigen Knaben und Männer, welche ganz neuerlich aus Newgate eingebracht waren, hervor, meldete der Versammlung, um welcher Verbrechen willen sie verurtheilt seyen, und forderte sie zu einer öffentlichen Erklärung, sich in die Schiffsordnung fügen zu wollen, auf. Dann machte er die Namen derer, die sich neuerdings schlecht betragen hatten, bekannt, und warnte sie; andern aber, die sich wohl betragen hatten, ertheilte er Lobsprüche. Diese Censur machte ersichtlich einen starken Eindruck, und die ganze Art und Weise, wie Herr Price sowohl Männer als Knaben behandelte, verdient den höchsten Beyfall. Er wußte es übrigens nicht, daß wir Augenzeugen waren: denn der Kapitain ließ uns im Verborgenen zuhören. Auf diesem Schiffe befanden sich 37 Knaben. Sie schienen alle gesund und heiter zu seyn. Die Schule ward fleißig besucht, und viele hatten hier lesen und schreiben gelernt, die wenige Monate zuvor gänzlich unwissend hieher gebracht waren. Unter den Knaben befanden sich 2 von erst 9 Jahren. Diese armen Kinder freuten sich sehr, unsern Besuch zu erhalten, waren froh aus den Kerkern von Newgate losgekommen zu seyn, und nannten den

Geistlichen mit innigster Ehrfurcht und Liebe ihren Vater. Und wahrlich er verdiente die größte Hochachtung! — Welch eine Versammlung! — und doch, welche Andacht während der Gebete — welche Aengstlichkeit, an wen er seine Fragen richten würde — welcher Freudenschimmer auf den Gesichtern derer, welche ein Lob, welches Schaamvolle in dem Antlitz derer, welche einen Tadel voraussahen! — Dieser Mann war seinem Beruf, verirrte Schaafe auf den rechten Weg zu bringen, vollkommen gewachsen.

Der verderblichste Uebelstand auf den Gefängnißschiffen bleibt indeß der, daß alle Sträflinge über 15 Jahr durch einander gemischt sind, und nun auch in dieser Mischung am Strande arbeiten. Ich zählte, sagt Bennet, in einem der Schiffe nicht weniger als 81, welche alle in dem Alter zwischen 15 und 18 standen und demzufolge unter die erwachsenen Männer, oft die ärgsten Bösewichter, gemischt waren. Der Erfog zeigte sich besonders an zwey Knaben, Leary und Farrel, beydes sehr fähige und unternehmende Köpfe. Leary sank immer tiefer, weil er, als über 15 Jahr alt, unter die Männer gerathen war; Farrel aber hatte sich in kurzer Zeit so glänzend ausgezeichnet, daß die Zuchthausgemeinde des Bellerophon eine silberne Medaille hatte schlagen lassen, auf der einen Seite mit der Inschrift: „Zur Erinnerung an den unermüdlichen Eifer des ehrwürdigen Edwards, Schiffsgeistlichen des Bellerophon, die Sünder zu bekehren, und zu einem aufrichtigen Zeichen der innigsten Ehrerbietung;“ auf der andern Seite: „Unserm Hugh Farrel gewidmet, für seine ausdauernde und bewährte gute Aufführung — und seine frommen Vorlesungen verschiedener Theile der heiligen Schriften, Predigten ꝛc.“ Die Geschichte dieser beyden Knaben bestätigte die traurige Wahrheit, daß, wenn die Schiffszucht das Kind rettete,

sie dem erwachsenen Knaben verderblich wird. Wahrscheinlich würden von den 81 Knaben, über 15 Jahr, auf dem einzigen Bellorophon, die meisten durch Unterricht und Zucht für die menschliche Gesellschaft wiedergewonnen seyn, wenn nicht das Jahr ihrer Geburt über ihr Schicksal entschieden hätte, welches nun wahrscheinlich darin bestehen wird, daß sie sich täglich immer mehr verschlechtern, und doch zuletzt am Galgen enden werden. Welche Widersprüche! — Sonst stellt man junge Leute von dem Alter jener Elenden unter Vormundschaft; nur allein in den Gefängnißschiffen mischt man sie ohne Aufsicht unter die Erwachsenen und bestraft sie gleichwie Männer. In einer Lebenszeit, wo das Herz noch biegsam und das Gemüth lenksam ist, giebt man sie der Gesellschaft und dem verderblichsten Einfluß der verhärteten und unverbesserlichen Bösewichter Preis! —

Ueberdem, da die Sträflinge in den Arbeitsstunden den Augen aller Menschen ausgesetzt sind, so muß daraus unvermeidlich eine immer tiefere Niederträchtigkeit, Verhärtung und Verzweiflung erfolgen. Was soll man sagen, wenn es durch viele Erfahrungen bestätigt ist, daß die entlassenen Sträflinge von ihren noch zurückbleibenden Genossen Empfehlungsbriefe an andere Schelme in London und Einlaßkarten für deren Versammlungsörter erhalten? — Leider hat deshalb der berühmte Colquhoun vollkommen Recht, wenn er sagt: „daß ihm selten oder nie ein Beyspiel vorgekommen sey, daß Menschen nach ihrer Entlassung aus den Gefängnißschiffen je wieder zu einer ehrlichen Lebensart zurückgekehrt seyn, sondern daß die Zusammenmischung der Sträflinge jene Schiffe in vollständige Pflanzschulen des Lasters und der Gottlosigkeit verwandele.“

Nun kommt Bennet auf die Reise selbst nach der Botany Bay zu sprechen.

Für die Frauenspersonen hebt sie, ohne Dazwischenkunft des Fegefeuers der Gefängnißschiffe, sogleich mit der Entlassung aus dem Kerker an. Aber wie geht es nun hier her! Sobald das Schiff ausläuft, sucht sich jeder Officier und Matrose eine von den unglücklichen Frauenspersonen zur Buhlerin, während der Reise, aus. Wenn man erwägt, daß die Sünderinnen nicht eben alle lüderliche Dirnen sind, sondern daß man sehr viele derselben hauptsächlich deshalb übers Meer schickt, um das weibliche Personal der neuen Colonie zu bilden und die Mütter der künftigen Bewohner zu werden, so kann man jenen Unfug, wodurch die Verbannungsfahrt erst recht wie eine Fahrt in das Verderben wird, nicht genug verdammen. Und der Zustand jener Frauenspersonen wird leider auch mit dem Ende der Fahrt um nichts besser. Bey ihrer Ankunft zu Neu-Süd-Wales nämlich, wird der Colonie davon Nachricht gegeben; sie werden, neu gekleidet und gereinigt, auf dem Verdeck, wie auf einem Sclaven- oder Viehmarkt, ausgestellt. Zwar haben die besten oder hübschesten nun wohl vielleicht das Glück, auf Empfehlung des Kapitains und der Officiere in gute Häuser zu kommen, manche verheirathen sich auch wohl und werden gute Hausfrauen; aber das sind nur die seltenen, großen Loose der Lotterie; was wird aus den Nieten? — Die Unglücklichen, welche Niemand zu sich nimmt, zerstreuen sich in der Stadt und geben, um nur nicht Hungers zu sterben, sich Preis. Da die Regierung keine Wohnung für sie bereit hält, so müssen sie jedes Mittel ergreifen, um unter Dach und Decke zu kommen. Ist nun die Verbannungszeit vorüber, so können sie auf keine andere Weise in ihr Vaterland zurückkehren, als daß sie, statt der Ueberfahrungskosten, sich abermals den Seeleuten Preis geben. In welchem Zustande sie darnach in England ankommen und wiefern sie

nun für die menschliche Gesellschaft gebessert sind, ist leicht zu beurtheilen. Was aber bejahrte oder wenig reizende Frauenspersonen anbetrifft, so müssen sie, da es für sie kein Mittel zur Rückkehr nach dem Vaterlande giebt, lebenslänglich verbannt und gefangen bleiben, auch wenn ihr Urtheil nur auf wenige Jahre lautete.

Was die Schiffe betrifft, welche Männer überführen, so gleichen sie vollkommen den ehemaligen Sclavenschiffen. Kommt dann ein solches Schiff in der Colonie an, so werden die Sträflinge entweder auf dem Verdeck oder am Ufer in Reihe und Glied gestellt; es suchen dann (wie bey den Weibern) zuerst die vornehmern Colonisten sich diejenigen aus, welche ihnen gefallen; die übrigen können von den Geringeren zu Dienstleuten genommen werden. Ein großer Fehler, welchen man sich hiebey zu Schulden kommen läßt, ist der, daß zwar wohl die Namen, aber nicht die Verbrechen der neuen Ankömmlinge in den Listen, welche aus England mitgegeben werden, angemerkt sind. Es sieht sich also die Obrigkeit der Colonie ganz außer Stande, den Sträflingen eine ihnen in allen Stücken angemessene Behandlung und Anstellung zu geben, und es trifft sich oft, daß der ärgste Bösewicht, wenn er durch ein gefälliges Aeußere täuscht, gerade die allerbeste Aufnahme findet. — Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Sträflinge, welche zu den Landbauern kommen, sich am ehesten bessern. Diejenigen, welche bey öffentlichen Arbeiten angestellt werden, sind von 6 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags im Dienst; die übrige Zeit bleibt ihnen frey zu eigener Wahl, welche dann selten gut ausfällt. Kann auf diese Weise der Wachsthum der Colonie zum Bessern gefördert werden? — Nur 166 freye Männer gab es 1807, aus welchen der Gouverneur Bligh Geschworne oder Beamte erwählen konnte. — Da die

Verbannten zu 5 oder 6 zusammenleben und in den Stunden, wo die öffentlichen Arbeiten geendet sind, sich selbst, sowohl Männer als Weiber, überlassen bleiben, wobey einige Umgänge der Sicherheitsbeamten wenig in Anschlag kommen; so ist leicht abzusehen, wie weiten Spielraum die Arbeitsscheu, Spiellust, Völlerey und Lüderlichkeit aller Art behält. Und welche Achtung moralischer Reinheit soll sich bey Schurken finden, die ihre Freyheit nicht durch bewährte Besserung, sondern bloß durch die Erduldung der zuerkannten Strafzeit wiedergewonnen haben? Welche Macht kann zu Ansehen gelangen über einen Schwarm von Menschen, welche einmüthig nur darauf sinnen, den Anordnungen der Obrigkeit auszubeugen oder zu widerstehen, oder sie nichtig zu machen? — Dazu kommt, daß die freygewordenen Pflanzer, gemeiniglich zuvor auch Sträflinge, wenigstens zur Hälfte eben solche Säufer, Schelme und Taugenichtse sind, als die zu ihnen gesandten Verbannten selbst. Sie sind es, welche diese letztern zu allen Empörungen und Freveln anreizen, bey den Diebstählen die Hehler machen und den verfolgten Verbrechern sichere Schlupfwinkel anweisen.

Diejenigen Verbannten, welche, nach Ablauf der Strafzeit, in das Vaterland zurückzukehren wünschen, sind hiezu eines Passes von dem Gouverneur benöthigt. Haben sie diesen erhalten, so mögen nun wohl die Jungen, Gesunden und Starken sich die Rückkehr erarbeiten; aber was wird aus dem Bejahrten und Schwachen werden? — Sie müssen, wie jene unglücklichen Frauenspersonen, von welchen schon früher die Rede gewesen ist, lebenslänglich des Vaterlandes beraubt und gezwungene Bewohner einer Colonie bleiben, wo die Mehrzahl der Mitbürger aus gefährlichen Taugenichtsen besteht, und wo der Gouverneur sich die Freyheit

nimmt, eigenwillige Abgaben auszuschreiben, und willkührliche, gesetzwidrige Verordnungen zu machen. Soll das scheinbare Zunehmen der Colonie ein wahres Gedeihen werden, so müssen jene zahlreichen Mißbräuche abgestellt werden.

Und welchen Nutzen hat das Vaterland selbst von dieser Art der Bestrafungen? — Der Zweck derselben ist doch der, daß man dem Verbrechen zuvorkommen will? Zwar hemmt die Verbannung den bösen Fortschritt des Verbrechers daheim, weil man ihn wegschickt. Aber die Bestrafung sollte noch mehr wirken; sie sollte auch Andere von ähnlichen Vergehungen abschrecken. Kann dieses dadurch bewirkt werden, daß man die Verbrecher entfernt? Es wäre abgeschmackt, eine solche Hoffnung zu hegen. Um daheim ein heilsames Schrecken zu erregen, werden die Verbrecher bestraft im Auslande; damit das englische Volk ehrlich bleibe, werden die Unehrlichen zu den Antipoden gesandt, so weit als möglich von denen, welchen der Anblick ihrer Bestrafung zur Warnung dienen soll.

Ein anderer sehr großer Fehler dieser Bestrafungsart liegt in der Ungleichheit derselben. Sie trifft die verschiedenen Menschen, je nachdem sie alt oder jung, verheirathet oder ledig, gesund oder schwächlich sind, ganz verschieden. Was für die Einen eine wahre Strafe ist, erscheint den Andern nur als ein lustiges Abentheuer. Eine Strafe aber sollte doch wohl für Alle und zu allen Zeiten auch wirklich eine Strafe seyn. Nicht das Leiden selbst, welches eine Bestrafung mit sich führt, bringt die sittliche Wirkung hervor, sondern das, was bey einer Strafe in die Augen fällt, schafft jenen sittlichen Erfolg Nun haben zwar diejenigen, welche zur Verbannung verurtheilt werden, in der That große Leiden zu erdulden; aber da dieselben der größeren Menge nicht in die Augen fallen, wie sollen sie

denn nun heilsam wirken? Die Menschenclasse, welche die meisten Verbannten liefert, ließt nicht, denkt nicht nach und wird nur von dem berührt, was unmittelbar in die Sinne fällt. Da diese Menschen das Elend der Verbannten nicht sehen, so bringen nun allerley täuschende Bilder von Lust und Hoffnung, und besonders die Liebe, Ort und Arbeit zu verändern und zu wechseln, welche unter der brittischen Jugend so stark im Schwunge geht, den traurigen Erfolg hervor, daß das, was die Gesetze zu einer scharfen Bestrafung machen wollen, in eine angenehme Speculation und eine vortheilhafte Unternehmung umgewandelt wird. Vor einer Seereise fürchtet sich kein brittischer Jüngling; Neu-Süd-Wales ist auch keine Wüste mehr, wo man verhungert; tödtliche Krankheiten herrschen dort nicht, und die Zurückkehrenden befinden sich wohl. Wo soll nun Schrecken herkommen? Wenn alles von der zunehmenden Blüthe der Colonie spricht, wer soll sich denn vor diesem Wohnorte fürchten? Eine Strafe, welche Furcht erweckt, ist die Verbannung also nur noch für Väter und Mütter, welche die Ihrigen lieben und nun erbarmungslos von denselben getrennt werden, und für einige wenige Andere: aber die Meisten — wie die Aufseher von Newgate bezeugen, betrachten die Verbannung als eine Lustpartie, wo man obenein die Welt zu sehen bekommt, zeigen keine Reue, keinen Schmerz, sondern sind höchlich ergötzt. Manche, wenn das Verbannungsurtheil über sie ausgesprochen ist, danken aufs Schönste und sind überglücklich und ziehen mit Jubel und Hurrah zu den Schiffen hinab. Sie rufen den Wachen zu: „den ersten schönen Sonntag, werden wir auf Botany-Bay eine prächtige Känguru-Jagd halten!“

Auch hat man Beyspiele, daß Frauen, deren Männer nach Botany-Bay verbannt worden, absichtlich ein Verbre-

chen begangen haben, welches sie eben dorthin nachgeliefert hat. Ein unglückliches Weib aber, welches in derselben Absicht neulich einen Diebstahl verübte, sah sich schrecklich getäuscht, da sie dem Galgen, zu einer weiteren Reise als nach der Bay, übergeben wurde.

Die Reiselust nach Süd-Wales ist so groß, daß von 15 jungen Leuten unter zwanzig Jahren, welche sich jetzt eben am Bord des Gefangenschiffs Leviathan befinden, dreyzehn auf ihr eigenes Ansuchen, statt mit einer gelinderen Strafe abzukommen, dorthin gesandt werden. Nie habe ich Newgate besucht, ohne mit dringenden Bitten bestürmt zu werden, zur Fahrt nach Botany-Bay zu verhelfen. So ist es also nunmehr dahingekommen, daß der strengste Urtheilsspruch des Gesetzes, nächst dem Tode, zu dem mildesten herabgeschmolzen ist, und das, was Schrecken und Entsetzen hervorbringen sollte, und was ein Umtausch für den Tod selbst war, jetzt nicht nur für geringe Vergehungen auferlegt, sondern auch von den Verbrechern selbst aus freyer Wahl, nicht eben als eine Strafe, sondern als eine Art von Begnadigung erbeten wird! — Unmöglich kann dieser Unfug mit den Regeln der Gerechtigkeit in irgend einen Einklang gebracht werden, auch sieht man ja täglich vor Augen, wie das Verbrechen wächst, Eigenthum und Leben immer unsicherer werden, und Betrügerey zu Raub und Mord hinanreift, so daß jenes Gesetz nur noch ein Schrecken ist für die Guten, und daß Bestrafungen in Folge jenes Gesetzes weder zum Beyspiel, noch zur Besserung dienen. Wenn also in irgend einer Hinsicht das Strafgesetzbuch Britanniens eine prüfende Durchsicht erfordert, so muß dieses vorzüglich in Hinsicht des Verbannungsgesetzes zugestanden werden. Möge man die bedeutenden Summen, welche auf die Ueber-

fahrten nach Neu-Süd-Wales und auf die dortigen unfreywilligen Einwohner gewandt werden, lieber für die Anlage neuer Gefängnisse und für die Verbesserung der alten bestimmen, so wird man dem Lande, ohne die Lasten zu vermehren, dennoch eine große Erleichterung schaffen können." —

Was bey der Lesung dieses so unparteyischen Berichts am meisten schmerzt, ist, daß er die S. 263 — 269. gemachte Bemerkung bestätigt, daß ein sehr großer Theil der Verbrecher beynah noch Kinder, wenigstens Unmündige sind, von denen doch gewiß Viele — wie selbst Herr Bennets Bericht beweiset — gerettet werden könnten, wenn man sie einer zwar ernsten und strengen aber dabey humanen Erziehung übergäbe. Was der wackere Geistliche, dessen der Bericht erwähnt, unter so ungünstigen Umständen möglich machte — wie viel leichter müßte es in einer andern Umgebung seyn. Gewiß läßt sich dieß von dem Mill-Bank Penitentiary erwarten. Dieses hat ja recht eigentlich die Bestimmung, die von der Deportation zu retten, die nur irgend zu retten sind. Aber was vermag doch eine solche Anstalt gegen die Größe und den Umfang des Bedürfnisses!

# IX.

## S. 329.

## Es ist schwer u. s. w.

Seit dieß geschrieben ist, hatten wir die Freude Hrn. Dr. Steinkopf aus London (s. S. 317.) hier zu sehen. Er theilte, wie überall, auch uns ein von der Londner Hauptsocietät an alle deutsche Bibelgesellschaften gerichtetes Schreiben mit, welches vieles was oben von mir bemerkt ist, noch näher bestimmt und gewiß hier mit Vergnügen gelesen werden wird.

„Sechzehn Jahre sind nunmehr verflossen, seitdem die brittische und ausländische Bibelgesellschaft ihre Laufbahn begonnen hat. Der Zweck derselben war: Das Wort Gottes, so wie es in den Schriften des Alten und Neuen Testamentes enthalten ist, ohne Noten und Commentar, in verschiedenen Sprachen und Dialekten auszubreiten; und ihr Wirkungskreis sollte, ohne Beschränkung des Klimas und der Farbe, alle Völker der Erde umfassen, zu welcher Religion oder religiösen Abtheilung sie immer gehören mögen, so weit ihre Mittel nur immer die Erreichung dieses Zweckes möglich machen sollten. Der Ausführung dieses Planes schien der damalige äußere Zustand der Dinge sehr ungünstig zu seyn. Ein offener oder geheimer Unglaube hatte furchtbare Fortschritte gemacht; während ein blutiger Krieg Verheerung und Verarmung beynahe über jeden Theil Europa's verbreitete. Dennoch schlug die Gesellschaft, mitten unter diesen niederschlagenden Umständen, ihre Wurzeln, und ihr Wachsthum übertraf die kühnsten Berechnungen selbst ihrer eifrigsten und erwartungsvollsten Freunde.

Im October 1819 hatten sich innerhalb des brittischen Gebietes nicht weniger als 629 Hülfs- und Zweig-Gesellschaften an die Mutteranstalt angeschlossen, die kleineren Distrikt- und Parochial-Vereine nicht mitgerechnet, deren Anzahl sich über Tausend beläuft.

Vom März 1804 bis März 1820 sind aus ihrem Lager 2 Millionen 544,151 Exempl. der h. Schrift hervorgegangen; rechnet man hiezu 330,000 Bibeln oder Neue Testamente, welche in verschiedenen Theilen Europa's auf ihre Rechnung angekauft und vertheilt wurden, so wie noch weitere 800,000 Bibelexemplare, welche die mitverbundenen Bibelanstalten in allen Theilen des Erdkreises gedruckt und in Umlauf gesetzt haben, so ergiebt sich die bedeutende Gesammtzahl von 3 Mill. 774,151 Exempl. der göttlichen Urkunden unserer heiligen Religion, die, als ein unvergänglicher Saame, auf den großen Acker der Welt ausgestreut wurden. Um diese herrlichen Resultate zu gewinnen, hat die Gesellschaft im ersten Jahr ihrer Entstehung 691 Pf. St., in ihrem jetzt vollendeten sechzehnten Jahr 123,847 Pf. St. 12 Sch. 3 Pf., und während des ganzen Laufes der zurückgelegten 16 Gesellschaftsjahre 828,687 Louisd'or auf die Bibelsache verwendet.

Die Zahl von Sprachen und Dialekten, in denen von der Gesellschaft die ganze Bibel, oder das Neue Testament, oder einzelne Theile der heiligen Schrift entweder bereits gedruckt sind, oder gegenwärtig übersetzt und gedruckt werden, beläuft sich auf 130, unter denen fast alle europäische, viele asiatische, einige afrikanische und amerikanische, und eine Sprache der Gesellschafts-Inseln in der Südsee begriffen sind. Die wohlthätigen Folgen, welche eine so reiche Verbreitung der göttlichen Urkunden bereits hervorgebracht hat, und, wie wir getrost hoffen,

noch in der Zukunft hervorbringen wird, überschreiten jede menschliche Berechnung. Je frecher der Unglaube und die Gottesvergessenheit ihr Haupt empor heben, desto muthiger haben sich Tausende unter den Hohen und Niedern, Regenten und Unterthanen, Gelehrten und Ungelehrten, um das heilige Panier der Bibel gesammelt, und ihrem göttlichen Urheber aufs Neue gehuldigt. Ein geweihter Bund vereinigt nunmehr enger als je zuvor Christen von den verschiedensten christlichen Religionsbekenntnissen. Ohne ihren, ihnen eigenthümlichen, Religionsansichten zu entsagen, oder ihre besondere kirchliche Gemeinschaft zu verlassen, lernen sie einander dulden und lieben; ihre vereinten Bemühungen bringen Wirkungen hervor, die sie nie vereinzelt zu Stande gebracht haben würden, und so bildet sich eine aneinander hängende Kette gegenseitiger Mittheilung und Dienstleistungen, welche nicht anders als höchst wohlthätig für die gemeinschaftliche Sache des Christenthums wirken kann.

Obgleich die Gesellschaft weit davon entfernt ist, sich in staatsbürgerliche Angelegenheiten einzumischen, so nährt sie dennoch einen Geist und Sinn, der die Grundsätze bürgerlicher Stufenordnung, des Gehorsams und des Friedens begünstigt. Durch sie sind Tausende armer Hütten mit dem unschätzbaren Kleinod des Wortes Gottes bereichert worden, das die Unwissenden belehrt, die Lasterhaften auf den Pfad der Tugend zurückführt, die Traurigen tröstet, und die Sterbenden mit der freudigsten Hoffnung auf ein ewiges Leben und die zukünftige Herrlichkeit erfüllt. Blinde Götzendiener wurden in erleuchtete Verehrer des lebendigen und wahren Gottes umgeschaffen, und bloße Namen-Christen sind demüthige und fromme Nachfolger des Erlösers geworden. Dabey fühlen die Mitglieder der Gesellschaft

in der festen Ueberzeugung, daß Gott nur es ist, der Beydes das Wollen und das Vollbringen verleiht, sich gedrungen, mit jenem heiligen Verfasser auszurufen: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gebühret die Ehre!“ —

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, wendet sich die Committee der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft an Sie, geehrte Mitarbeiter; und indem die Mitglieder derselben die Hand brüderlicher Liebe über den Ocean herüber Ihnen entgegenbieten, fühlen sie sich gedrungen, Ihnen die aufrichtigsten Glückwünsche darüber auszudrükken, daß an der großen Kette, welche die Erde mit dem Himmel verknüpft, Ihre Gesellschaften ein wohlthätiges Glied bilden. Aufgemuntert durch Ihre thätigen Bemühungen, freuen wir uns der Fortschritte, welche Sie bereits gemacht haben; und indem wir Sie der aufrichtigsten und lebhaftesten Theilnahme versichern, welche die brittische und ausländische Bibelgesellschaft an allen Ihren segensvollen Arbeiten für die Sache der Bibelverbreitung nimmt, erlauben wir uns zugleich, Sie aufs achtungsvollste und brüderlichste zu bitten, alle Ihre Kräfte zur Förderung eines Gegenstandes anzuwenden, der so einfach und doch so erhaben ist, alle Ihre Mittel, die Ihnen zu Gebote stehen, in volle Thätigkeit zu setzen, und in Ihren Wirkungskreisen auf die Vermehrung der Anzahl Ihrer thätigen Mitarbeiter sorgfältigen Bedacht zu nehmen. Besonders möchte Ihnen die Committee die Errichtung kleinerer Bibelvereine in einzelnen Distrikten und Pfarrgemeinden empfehlen, deren wohlthätige Wirksamkeit sich nicht nur durch die zahlreichen Anstalten dieser Art in Großbritannien, sondern auch durch die Erfahrung der Russischen, Schleswig-Holsteinischen, Würtembergischen,

Schwei-

noch in der Zukunft hervorbringen wird, überschreiten jede menschliche Berechnung. Je frecher der Unglaube und die Gottesvergessenheit ihr Haupt empor heben, desto muthiger haben sich Tausende unter den Hohen und Niedern, Regenten und Unterthanen, Gelehrten und Ungelehrten, um das heilige Panier der Bibel gesammelt, und ihrem göttlichen Urheber aufs Neue gehuldigt. Ein geweihter Bund vereinigt nunmehr enger als je zuvor Christen von den verschiedensten christlichen Religionsbekenntnissen. Ohne ihren, ihnen eigenthümlichen, Religionsansichten zu entsagen, oder ihre besondere kirchliche Gemeinschaft zu verlassen, lernen sie einander dulden und lieben; ihre vereinten Bemühungen bringen Wirkungen hervor, die sie nie vereinzelt zu Stande gebracht haben würden, und so bildet sich eine aneinander hängende Kette gegenseitiger Mittheilung und Dienstleistungen, welche nicht anders als höchst wohlthätig für die gemeinschaftliche Sache des Christenthums wirken kann.

Obgleich die Gesellschaft weit davon entfernt ist, sich in staatsbürgerliche Angelegenheiten einzumischen, so nährt sie dennoch einen Geist und Sinn, der die Grundsätze bürgerlicher Stufenordnung, des Gehorsams und des Friedens begünstigt. Durch sie sind Tausende armer Hütten mit dem unschätzbaren Kleinod des Wortes Gottes bereichert worden, das die Unwissenden belehrt, die Lasterhaften auf den Pfad der Tugend zurückführt, die Traurigen tröstet, und die Sterbenden mit der freudigsten Hoffnung auf ein ewiges Leben und die zukünftige Herrlichkeit erfüllt. Blinde Götzendiener wurden in erleuchtete Verehrer des lebendigen und wahren Gottes umgeschaffen, und bloße Namen-Christen sind demüthige und fromme Nachfolger des Erlösers geworden. Dabey fühlen die Mitglieder der Gesellschaft,

in der festen Ueberzeugung, daß Gott nur es ist, der Beydes das Wollen und das Vollbringen verleiht, sich gedrungen, mit jenem heiligen Verfasser auszurufen: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gebühret die Ehre!“ —

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, wendet sich die Committee der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft an Sie, geehrte Mitarbeiter; und indem die Mitglieder derselben die Hand brüderlicher Liebe über den Ocean herüber Ihnen entgegenbieten, fühlen sie sich gedrungen, Ihnen die aufrichtigsten Glückwünsche darüber auszudrükken, daß an der großen Kette, welche die Erde mit dem Himmel verknüpft, Ihre Gesellschaften ein wohlthätiges Glied bilden. Aufgemuntert durch Ihre thätigen Bemühungen, freuen wir uns der Fortschritte, welche Sie bereits gemacht haben; und indem wir Sie der aufrichtigsten und lebhaftesten Theilnahme versichern, welche die brittische und ausländische Bibelgesellschaft an allen Ihren segensvollen Arbeiten für die Sache der Bibelverbreitung nimmt, erlauben wir uns zugleich, Sie aufs achtungsvollste und brüderlichste zu bitten, alle Ihre Kräfte zur Förderung eines Gegenstandes anzuwenden, der so einfach und doch so erhaben ist, alle Ihre Mittel, die Ihnen zu Gebote stehen, in volle Thätigkeit zu setzen, und in Ihren Wirkungskreisen auf die Vermehrung der Anzahl Ihrer thätigen Mitarbeiter sorgfältigen Bedacht zu nehmen. Besonders möchte Ihnen die Committee die Errichtung kleinerer Bibelvereine in einzelnen Districten und Pfarrgemeinden empfehlen, deren wohlthätige Wirksamkeit sich nicht nur durch die zahlreichen Anstalten dieser Art in Großbritannien, sondern auch durch die Erfahrung der Russischen, Schleswig-Holsteinischen, Würtembergischen,

Schweizerischen und anderer Bibelgesellschaften auf dem Continent reichlich bewährt hat.

Da unsere Committee alle Arbeiten Ihrer Gesellschaft mit bleibender Theilnahme zu betrachten sich gedrungen fühlt, und gern ihren Mitarbeitern in dem Weinberge der Bibelverbreitung die sichersten und vollständigsten Nachrichten von denselben mittheilen möchte, so würden Sie uns in hohem Grade verpflichten, wenn Sie uns, mit genauer Angabe des Datums der Stiftung Ihrer Gesellschaft, die Namen Ihrer verehrten Patronen, Präsidenten, Directoren, Schatzmeister und Secretarien, die Anzahl Ihrer Hülfsgesellschaften, die Ausgaben der Bibel oder des Neuen Testamentes, die Ihre Gesellschaft in einer oder in verschiedenen Sprachen drucken ließ, so wie die Anzahl von Bibelexemplaren in gedrängter Kürze zu nennen die Güte haben wollten, welche Ihre Gesellschaft angekauft, und entweder bereits vertheilt oder noch auf Ihrem Lager hat. Sie werden uns eine weitere verbindende Gefälligkeit hinzufügen, wenn Sie den obigen Angaben zugleich den Gesammtbetrag Ihrer Einnahme und Ausgaben, den gegenwärtigen Kassabestand, und den etwanigen Umfang des Bibelbedürfnisses bezeichnen wollten, für den im Gebiete Ihres Wirkungskreises Ihre Anstalt in Anspruch genommen wird.

Zum Schlusse erlauben wir uns die Bemerkung beyzufügen, daß die brittische und ausländische Bibelgesellschaft, nächst dem Segen des Allerhöchsten, ihr gegenwärtiges Gedeihen der Einfachheit ihres Zweckes, so wie dem Eifer, der Beharrlichkeit und der Treue verdankt, womit dieser Endzweck ins Leben eingeführt wurde; und wir ersuchen eben darum alle unsere Mitarbeiter und Freun-

de aufs achtungsvollste, nie von dem einfachen und anerkannten Gegenstand aller Bibelgesellschaften, „der Verbreitung der heiligen Schrift ohne Noten und Auslegung“ abzuweichen.

Obgleich die brittische und ausländische Bibelgesellschaft, allen religiösen und wohlthätigen Anstalten jeder Art und in jedem Lande ihre Hochachtung mit Freuden zollt, welche zum Zwecke haben, die zeitliche und ewige Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu fördern, und ihnen allen im Namen des Herrn Gutes wünscht: so hat sie doch, als Bibelgesellschaft, eine von jeder andern Anstalt ganz unabhängige Stellung, und trägt nicht die geringste Verantwortlichkeit für irgend ein Beginnen, das von andern Gesellschaften oder einzelnen Mitgliedern derselben unternommen wird. Sie sieht sich eben darum veranlaßt, aufs Bestimmteste zu erklären, daß, mit einziger Ausnahme ihrer jährlichen Berichte und monatlichen Correspondenz-Auszüge, sie sich ausschließend auf die Uebersetzung, den Druck und die Verbreitung der heiligen Schrift beschränkt.

Genehmigen Sie, verehrte Herren und Freunde! in dieser Ansprache den Ausdruck der Hochachtung und Liebe, welche uns dieselbe in die Feder gab, und bleiben Sie dieser Gesinnung zu jeder Zeit versichert.“

Die Secretarien der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft

John Owen.
Joseph Hughes.
Carl Steinkopf.

## XI.

### S. 336.

Durch den Secretair der Berlinischen Haupt-Bibelgesellschaft, war Namens derselben ein Schreiben an das Directorium der Canstein'schen Bibelanstalt ergangen, worin der Wunsch geäußert wurde, „bey dem alten von Luther selbst festgesetzten Texte zu bleiben, und alle etwa schon vorgenommene Veränderungen, welche die Kraft und Alterthümlichkeit der Sprache verdrängt hätten, wieder in den alten unveränderten Lutherischen Text zurückzubringen."

Hierauf wurde von dem Directorium erwiedert, „daß man gern so viel es thunlich diesem Wunsch entsprechen werde." Einer der Directoren, Hr. Consist. Rath D. Knapp, entwarf diese Antwort, und begleitete sie mit mehreren Bemerkungen über den Lutherischen Text, welche man hier mit Vergnügen und Belehrung lesen wird.

„Die Geschichte aller, dem kirchlichen Gebrauch gewidmeten Bibelübersetzungen, auch der im Alterthum eingeführten, lehrt uns, theils, daß der Text derselben immer mancherley, durch die Zeit nach und nach gleichsam von selbst herbeygeführte Veränderungen erfahren hat, theils, daß die durchgängige Wiederherstellung ihres Urtextes, sowohl in kritischer Hinsicht, als auch in manchen anderweitigen Beziehungen, sehr bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen gewesen ist. So war es schon bey den Chaldäischen Paraphrasen des A. T., bey der Gr. Uebersetzung der sogenannten 70 Dolmetscher, bey der Vulgata, und bey der alten Syrischen Kirchenübersetzung. Und wie höchst verschieden die Ansichten und Urtheile über das Beyzubehaltende oder Abzuändernde in den alten Bibelübersetzungen, von jeher gewesen sind, und wie wenig selbst die gelehrtesten und

sachkundigsten Männer des christlichen Alterthums im Stande waren, ihren Zeitgenossen und der Nachwelt in dieser Absicht zu genügen, erhellt schon aus der sehr ungleichen Aufnahme der Bemühungen des Origenes bey seinem Bibelwerke (Hexapla), und des Hieronymus, bey der von ihm veranstalteten Revision der Vulgata, oder der Römischen Kirchenübersetzung. Auch in Luthers Uebersetzung blieb der Text schon in den verschiedenen, bey seinem Leben herausgekommenen Ausgaben nicht unverändert, und bald nach seinem Tode wurde manches in seine Uebersetzung aufgenommen, was nicht von ihm selbst herrührt, z. B. die Stelle 1 Joh. 5, 7., die er selbst nie übersetzt hat, und in seiner Uebersetzung nicht dulden wollte. Bereits im 16ten, und noch weit mehr im 17ten Jahrhunderte, hatte man bekanntlich schon verschiedene, oft beträchtlich von einander abweichende Recensionen dieser Uebersetzung; und wie häufig man seit 1677 in allen neuern Ausgaben von dem ursprünglichen Lutherischen Texte, nicht nur in der Rechtschreibung, sondern auch in anderer Absicht, allmählig abgewichen sey, wird jeder Aufmerksame beym Nachschlagen der, in gedachtem Jahre herausgekommenen Concordanz von Lanckisch, sehr oft zu bemerken Gelegenheit gehabt haben. Dieses alles ergiebt sich auch sogleich aus dem, in einigen Editionen der Cansteinschen Bibel abgedruckten Verzeichnisse der Stellen, in welchen die Stadische Bibelausgabe von den Cansteinschen abweicht. Ein gleiches Schicksal haben übrigens auch die, in England und Dänemark eingeführten und der Lutherischen oft folgenden Kirchenübersetzungen erfahren.

Ob nun gleich von mehreren bekannten Gelehrten, besonders im 18ten Jahrhundert, zu einer genauen kritischen Ausgabe der Lutherischen Bibelübersetzung viel Treffliches vorgearbeitet ist, (wovon allerdings auch bey einer abermaligen Revision der Cansteinschen Bibeln Gebrauch zu machen seyn wird,) so hat doch bey einer für den Gebrauch in Kirchen und Schulen und bey der häuslichen Andacht zunächst eingerichteten Ausgabe, die unbedingte Aufnahme oder Wiederherstellung alles dessen,

was in Luthers ursprünglichem Texte gestanden hat, große Bedenklichkeiten. Besonders aber sind die Vorsteher der Canstеinschen Bibelanstalt seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts, nachdem eine so große Veränderung in der Sprache und dem Geschmack der Deutschen erfolgt war, hiebey oft in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden. Einer Seits waren sie mit dem ganz einverstanden, was in Ihrem werthen Schreiben mit Recht als Grundsatz aufgestellt wird, daß die Kraft der Lutherischen, noch von keiner neueren im Ganzen übertroffenen Uebersetzung, keineswegs durch unbefugte Neuerungen geschwächt, und daß selbst der edle alterthümliche Rost derselben möglichst geschont werden müsse; anderer Seits aber konnten sie doch auch nicht unterlassen, die Wünsche derjenigen zu berücksichtigen, die auf eine, dem Vorgange anderer neueren Bibelausgaben gemäße, milde Abänderung einiger ganz veralterten Wörter und Wortformen antrugen; in dem Fall vornehmlich, wenn sie zu anstößigen oder unehrerbietigen, und der Erbauung hinderlichen Nebenbegriffen in jetzigen Zeiten Anlaß geben konnten, und erfahrungsmäßig bey Kindern und Erwachsenen wirklich gegeben hatten. So wird z. B. jetzt wohl niemand wünschen, daß das in den neuern Canstеinschen Bibelausgaben in den Stellen 2 Sam. 13, 29. c. 18, 9. 1 Kön. 1, 33. 38. 44. Esth. 8, 10. 14. aufgenommene Wort Maulthier künftig wieder in das in den ältern Ausgaben befindliche Wort Maul, verändert werde; wiewohl dieses in einer kritischen Ausgabe allerdings wieder herzustellen seyn würde. Für die Beybehaltung solcher alten Flexionen, wie fleuß, fleußt, geuß, geußt, die in den neuern Canstеinschen Ausgaben in fließ, fließt u. s. f. umgeformt sind, läßt sich freylich mancherley sagen, besonders seitdem in den neuesten Zeiten diese Formen in der Dichtersprache wieder eingeführt sind; aber auch selbst dergleichen wird in einer Haus- und Kirchen-Bibel aus den eben angeführten Gründen, jetzt nicht füglich consequent durchgeführt werden können; wie die Vergleichung der Stellen 2 Kön. 13, 17. Hiob 28, 4. Ps. 144, 6. und Jes. 53, 2. lehren wird. Zwar hat man in der letztern

Stelle erst in den neueren Canſteinſchen Ausgaben ſchießt geſetzt: aber auch in den drey vorhergehenden Stellen war man ſchon in früheren Canſteinſchen Editionen (z. B. in der von 1756, die ich eben zur Hand habe) von der urſprünglichen Lutheriſchen Flexion dieſes Zeitworts abgewichen. — Es fehlte zwar ehedem auch nicht an ſolchen, die ſelbſt in allen dieſen und ähnlichen Fällen nicht die geringſte Aenderung geſtatten wollten: da indeſſen die Canſteinſche Bibelanſtalt ein großes Publicum hatte, und die bey weitem größere Mehrzahl deſſelben hierin anderer Meinung war, ſo konnte ſchon deswegen ihrem Begehren nicht genüget werden.

Man hat — vorzüglich nach dem Ablauf der erſten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts — bey der Canſteinſchen Bibelanſtalt ſehr oft ausdrücklich darauf angetragen, daß dergleichen alterthümliche Ausdrücke, wie beſchaamet, bewägen, dürſtiglich, Ehrenhold, endelich, fürbaß u. ſ. w., mit den jetzt üblichen vertauſcht werden möchten. Daß indeß dieſe Anträge, ſo viel ſie auch für ſich haben, doch bis itzt nicht beachtet worden ſind, zeigt der Augenſchein, und iſt auch aus dem, unſerer Octavausgabe vorgeſetzten Regiſter zur Erläuterung einiger dunkeln und alten Wörter ꝛc. zu erſehen. So ſind auch ſolche alte Wortformen und Wortfügungen, wie fahren (ſtatt verfahren), ſeines Gutes brauchen, dieſer Welt brauchen u. dgl., beybehalten worden, z. B. 2 Sam. 18, 5. Sprüchw. 10, 16. 1 Cor. 7, 21. 31.“

---

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerey des Waiſenhauſes.

Bayerische Staatsbibliothek München

S. 272. 273.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Niemeyer, August Hermann,

Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten funfzig Jahren
Bd.: 1

Halle ; Berlin 1820

It.sing. 709 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467637-7